This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

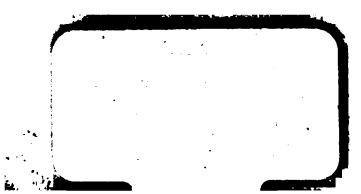
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

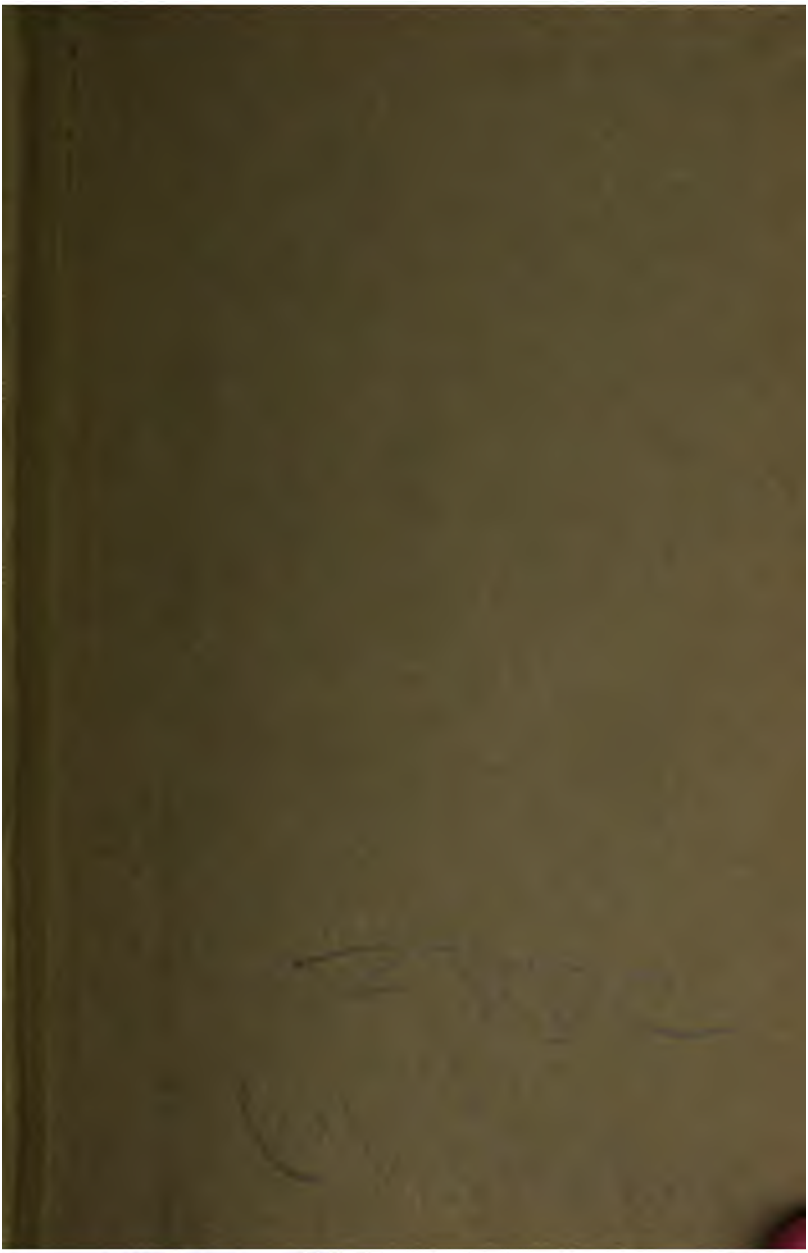
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06818544 0





C. 111
Not in A
1 - 8 - 1907

Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum.

Bilder aus der Vergangenheit als Spiegelbilder für die Gegenwart

von

Gerhard Uhlhorn, Dr. theol.,
Abt zu Loccum.

Offenb. Joh. 6, 2. Und ich sahe, und siehe, ein weiß Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus zu überwinden und daß er siegete.

Vierte verbesserte Auflage.

GERMAN BRANCH
YOUNG MEN'S
CHRISTIAN
ASSOCIATION
NEW YORK CITY
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Stuttgart.
Verlag von F. Gundert.
1886.

C. 111

Der

Kampf des Christentums

mit

dem Heidentum.

Bilder aus der Vergangenheit als Spiegelbilder für die Gegenwart

von

Gerhard Uhlhorn, Dr. theol.,

Abt zu Loccum.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
473365
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1909

Das Recht der Überſetzung wird vorbehalten.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Vorwort

zur vierten Auflage.

Auf den Wunsch des Herrn Verlegers, eine billige
sgabe dieses Buches zu veranstalten, bin ich gern ein-
gangen. War ja das Buch seiner ganzen Anlage nach von
nfang an nicht bloß für Theologen, sondern für weitere
reise bestimmt, wie ich denn auch dementsprechend in der
sten Auflage allen gelehrten Apparat beiseite ließ und
st den späteren Ausgaben auf mehrfach mir geäußerten
unsch eine Reihe von Anmerkungen mit Quellennach-
eisungen hinzufügte. Daß ich dieselben jetzt wieder weg-
lassen habe, wird in der Bestimmung dieser Auflage seine
egründung finden. Sonst habe ich in der Anlage des
ches nichts geändert, dasselbe jedoch unter Verwertung
r zahlreichen seit der letzten Ausgabe über die römische
aiserzeit und insonderheit die Christenverfolgungen er-
hienenen Arbeiten einer eingehenden Durchsicht unter-
zogen.

Möchte Gottes Segen das Buch auch in seiner neuen Gestalt begleiten, möchte der Blick in die Heldenzeit der Kirche vielen Lesern lebendig zum Bewußtsein bringen, was wir am Christentum haben, und in ihnen die freudige Gewißheit wecken, daß auch heute noch das Wort gilt: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

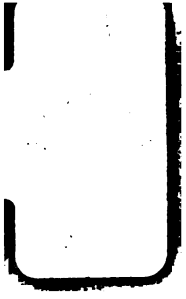
Kloster Loccum, 1. August 1885.

G. Uhlhorn D.

Erstes Buch.

Die kämpfenden Mächte.

1 Joh. 4, 4: Der in euch ist, ist größer, denn der in der Welt ist.



C. 111
Nat. A
1 - 8 - 1900

Der

Kampf des Christentums

mit

dem Heidentum.

Bilder aus der Vergangenheit als Spiegelbilder für die Gegenwart

von

Gerhard Uhlhorn, Dr. theol.,
Abt zu Loccum.

Offenb. Joh. 6, 2. Und ich sahe, und siehe, ein weiß Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus zu überwinden und daß er siegete.

Vierte verbesserte Auflage.

GERMAN BRANCH
YOUNG MEN'S
CHRISTIAN
ASSOCIATION
NEW YORK CITY

Stuttgart.
Verlag von J. Gundert.
1886.

zahlreichen Kolonien streckte sich Rom in die Provinzen hinaus, sie waren ein Stück Rom mitten in Spanien, in Gallien oder in Griechenland. Die Kolonisten nahmen ihr Bürgertum und ihr römisches Recht mit. Oft wurden Peregrinen in die Kolonie aufgenommen, und auch wenn sie neben derselben ein besonderes Gemeinwesen bildeten, standen sie doch unter dem fortdauernden Einflusse des römischen Geistes. Die Standlager der Legionen am Rhein und in Syrien, in Britannien wie an der Donau waren ebenso viele Stützpunkte für die Romanisierung der unterworfenen Völker. Da die Legionen ihren Ersatz in steigendem Maße aus den Provinzialen nehmen mußten, so bildeten sie für diese um so mehr eine Schule der Zivilisation, als es Grundsatz war, die Zuzugsmannschaft nie in ihre heimatlichen Kantonnements zu verlegen. In langjährigem Dienste von dem heimatlichen Boden losgerissen, wurden die Fremden zu Römern, und das römische Bürgerrecht galt ihnen als höchster Lohn. Welche rasche Fortschritte die Romanisierung in den Provinzen machte, kann man an Britannien sehen. Seit dem Jahr 43 war dieses Land wieder besetzt; aus dem Jahre 61 haben wir eine Schilderung desselben bei Tacitus. Wie hat sich in den 18 Jahren alles verändert! Ein Netz von Lagern und Kastellen spannt sich über den unterworfenen südlichen Teil aus, einzelne Häuptlinge sind schon ganz in römisches Wesen eingegangen und regieren als Statthalter; der blutige Druidenkult ist ausgerottet, römische Sitte verbreitet; die Kolonie Camulodunum ist zu einer erheblichen Stadt herangewachsen, in ihrer Mitte erhebt sich ein Tempel des Divus Claudius, wir finden Zirkus, Theater, marmorne Siegesgöttinnen; Londinium ist eine bedeutende Handelsstadt, in der die Erzeugnisse römischen Kunstfleißes und die Produkte Galliens einen Markt haben, und wo man sich bereits an italische Genüsse gewöhnt hat.

Natürlich mußte die Romanisierung rascher und eingreifender in den Ländern vor sich gehen, die bis dahin noch keine oder nur geringe Kultur gehabt hatten. Spanien, Gallien,

Nordafrika erschienen bald völlig romanisiert. Anders stand es nach Osten zu. Hier stößt Rom in Griechenland auf eine höhere Kultur als die eigene, und äußerlich Sieger wird es innerlich mehr und mehr vom griechischen Geiste überwunden. Was eine Zeit lang Frankreich für Europa gewesen ist, das wurde Griechenland für die damalige Welt. Als Philosophen und Rhetoren, als Schulmeister und Ärzte, als Künstler und Handwerker, aber auch als Kammerdiener und Dirnen kommen zahlreiche Griechen nach Italien und Rom, dort griechische Sprache und Philosophie, griechische Sitte und Unsitte zu verbreiten. Umgekehrt gehört es bald zum guten Ton, die alten griechischen Bildungsstätten zu besuchen. Wie man im vorigen Jahrhundert nach Paris ging, um dort den feinsten Schliff zu bekommen, so gehen Scharen von jungen Leuten nach Athen oder auch nach Rhodus und Massilia, um sich dort in hellenische Wissenschaft und Kunst, oft genug auch in hellenische Ausschweifungen einweihen zu lassen. Schon gegen Ende der Republik Raum gewinnend, macht der Hellenismus in der Kaiserzeit besonders unter Nero immer raschere Fortschritte.

So wird das römische Wesen, während es die Welt unterwirft, selbst immer mehr von griechischem Wesen durchdrungen. Aus dem Zusammenflusse zweier Strömungen ergiebt sich ein drittes, ein neues, das weder altrömisch noch altgriechisch ist, sondern griechisch-römisch, und diese griechisch-römische Kultur ist es, welche, die alten Unterschiede ausgleichend, das große Reich erfüllt. Zwar wird das Lateinische nur in den westlichen Provinzen Volkssprache, völlig in Spanien, in Gallien so weit, daß die alte Volkssprache zum Dialekt herabsank. Aber verstanden wird es als die Sprache des herrschenden Volks auch in Palästina und am Nil. Fast mehr noch als das Lateinische ist das Griechische zur Weltsprache erhoben. Wer es sprach, durfte darauf rechnen, überall im Osten und Westen sich verständlich machen zu können. In dem gemeinsamen Recht giebt Rom der Welt ein weiteres gemeinsames Band, das um so

mächtigeren Einfluß übte, je ausgebildeter dieses Recht war. Auf dieser festen Grundlage gewöhnte Rom die Welt mehr und mehr an gleiche Formen des sozialen Lebens.

Am stärksten bewahrt der Orient, seinem bis auf den heutigen Tag stabilen Charakter getreu, seine Eigentümlichkeiten; und wenn auch hier die hellenisierten Städte Antiochien, Nikomedien, vor allen Alexandrien einflußreiche Träger der griechisch-römischen Kultur waren, so ging doch die Umwandlung bei weitem nicht so tief wie im Westen. Dagegen macht sich seit Anfang der Kaiserzeit leise, dann im zweiten und dritten Jahrhundert stärker und stärker spürbar, als drittes Element neben dem römischen und griechischen das orientalische bemerklich, und zwar vorwiegend auf religiösem Gebiete. Während römischer Geist auf dem Gebiete des Staats- und Rechtslebens, griechischer Geist auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft die Herrschaft führt, beeinflußt das Gebiet des religiösen Lebens vielmehr orientalischer Geist. So hat auch dieses Stück des gewaltigen Reiches seinen Anteil an der innern Entwicklung desselben, und einen um so bedeutsameren, als der eigentliche und höchste Zweck, um deswillen dieses Reich da ist, gerade in der religiösen Entwicklung zu suchen ist.

Denn kaum erst braucht darauf aufmerksam gemacht zu werden, welche Förderungen eben für diese religiöse Entwicklung, speziell für die Ausbreitung des Christentums im dem allem liegen. Ein Anstoß für das geistige Leben, der jetzt an einem Punkte gegeben wird, läuft nicht mehr, wie es einige Jahrhunderte früher gewesen wäre, Gefahr, im kleinen Kreise eines einzelnen Volkes zu verkümmern. Wohnt ihm nur selbst die genügende Kraft bei, so pflanzt er sich mit Leichtigkeit durch das ganze Reich fort. Nirgend mehr findet er eine Schranke; die reichlich vorhandenen Kommunikationsmittel, das weitverbreitete Verständnis der beiden Hauptsprachen, des Lateinischen und Griechischen, die Gemeinschaft der Interessen, das gleiche Recht, die wenigstens verhältnismäßige Gleichheit der äußern Lebens-

formen, das alles kommt ihm zu Hilfe. Wir brauchen nur einen Blick in das Leben und Wirken des Paulus zu thun, um das überall bestätigt zu finden. Eine Missionsthätigkeit wie die seine war eben nur in einem Reiche wie das römische möglich.

Aber so wichtig hier alles Einzelne ist, die Hauptsache ist es doch nicht. Unendlich wichtiger noch ist es, daß sich jetzt im römischen Reiche ein der Welt bisher gänzlich fremder Universalismus herausbildet, der die Vorstufe für den Universalismus des Christentums ist. An keinem Punkte tritt die providentielle Bedeutung des römischen Reichs schlagender hervor als hier.

Die Menschheit entwickelt sich in Völkern, in der christlichen Zeit so gut wie in der vorchristlichen. „Gott hat Ziel gesetzt zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen", mit diesem Worte eröffnet uns St. Paulus in der Rede zu Athen einen Blick in die göttliche Regierung und die ihnen selbst unbewußte Leitung der Völker. Aber in beiden Zeitabschnitten, vor Christo und nach Christum, ist die Bedeutung des Volkstums eine ganz verschiedene. In der alten Zeit sind die Völker streng gegen einander abgeschieden. Jedes Volk lebt für sich und arbeitet für sich. Es ist keine gemeinsame Kulturarbeit da, in der die Völker sich gegenseitig ergänzend in gemeinsamer Entwicklung mit einander fortschreiten, sondern die Entwicklung vollzieht sich so, daß ein Volk dem andern die Arbeit zur Fortsetzung überliefert. Von den orientalischen Völkern geht sie an die Griechen, von diesen an die Römer über. In der neuen Zeit sind die Nationen auf einander angewiesen, keine ist die alleinige Trägerin der Kultur, so daß die andern alle auf diese Eine angewiesen wären, sondern die Kulturarbeit ist jetzt eine gemeinsame, und alle Kulturvölker stehen zu einander in beständiger Wechselbeziehung, einander gebend und von einander nehmend. Obwohl sie staatlich gesondert sind, und jedes seine Eigentümlichkeit bewahrt, ist doch ihre Kultur eine gemeinsame. Gliedlich verbunden bilden die christlichen Kulturvölker ein Ganzes, und was sie im tiefsten

Grunde innerlich verbindet, ist, so wenig man dies auf manchen Seiten heutigen Tags anzuerkennen geneigt sein mag, das gemeinsame Christentum. Rom nun bildet das Mittelglied zwischen beiden Ausgestaltungen des Völkerlebens, den Übergang von der einen zur andern. In der alten Zeit nur gesonderte Nationalitäten, kein Gemeinsames; in der neuen Zeit gesonderte Nationalitäten, aber über ihnen ein Gemeinsames; in Rom keine gesonderten Nationalitäten mehr, sie sind äußerlich alle in ein gemeinsames Staatswesen zusammengefaßt, aber eine wirklich innere Einheit, ein innerlich Gemeinsames ist noch nicht vorhanden, sondern soll erst werden.

Im römischen Reiche gehen die alten Nationalitäten mehr und mehr unter, nicht bloß die der unterworfenen Völker, sondern in Wahrheit ebensogut die römische. Die altrömischen Familien sterben aus, Provinzialen treten an ihre Stelle, bald sind auch die Kaiser Provinzialen. Der Unterschied zwischen Römern und Nicht-Römern gleicht sich aus, und in immer weiterem Kreise wird das römische Bürgerrecht auch den Provinzialen zu teil. Wie die altrömische Art und Sitte, so zersetzt sich auch das altgriechische Wesen. Das reine Griechentum tritt zurück, der Hellenismus tritt an seine Stelle. Die römische Kolonie Korinth überflügelt Athen, die hellenisierten Städte Vorderasiens sind wichtigere Mittelpunkte als die alten Kulturstädte des eigentlichen Griechenlands. Völliger noch geben die unterworfenen Nationen des Westens ihre Nationalität auf. Man kann sagen: die Geschichte des Kaiserreichs ist die Geschichte des allmählichen Ausgleichs zwischen Rom und Italien auf der einen und den Provinzen auf der andern Seite und ihrer Verschmelzung in ein Ganzes, freilich so, daß sich gleichzeitig auch bereits die Sonderung des morgenländischen und abendländischen Kaisertums anbahnt. Einen sehr wesentlichen Hebel für die Ausgleichsbestrebungen bildet der Welthandel. Seit Vespasian und mehr noch seit Hadrian wird die Gleichstellung der Provinzen mit dem Mutterlande auch in fortschreitendem

Maße durch die Gesetzgebung herbeigeführt. Rom und Italien verlieren nach und nach ihre Privilegien, die Provinzen erhalten ein Recht nach dem andern, bis der Prozeß unter Caracalla durch Erteilung des Bürgerrechts an alle Provinzialen sich vollendet.

Weil alle Entwicklung lediglich national verläuft, haftet dem antiken Leben eine gewisse Enge an. Maß ist die Haupttugend des Altertums. Darin wurzelt eben so sehr der Kunstsinn des alten Griechen wie die strenge Tugend des alten Römers. Diese Enge schwindet jetzt; unter dem großartigen Austausch des alle umfassenden Reichs erweitert sich das Nationalbewußtsein zum Weltbewußtsein. Auf allen Lebensgebieten zeigt sich eine Entschränkung, die nach der einen Seite ein Verschwinden der alten festen Formen, nach der andern ein Weiterwerden des Blicks, des ganzen Gedankenkreises zur Folge hat. Die scharf unterschiedenen philosophischen Systeme gehen ineinander über, es bildet sich eine praktische Philosophie heraus, die an Schärfe und Konsequenz des Denkens weit hinter der älteren zurückbleibt, dafür aber das Gemeingut eines viel weiteren Kreises wird. Die Kunststile fließen ineinander über. Griechische Glätte und orientalische Massenhaftigkeit reichen sich in den Kolossalbauten der Kaiserzeit die Hand. Aber wenn damit die Reinheit der Kunst verloren geht, und die Zeit nichts mehr zu schaffen im stande ist, was an die klassische Zeit hinanreichte, so gewinnt die Kunst dafür eine vorher nie erreichte Verbreitung. Nie vorher und nie nachher hat die Welt einen solchen Reichtum an Kunstschätzen besessen wie damals. Von Rom gar nicht zu reden, selbst Provinzialstädte beschlossen eine Fülle von großen Bauten, von Statuen und andern Bildwerken, an die selbst unsere kunstreichsten Hauptstädte nicht entfernt hinanreichen. „Pompeji allein," sagt Göthe einmal, „deutet auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzt der eifrigste Liebhaber weder Begriff noch Gefühl noch Bedürfnis hat." Niemals wieder ist die Kunst so ins häusliche Leben einge-

drungen, auch alle Geräte des täglichen Lebens und die ganze Umgebung verschönernd, wie damals. In den Donauländern und am Rhein arbeiteten Thonfabriken nach griechischen Mustern, und die Straßen und öffentlichen Plätze römischer Koloniestädte mitten unter barbarischen Völkern waren mit Nachbildungen griechischer Kunstwerke geschmückt, deren Originale vielleicht irgend einen Platz oder Palast Roms zierten.

Überhaupt verallgemeinert sich jetzt die Bildung. Zahlreiche Schulen vermitteln weiten Kreisen das Wissen, welches bisher nur wenigen zugänglich gewesen war. Die Billigkeit der Bücher, leicht zugängliche öffentliche Bibliotheken dienten demselben Zwecke. Martial redet von Büchern, die 4 oder 6 Sesterzien kosten, etwa 80 ₰ oder 1,20 ℳ. Eine Druckseite kostete ungefähr 8—10 ₰. Die Verbreitung der Bücher war auch eine große. Plinius freut sich, daß seine Bücher von den Buchhandlungen in Lyon verkauft werden. In Rom hatte schon Cäsar den Plan verfolgt, eine Bibliothek anzulegen. Asinius Pollio führte ihn aus. In dem Tempel der Libertas gründete er die erste öffentliche Bibliothek Roms. Augustus gründete zwei andere, denen später noch eine ganze Anzahl hinzugefügt wurde. Das Wissen bekommt jetzt etwas Encyclopädisches; ein Gebildeter dieser Zeit muß überall Bescheid wissen. Alle Zweige der Wissenschaft werden bearbeitet, Grammatik, Altertümer, Landbau und Kriegswissenschaft. Charakteristisch ist die besonders eifrige Pflege, die jetzt der Universalgeschichte zu teil wird, und die Vorliebe für Geographie. Der Blick ist eben weiter geworden, und während der alte Grieche und Römer nur für sein Volk und Land Interesse hat, hat der Römer der Kaiserzeit für alles Interesse, für fremde Völker und Länder, für die Pflanzen und Tiere ferner Zonen. In Rom werden unbekannte Tiere und andere Merkwürdigkeiten ferner Länder unter großem Zulauf zur Schau gestellt. Selbst die Kaiser sorgen dafür. Man macht glückliche Versuche mit Akklimatisierung ausländischer Pflanzen und Tiere. Auch die Naturprodukte der ver-

schiedenen Länder werden ausgetauscht. Obstarten aus südlicheren Gegenden werden nach Rom und noch weiter nach dem Norden verpflanzt. So erhielt Gallien den Öl- und Weinbau. Reisen wird jetzt Modesache. Wer nicht Griechenland gesehen und den Orient besucht hatte, wer nicht in Athen gewesen war und in Alexandrien, zählte kaum zu den Gebildeten, und so gut wir heute unsere Reisehandbücher haben für Italien und die Schweiz, so gut hatte auch der römische Tourist sein Reisehandbuch, in dem auf allerlei Sehenswürdigkeiten hingewiesen war, in dem die Tempel, die Statuen, die Gemälde, die Altertümer verzeichnet standen, die besonderes Interesse einflößten. Auch in der Romanlitteratur, deren Aufkommen an sich schon ein Zeichen des veränderten Geistes ist, spiegelt sich die Vorliebe für Reisen wieder. Sie behandelt besonders gern das Gebiet der erdichteten Reisen, und „die unglaublichen Dinge jenseits Thule" oder ähnliches wird mit Eifer gelesen.

Man hat darüber gestritten, ob diese ganze Entwicklung als Verfall zu betrachten sei oder als Fortschritt. Daß Rom auf seiner Höhe und damit am Anfang seines Niedergangs stand, davon hatten auch die Zeitgenossen eine deutliche Ahnung. „Möchte es dem Himmel gefallen, daß ich ein Lügner wäre, aber ich sehe Rom, das stolze Rom fallen als ein Opfer seines Glücks," sagt Properz, und Tacitus hat mit wahrhaft prophetischem Blicke vorausgesehen, daß die Germanen Rom zerstören werden. Gefährlicher als die Macht der Parther dünkt ihm die Freiheit der Germanen. Dennoch ist der Streit über die Frage, ob Verfall oder Fortschritt? ein unnötiger. Gewiß ist die Zeit, verglichen mit der Blütezeit Griechenlands und Roms, eine Zeit des Verfalls. Produktiv wie früher ist sie nicht mehr. Die Empfindung und Reflektion ist stärker als die Energie des Wollens. Eigentlich neues schafft die Zeit nicht. Aber muß denn nicht die Blüte abfallen, wenn die Frucht reifen soll? Das in der Kaiserzeit sich vollziehende Ineinanderfließen der Nationen wie der philosophischen Systeme und Kunst-

stile ist zwar, wenn man will, Verfall, und doch auch wieder der früheren Abgeschlossenheit gegenüber eine gesunde Frucht der gegenseitigen Berührung. Das Weiterwerden des Blicks, des Gedankenkreises, des Interesses über die antike Enge hinaus ist freilich nicht mehr echt antikes Leben, und weder ein Sophokles noch ein Phidias, weder ein Perikles noch ein Scipio hätte damals aufstehen können, und doch wer will es leugnen, daß diese Erweiterung des Wissens, diese Verallgemeinerung der Kunst auch ein Fortschritt ist? Ist denn die Wissenschaft und Kunst nicht dazu da, daß möglichst viele ihre Frucht genießen? Am wenigsten läßt sich leugnen, daß dieser ganze sich jetzt herausbildende Universalismus eine Vorstufe der neuen christlichen Zeit ist. Das Altertum geht über sich selbst hinaus und streckt der neuen Zeit die Hände entgegen. Selbst in einer Strömung aus der antiken Enge des Lebens in die universalistische Weite begriffen, wurde die alte Welt fähig, den Universalismus des Christentums aufzunehmen. An den Felsmassen der ungebrochenen Nationalitäten einer früheren Zeit hätte der Gedanke einer nicht nationalen Religion, einer Religion für alle Völker abprallen müssen. Jetzt, da die alten Nationalitäten zertrümmert sind, kann der Gedanke eines alle Völker umfassenden Gottesreiches Wurzel schlagen, und, was dem alten Griechen und Römer ganz unfaßbar gewesen wäre, die Idee einer Universalkirche, ist dem Römer der Kaiserzeit, wenn auch noch fremd, doch unfaßbar nicht mehr, nachdem er im Kaiserreich ein Universalreich vor Augen hat.

Freilich mehr als Vorbereitung ist das alles auch nicht. Den christlichen Universalismus aus sich selbst zu erzeugen, war die alte Welt nicht fähig. Was aus dem großen Zerreibungsprozesse, der sich in dem weiten Gefäße des römischen Reichs vollzieht, hervorgeht, ist doch nur Uniformität, nicht wahre Einheit. Die wahre Einheit setzt Mannigfaltigkeit voraus, ist die Zusammenfassung des Mannigfaltigen in seiner Gliederung unter ein Höheres. Hier stoßen wir auf die Schranke, die der alten Welt unübersteiglich ist. Es fehlt ihr der Gedanke der Menschheit,

und weil sie das Ganze nicht kennt, kann sie auch die Teile nicht richtig als Glieder des Ganzen würdigen. Die Einheit des Menschengeschlechts und die Gliederung des ganzen Geschlechts in Völker, die großen Wahrheiten, die Paulus im Mittelpunkte der alten Weisheit, in Athen, predigt, sind ihr verborgen. Deshalb wird die Bedeutung des Volkstums nicht richtig erkannt. Zuerst wird sie überspannt; es giebt nur nationales Leben, nichts darüber hinaus. Dann wird sie unterschätzt; im römischen Reiche kommen die Nationalitäten zu gar keinem Rechte mehr, sie gehen in dem Ganzen völlig unter. Was herauskommt ist nicht ein lebendiger Universalismus, sondern nur ein schattenhafter, ein abstrakter Kosmopolitismus, der die Bedeutung des Volkstums als eines gliedlichen Organismus nicht zu würdigen weiß.

Der letzte Grund liegt noch tiefer. Es fehlt die religiöse Einheit. Was heute die Kulturvölker bei aller Verschiedenheit doch zu einer Einheit zusammenhält, ist im tiefsten Grunde das ihnen allen gemeinsame Christentum. Würde das weggenommen, so müßte die Kulturentwicklung unaufhaltsam Schritt um Schritt auseinandergehen, und die Völker würden wieder wie die antiken Nationalitäten sich feindlich gegenübertreten, es sei denn, daß einem von ihnen die Macht gegeben würde, sie alle in ein Reich zusammenzuzwingen. Das wird man heute von manchen Seiten nicht zugeben. Man beruft sich auf die vervielfältigte Kommunikation und die dadurch bedingte Annäherung der Völker, man legt Gewicht auf die gemeinsame Bildung, ganz abgesehen vom religiösen Leben — als ob äußere Verbindung an sich schon Gemeinschaft des Lebens schaffen könnte! als ob nicht der Kern dieser ganzen gemeinsamen Bildung das Christliche wäre! Der Gedanke einer Menschheit, die sich in Völker gliedert, ist nur möglich im Glauben an Einen Gott und Einen Erlöser. So lange der Polytheismus herrscht, so lange auch die Religion lediglich national ist, so lange zersplittert sich die Eine Menschheit in eine Vielheit gegen einander starr abgeschlossener Natio-

nalitäten. Selbst der Universalismus des römischen Reichs war nur möglich, weil bereits in der religiösen Entwicklung noch innerhalb des Heidentums eine monotheistische Strömung begonnen hatte, eine Strömung, die freilich auch nicht über einen schattenhaften Monotheismus hinauskommen konnte. Die abstrakte pantheistische Gottheit, die das Ergebnis dieser Strömung ist, entspricht ganz dem abstrakten, auch pantheistisch gefärbten, Kosmopolitismus, der an die Stelle des früheren kräftigen Nationalbewußtseins tritt. Erst als statt der toten Gottheit der lebendige Gott, der Schöpfer Himmels und der Erden, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, gepredigt wurde, erst da konnte die Menschheit den Schritt über diesen abstrakten Kosmopolitismus hinaus thun zum wahren Universalismus, der die nachchristliche Zeit beherrscht.

Das führt uns von selbst auf die religiösen Zustände der Kaiserzeit.

2. Verfall der Religion.

Als Paulus durch Athen gegangen ist, mit aufmerksamen Augen das Leben und besonders, was ihm am nächsten lag, das gottesdienstliche Leben der berühmten Stadt beobachtend, faßt er den Eindruck, den er davon gehabt, nachher zu Eingang seiner Rede in das Wort zusammen, welches Luther nicht ganz genau mit „allzu abergläubig“ wiedergiebt, während man es wohl richtiger „allzu götterfürchtig“ oder „gottheitsfürchtig“ übersetzen würde. Denselben Eindruck muß ein Überblick über das religiöse Leben des römischen Weltreichs hervorrufen. Welch eine Fülle von Göttern und Göttinnen, denen die Völker dienen, wie zahllos sind die Tempel und heiligen Stätten, mit allem Reichtum und herrlicher Kunst geschmückt, wie unendlich mannigfaltig die Gottesdienste und Kultushandlungen! In der That, kein Vorwurf würde weniger zutreffen, als wenn man der alten Welt nachsagen wollte, sie sei irreligiös gewesen. Im Gegenteil, die Christen mußten den Heiden als irreligiös erscheinen, und es

ist ihnen dieser Vorwurf oft genug gemacht, weil in ihrem Leben die bei den Heiden üblichen, täglich und stündlich wiederkehrenden, auf Schritt und Tritt das Leben begleitenden Kultushandlungen fehlten. Die ganze Welt war voll von Göttern. Ihre Tempel erhoben sich allerorten, große und prächtige Gebäude und kleine Kapellchen, in Städten und Dörfern, in Feld und Wald, am Rande der Wüste und auf der Paßhöhe des großen St. Bernhard, wo ein Jupiterstempel den bis dahin gelangten Reisenden aufforderte, sein Dankgebet zu thun und seine Gelübde für eine glückliche Heimkehr. „Unser Land ist so bevölkert mit Göttern," läßt Petronius eine Frau aus Kampanien sagen, „daß es viel leichter ist, dort einem Gott zu begegnen als einem Menschen." Oder es sind wenigstens heilige Bäume, Steine und Felsen, die von heidnischer Frömmigkeit mit Kränzen und Bändern geschmückt werden, und an denen keiner vorübergeht ohne irgend ein Zeichen der Verehrung. Das ganze Leben ist von Religion durchzogen.

Der Staat ist auf Religion gegründet. Man weiß es recht wohl, daß etwas vorhanden sein muß, was die Gewissen bindet und die Menschen zum Gehorsam gegen die Gesetze innerlich willig macht. Das ist der Glaube an die Götter, an die Vorsehung, an die vergeltende Gerechtigkeit. „Es mag eher," sagt Plutarch, „eine Stadt ohne Haus und Boden bestehen, als ein Staat ohne den Glauben an die Götter. Dieser ist das Bindemittel der Gemeinschaft, die Stütze aller Gesetzgebung." Polybius rühmt besonders an den Römern ihre Frömmigkeit. „Bei ihnen," sagt er, „steht um des Eides Willen die Verwaltung öffentlicher Gelder sicherer als anderswo durch die ausgedehnteste Kontrole." Bei jeder bedeutenden Staatshandlung wurden die Götter gefragt, niemals fehlen Opfer und Gottesdienst, jede Volksversammlung wurde mit Gebet eröffnet. Augustus verordnete ausdrücklich, daß jeder Senator, ehe er sich auf seinen Platz setzte, an den Altar des Gottes, in dessen Tempel man sich versammelte, treten, eine Libation darbringen und Weihrauch streuen sollte. Noch zu den

Zeiten der ausgehenden Republik war es der Aufblick zu den väterlichen Göttern, der das Heer begeisterte. Als vor einer Schlacht Pompejus zu den Soldaten von der Kriegskunst redete, blieben diese kalt, als Cato aber an die vaterländischen Götter erinnerte (freilich ohne selbst noch an sie zu glauben), da entflammte er das ganze Heer, und die Schlacht war siegreich. Und wie der ganze Staat, so hatte auch jedes bürgerliche Gemeinwesen, jede Stadt, jeder Kreis von Städten seine besonderen Kulte, gutfundierte Stiftungen, reiche und vornehme Priesterkollegien, besondere Festtage und Opfer. Jede Provinz, jede Stadt, jedes Dorf verehrte in Lokalkulten eine schützende Gottheit, und überall waren die Kulte mit der bürgerlichen Verfassung des Gemeinwesens aufs engste verflochten und von Lokalpatriotismus getragen.

Ebenso ist das ganze häusliche und Familienleben religiös gefärbt. Jeder Abschnitt des Lebens, jedes bedeutsame Ereignis wird gottesdienstlich gefeiert. Bezeichnen die Namen der zahlreichen Gottheiten, die als dem häuslichen Leben vorstehend genannt werden, auch mehr Funktionen der Gottheit überhaupt als selbständig gedachte göttliche Wesen, schon diese Namen selbst liefern für das Obige den Beweis. Da ist die Göttin Lucina, die des Kindes Geburt überwacht; Candelifera, der bei der Geburt Lichter angezündet werden; Rumina, die auf das Säugen achtet; Nundina, die man bei der Namengebung am neunten Tage anruft; Potina und Educa, die das Kind an Speise und Trank gewöhnen. Der Statina ist der Tag heilig, an dem das Kind zuerst auf den Boden tritt; Abeona lehrt es gehen; Farinus lehrt es stammeln, Locutinus reden; Cunina wendet von dem in der Wiege liegenden bösen Zauber ab. Da ist ein Thürengott (Forculus), ein Schwellengott (Limentinus), eine Angelgöttin (Cardea). Da ist ein Gott für die Blinden (Caeculus), eine Göttin für die Kinderlosen (Orbana). „Haben doch," ruft Tertullian aus, „selbst die Bordelle und Garküchen und Gefängnisse ihre Götter." Jedes häusliche Fest war zugleich Gottesdienst, jeder Stand hatte seine Götter, die er anrief und von

denen er Hilfe und Schutz für seine Arbeit erwartete. Aus der Nische eines Balkens sieht Epona, die Pferdegöttin, auf den Stall herab; auf dem Schiffe steht das Bild Neptuns; die Kaufleute beten zu Merkur um glückliche Handelsgeschäfte. Jede Arbeit auf dem Felde beginnt mit Gebet. Vor der Ernte wird der Ceres ein Schwein geopfert, und man fängt nicht an, einen Wald abzuholzen, ehe man nicht die unbekannten Götter, die etwa darin wohnen möchten, um Verzeihung gebeten.

Dieses ganze reiche religiöse Leben der alten Welt macht zunächst den Eindruck der größten Mannigfaltigkeit. Welche Verschiedenheit, je nachdem wir es an den Ufern des Nil oder Orontes, in den griechischen Städten oder auf dem römischen Kapitol beobachten. Zu wie ganz verschiedenen Göttern ruft der Ägypter und Syrer, der Grieche und Römer.

Der Orient zieht die Gottheit herab in die Natur. Es ist ein materialistischer Zug, der durch die Kulte Ägyptens und Vorderasiens geht, darum finden sie auch in der materialistischen Kaiserzeit so viele Anhänger. Das geschlechtliche Leben, Zeugung und Tod ist in das Leben der Gottheit aufgenommen, und der Dienst dieser ungestalteten Götter ist daher auf der einen Seite trübe und ernst, finster und grausam wie sie selbst, auf der andern Seite voll berauschender Lust. Moloch hat seine Freude an den Jammertönen der ihm zu Ehren verbrannten Kinder, während in Melyttas Tempel Buhldirnen zur Unzucht locken, und die Jungfrau der Göttin ihre Keuschheit opfert. Der Osirismythus in Ägypten, der Adonismythus in Syrien spiegeln die Gedanken des Sterbens und des Auferstehens wieder, welche diese Religionen beherrschen. Adonis ist auf der Jagd von einem Eber getötet. Die rasch welkenden Adonisgärtchen, die man an seinem Feste pflanzt, sind ein Symbol seines Schicksals. Neben der Bahre, auf der das Bild des Adonis mit der offenen, blutenden Wunde liegt, begeht man einen Kultus der Totentrauer mit den Ausdrücken des rasendsten Schmerzes. Da klagen die Weiber: Weh, Herr! hin ist seine Herrlichkeit! zerraufen sich

das Haar und zerschneiden sich die Brüste. Sieben Tage währt die Trauer; dann erhebt sich der Ruf: Adonis lebt! Adonis ist aufgefahren! und an die Stelle der Trauer treten die ausgelassensten Freudenfeste.

Die Griechen gehen den umgekehrten Weg, sie idealisieren die Natur. Wie im Orient ein materialistischer Zug, so beherrscht in Griechenland ein idealistischer Zug den Kultus. Der heilige Gott ist auch ihnen verborgen, an die Stelle der Heiligkeit tritt als das Höchste die Schönheit. Nicht als ungestaltete Wesen, wie der Orientale, vielmehr als Menschenbilder von vollendeter Schönheit verehrt der Grieche seine Götter. Heiter und licht ist ihr Kult. Es fehlt der Ernst, der die orientalischen Gottesdienste erfüllt, die bei aller Verzerrung doch tiefer gehen und unbewußte Ahnungen des Gottes enthalten, der wirklich in Geburt und Tod herabsteigt, uns zu erlösen, aber es fehlt auch das grob Materialistische, das Grausame und Unzüchtige, das uns in den Tempeln Asiens beleidigt. Dem Griechen dämmert die Ahnung einer sittlichen Weltordnung auf. Ist Baal im Grunde nur die Leben schaffende und dann das geschaffene Leben selbst wieder versengende und tötende Sonne, so ist Zeus auch der Hüter des Rechts. Stellt sich in Aschera nur der sinnliche Naturtrieb dar, so ist Here die Hüterin der Ehe und des häuslichen Lebens. Alles ist hier reiner, denn die japhetidischen Völker haben vor den früh gesunkenen Hamiten die Keuschheit voraus. Am frühesten vergeuden die Griechen dieses ihr schönstes Erbe, und die Folge davon ist, daß nun bei ihnen das gerade Gegenteil des orientalischen Ernstes zu Tage kommt, die leichtfertige Frivolität. Seinen vermenschlichten Göttern dichtet der Grieche in einer reich ausgestalteten Mythologie auch menschliche Fehler und Laster an, und der Olymp mit seinen Festgelagen und Kämpfen, mit List und Gewalt, mit Liebesintriguen und ehrgeizigem Streben ist nur ein Abbild des griechischen Volkslebens selbst. Während der Orientale unter der Macht seiner Götter steht, weiß sich der Grieche als Herr seiner Götter.

Er hat ja die Götter selbst geschaffen; ihre Bilder sind das Produkt seiner Künstler, ihre Legenden das Produkt seiner Dichter. Griechenland ist auch das Land, von dem der Unglaube ausgeht, und als die Griechen und die von ihnen angesteckten Römer nicht mehr an die Olympier glauben, werden die Ungestalten der orientalischen Gottheiten wieder mächtiger. Eben weil an sie noch geglaubt wird, gewinnen sie eine wunderbare Anziehungskraft für die, welche den Glauben an Zeus und Here, an Jupiter und Juno verloren haben.

Noch anders gestaltet und entwickelt sich das religiöse Leben Roms. In Rom ist der Staat alles, deshalb auch die Religion in einem Maße mit dem Staatsleben verflochten, wie es sonst nie eine Religion gewesen ist. „Unsere Vorfahren," sagt Cicero einmal sehr bezeichnend, „waren nie weiser und nie mehr von den Göttern inspiriert, als indem sie bestimmten, daß dieselben Personen den Vorsitz bei Religionshandlungen haben sollten, die auch den Staat regieren." Der Priester, der im Orient einen so bedeutsamen Einfluß hat, tritt in Rom ganz vor dem Staatsmann zurück. Der Konsul opfert, und ist er dabei auch von Priestern umgeben, so sind diese doch mehr nur Zeremonienmeister, die angeben, was zu geschehen hat, und welche Worte zu gebrauchen sind. Ja in Rom wird im Grunde der Staat selbst, Rom selbst als höchste Gottheit verehrt. Repräsentiert wird der Staat in den Zeiten der Republik durch den Kapitolinischen Jupiter. Zu seinem Tempel ziehen die Triumphatoren hinauf und bringen ihm das Dankopfer. Als aber an die Stelle der Republik die Alleinherrschaft, das Cäsarentum, getreten ist, werden die Kaiser die Repräsentanten des Staats und treten so gewissermaßen auch an die Stelle des Kapitolinischen Gottes. In ganz folgerichtiger Entwicklung werden die Kaiser selbst zu Göttern, und der offizielle Kult der Kaisergötter die eigentliche Staatsreligion.

Ganz dem Charakter der Römer entsprechend hat die römische Religion etwas nüchternes, abstraktes. Sie ist ohne Phan-

tasie. Die römischen Götter haben nicht wie die griechischen eine reich ausgestattete Legende. Alles ist hier praktisch und von einem stark juristischen Zuge beherrscht. Seine religiösen Pflichten sind dem Römer aufs Genaueste und bis ins einzelste vorgeschrieben: welcher Gott, in welcher Weise, mit welchen Worten er anzurufen ist, das alles steht nach alter Tradition fest. Darin ist der Römer überaus pünktlich, dagegen um den Zustand der Seele bei Vollziehung der Zeremonien kümmert man sich nicht. Religiös ist, wer am besten den Ritus kennt und ihn am pünktlichsten vollzieht. Dann erwartet man aber auch als sein Recht, daß die Götter den ihnen Dienenden Gutes bescheren. „Welchem Menschen die Götter günstig sind, dem lassen sie Gewinn zufallen." Es ist ein Kontrakt, den man mit den Göttern macht. Beim Beginn des zweiten punischen Krieges verspricht Rom den Göttern Opfer und Spiele, wenn sie ihm den Sieg bescheren; wenn nicht, nicht. Alles ist äußere Zeremonie (Ceremoniae Romanae ist der bezeichnende Ausdruck für die römische Religion), ohne Phantasie, ohne Gefühlserregung. Der Römer hat Respekt vor seinen Göttern, Furcht aber keine Liebe zu ihnen. Wenn Galenus sagt, es sei besser den Schöpfer wegen seiner Weisheit zu loben, als viele Opfer zu bringen und Wohlgerüche zu spenden, wenn Epikur auffordert, sie zu lieben und unaufhörlich zu loben, so ist das nicht mehr altrömisch sondern schon ein Zeichen einer neuen, dem Christentum entgegenkommende Strömung. Deshalb hat der echte Römer auch eine so tiefe Scheu vor allem Übermaß in religiösen Dingen. Superstitio, Überfrömmigkeit, ist ihm ebenso verhaßt, wie impietas, Unfrömmigkeit. Er hält seine Rechnung mit den Göttern in Ordnung, will ihnen nichts schuldig bleiben, aber will auch nicht mehr thun, als seine Schuld ist. Es ist wichtig, sich diesen Charakter der römischen Religion zu vergegenwärtigen, denn die Römer sind das herrschende Volk, und schon von hier aus läßt sich ermessen, wie unverständlich, ja wie verwerflich dem echten Römer das Christentum erscheinen

mußte, das in seinen Augen nur eine verwerfliche superstitio war.

So mannigfaltig aber, so bunt und reich das Heidentum in der alten Welt sich auch ausgebildet hat, im tiefsten Grunde ist es doch überall dasselbe. „Sie haben geehrt und gedient dem Geschöpf mehr als dem Schöpfer," das ist sein in allen Gestalten gleiches innerstes Wesen. Eben weil sie im innersten Wesen alle verwandt sind, können denn auch diese verschiedenartigen Gestalten sich untereinander vermischen, ineinander übergehen, sich zu neuen Gestalten kombinieren. Während der Monotheist alle anderen Götter neben dem Einen nur als verwerfliche Götzen ansehen kann, ist der Polytheist bereit, überall Götter anzuerkennen, wenn sie auch nicht seine Götter sind, ja er hat eine Neigung, überall seine Götter auch in der fremdartigsten Verhüllung wiederzufinden, seine Götter in die fremden Götter hineinzudenken. Der Römer überzeugt sich leicht, daß die olympischen Götter eigentlich seine Götter sind. Zeus ist derselbe wie Jupiter, Here ist Juno, ja selbst die wunderlichen Götter des Orients sind ihm keine fremden; überall sucht und findet er seine heimischen Götter wieder. Leicht fließen ihm auch die Göttergestalten in einander. Die Symbole wie die Namen der einen werden auf die andern übertragen. Cäsar findet bei den Galliern Merkur, Mars, Apollo wieder, ja Plinius erzählt, daß die Bewohner der fernen Insel Tapobrane (Ceylon) den Herkules verehren. Es entsteht eine Göttermischung, die zuletzt zu einer Allgottheit führt. Ein abstrakter Monotheismus schwebt mehr oder minder deutlich über dem Polytheismus. Wie die Mischung der Nationen einen abstrakten Universalismus hervorbringt, die Vorstufe des christlichen Universalismus, so die Mischung der Religionen einen abstrakten Monotheismus, die Vorstufe des christlichen Monotheismus.

Auch da zeigt sich Roms Bedeutung als des sammelnden. Arnobius nennt Rom mit Recht „die Verehrerin aller Gottheiten." Römische Staatsmaxime war es, gegen alle Religionen

Toleranz zu üben. Bei Eroberung einer Provinz oder Stadt wurden die Götter derselben mit einer feierlichen Formel abgerufen und eingeladen, ihren Sitz in Rom zu nehmen. Wenn es einen Gott giebt oder eine Göttin, welche dies Volk oder die Stadt N. N. unter ihren Schutz genommen hat: Gottheit, welche du auch seist, ich bitte dich, ich beschwöre dich, zu verlassen das Volk und die Stadt, auszuziehen aus der Stadt und den Tempeln und nach Rom zu kommen zu mir und den Meinen, daß unsere Stadt, unsere Tempel und Opfer dir angenehm sein mögen. Wenn du das thust, gelobe ich deiner Gottheit Tempel und Geschenke." Die Götter wurden nicht mit gefangen genommen, und während das ganze eroberte Volk und Land als zur freien Verfügung des Eroberers stehend angesehen wurde, erkannte Rom seine Götter an. Die Athener behielten ihre Athene, die Syrer ihre syrische Göttin, die Juden ihren Jehovah. Die eroberten Gebiete und Städte bewahrten ihre religiösen Besonderheiten, ihre pontifices und flamines, ihre Lokalkulte und Stiftungen, die ihrem Zwecke nicht leicht entfremdet werden konnten. Es war das nicht bloß Staatsklugheit, sondern es lag dem der Gedanke zu Grunde, daß die Götter anderer Völker auch Götter sind, die schlecht behandelt den Römern schaden könnten. Deshalb hielt man es auch für Pflicht, sie selbst zu ehren. Augustus erklärte den Alexandrinern, daß er ihre Stadt verschone zu Ehren des großen Gottes Serapis; er sandte auch dem Tempel in Jerusalem Geschenke und ließ dort für sich opfern!

Lag es so den Römern fern, den unterjochten Völkern ihre Religion zu nehmen, so trugen sie doch auch ihrerseits die eigenen Götter in die Provinzen. Die Heere, die Verwaltungsbeamten, die Kolonen brachten den Kapitolinischen Jupiter, brachten die ceremoniae Romanae mit und forderten für diese so gut Anerkennung, wie sie ihrerseits die lokalen Gottheiten anerkannten. Dieses umsomehr, als die offizielle römische Religion jetzt in der göttlichen Verehrung der Kaiser gipfelte, und sich aus der Verehrung

des Divus Augustus und der übrigen Divi eine allgemeine Staatsreligion bildete, die von tiefergehender Bedeutung gewesen ist, als man gewöhnlich annimmt. So vollzieht sich in den Provinzen eine seltsame Mischung der römischen und der Lokalgottheiten. Namentlich hatten die Soldaten daran großen Anteil. Sie waren in der Regel sehr abergläubisch. Hielten sie sich in einem Lande länger auf, so beteten sie auch dessen Götter an und nahmen sie bei ihrer Rückkehr mit. Sehr oft werden auch die römischen und die Landesgottheiten zusammengestellt. Ein Reiteroffizier dankt auf einer Inschrift zwischen Siena und Phylä für die ihm gelungene Auffindung neuer Marmorbrüche dem Jupiter Ammon Anubis und der Juno regina, der Beschützerin der Berge. Ein anderer „eifrig für alle heiligen Dinge" thut in Ägypten ein Gelübde „für das Heil seiner Frau und seiner Kinder" dem sehr großen Gott Hermes Paytnuphis. Andrerseits waren dann auch die Provinzialen geneigt, die römischen Götter anzuerkennen und zu ehren, indem sie wiederum diesen die einheimischen hinzufügten. So errrichtet unter Tiberius die Korporation der Schiffer in Paris dem Jupiter Kapitolinus einen Altar, auf dessen Sockel man zugleich die Namen der alten keltischen Götter Esus und Tarvus sieht. Es finden sich Tempel, die zugleich dem Apollo und der gallischen Göttin Sirona, dem Merkur und der Rosmerta geweiht sind.

Aus den Provinzen wanderten dann aber auch die dort angebeteten Götter nach Rom ein. In Rom, sagt Tacitus einmal, strömt von allen Seiten her alles Nichtswürdige und Schmähliche zusammen und wird dort verehrt. Die Götter des Erdkreises sammeln sich in der Welthauptstadt, und mochte sich anfangs der echt römische Geist, wie er aus Tacitus spricht, noch so streng abweisend gegen die Fremdkulte verhalten, mochten noch so viel Verordnungen erlassen werden, sie zu verdrängen oder doch einzuschränken, unaufhaltsam vollzieht sich in der Kaiserzeit die schon zu den Zeiten der sinkenden Republik be-

ginnende Göttermischung, die mehr als alles andere die Zeit des untergehenden Heidentums charakterisiert. Wie die Nationalitäten sich auflösen und in eine Masse zusammenschmelzen, so lösen sich auch die Religionen auf. An die Stelle der Nationalreligionen tritt ein religiöses Chaos sondergleichen in der Geschichte, damit auch aus diesem Chaos eine neue Welt geschaffen werde.

Dieser ganze Prozeß hat zur Voraussetzung, daß der heidnische Glaube schon im Verfall war. Hätte er noch in jugendlich frischer Kraft dagestanden, so wäre eine solche Bewegung, ein solches Hin- und Herfluten nicht möglich gewesen. Andrerseits darf man aber auch nicht übersehen, daß dieser Prozeß doch aus einem starken religiösen Bedürfnis hervorging und in gewissem Sinne selbst wieder zur Stärkung des Heidentums diente. Das vielgestaltige Heidentum einigt sich dem gemeinsamen Feind, dem Christentum gegenüber. Indem die römischen Götter etwas von den orientalischen annehmen, werden sie geeigneter, das religiöse Bedürfnis zu befriedigen, und damit wächst auch ihre Widerstandskraft gegen den neuen Glauben.

Überhaupt muß man sich vor der Vorstellung hüten, als habe das Christentum bei seinem Auftreten das religiöse Leben der Heidenwelt schon abgestorben oder doch in völligem Verfall begriffen vorgefunden. So leicht ist ihm der Sieg nicht gemacht. Was man vom religiösen Verfall in der ersten Kaiserzeit gewöhnlich liest, ist nach meiner Überzeugung stark übertrieben und bedarf nach mehr als einer Seite hin wesentlicher Einschränkungen. Das ist allerdings richtig, der Verfall hat bereits begonnen, aber er vollzieht sich sehr langsam, und nicht ohne daß immer noch starke Mächte ihn aufhalten, ja nicht ohne daß er auch wieder von Zeiten neuen Aufschwungs unterbrochen wird, und verglichen mit der Periode der ausgehenden Republik ist die Kaiserzeit wirklich eine solche Periode zeitweiligen Aufschwungs. Machen wir den Versuch, ein Bild der damaligen religiösen Zustände zu entwerfen, so werden wir wohl thun, uns vorher zu

vergegenwärtigen, wie schwer es ist, den allgemeinen Glaubensstand einer Zeit zu messen. Es ist das schon dann eine der schwierigsten Aufgaben, wenn uns aus der Zeit ein reichhaltiges Material zu Gebote steht, um wieviel schwieriger noch, wenn wir nur Bruchstücke ihrer Litteratur und einzelne mehr zufällige Überbleibsel, Inschriften und dergleichen besitzen. Die Litteratur der Zeit, die allerdings einen stark ungläubigen und aufklärerischen Charakter trägt, ist kein sicherer Maßstab, da im Volke noch mehr Glaube vorhanden sein kann, als die immer nur aus einer Schicht des Volkes hervorgegangene Litteratur zeigt, während man bei Heranziehung der Inschriften und ähnlicher Denkmäler immer beachten muß, daß in öffentlichen Dokumenten nach hergebrachter Sitte oft ein Glaube noch bekannt wird, der in Wirklichkeit gar nicht mehr vorhanden ist. Man muß beide Arten von Quellen mit einander vereinigen, um einen richtigen Einblick in den damaligen Bestand des heidnischen Glaubenslebens zu gewinnen.

Gewiß würde man irren, wollte man sich den heidnischen Kult damals schon äußerlich in offenbarem Verfall denken. Im Gegenteil, äußerlich war noch kein Zeichen des Verfalls wahrnehmbar. Die Tempel standen noch in voller Pracht, von Tausenden besucht; was die Bürgerkriege verwüstet hatten, war bald aufs Glänzendste hergestellt. Feste und Opfer wurden mit großem Prunk gefeiert, von Bittenden und Hülfesuchenden wurden die Altäre nicht leer. Die Orakel waren noch im Gange, und hatten sie auch ihre politische Bedeutung verloren, so gab doch die Pythia in Delphi und zahlreiche andere Orakel fragenden Privatpersonen noch immer Antwort. Wie groß die Zahl der Opfer war, mag man daraus entnehmen, daß beim Regierungsantritt des Kaisers Caligula allein in Rom in drei Monaten 100 000 Opfertiere geschlachtet wurden. Unzählige Inschriften beweisen genugsam, daß sich noch immer Gläubige fanden, die den Tempeln und Priestern reiche Gaben zuwandten. Da schenkt ein Offizier 100 000 Sesterzien (21 750 *M*), um einen neuen Prozessions-

wagen der Göttin zu erbauen; da schenkt jemand dem Vater Liber ein goldenes Halsband, 3 Unzen schwer, oder ein anderer eine silberne Statue der Felicitas. Erwägt man, wie verhältnismäßig wenig von solchen Weihe-Inschriften auf uns gekommen ist, so kann man aus dem wenigen auf die ungeheure Menge von Schenkungen, Bauten, Stiftungen, Vermächtnissen zu Kultuszwecken schließen, die noch täglich vorkamen.

Ausgelebt hatte sich das Heidentum noch lange nicht. Manches ist es, was ihm noch auf Jahrhunderte ein zähes Leben sicherte. Zuerst die Verbindung mit dem Staatsleben. Überall war die Religion mit den Einrichtungen des römischen Staatslebens innig verflochten; auf ihr ruhte die äußere Sittlichkeit, und selbst die Aufgeklärten, die persönlich nicht mehr an die Götter glaubten, sondern nur die Natur anerkannten, mußten römisch fromm sein, wenn es sich um die ganze Masse von althergebrachten Bräuchen, um die Heiligtümer der Nation, um das Feuer der Vesta, um Haruspizien und Vogelschau handelte, wenn eine Gedächtnisfeier der Toten begangen wurde, oder wenn sie als Beamte Opferhandlungen beiwohnten, diese wohl gar selbst leiten mußten. Die Kaiser selbst vollzogen feierliche Lustrationen der Stadt; bei besondern Ereignissen z. B. unter Nero nach der Pisonischen Verschwörung, wurden die Götter mit reichlichen Spenden bedacht. Mit welcher Feierlichkeit wurde das im Bürgerkriege nach Neros Tode zerstörte Kapitol wieder errichtet. Große Opfer, die sog. Suovetaurilien, wurden dargebracht, um den Grund und Boden zu reinigen, das ganze Volk nahm daran teil. Mochten auch die Kreise der römischen Aristokratie innerlich dem Kultus längst entfremdet sein und im Stillen darüber lächeln, offiziell legten auch sie Wert darauf, ihr Römertum durch Festhalten an der Staatsreligion zu beweisen. Hatten sie doch an deren Aufrechterhaltung persönlich ein Interesse, und nicht bloß deshalb, weil sie als Mitglieder in den zahlreichen höheren Priesterkollegien saßen. Wie in Rom so war auch überall in den Städten das religiöse Leben mit der Munizipalverfassung aufs engste

verflochten, und auch hier lag es im wohl erkannten Interesse der Machthaber, das Bestehende zu konservieren.

Daß die Masse des Volks an den bestehenden Kulten festhielt, ist schon nach dem in diesem Stücke immer konservativen Sinne der Menge nicht zu bezweifeln. In den Städten bildeten die zahlreichen Associationen (collegia, sodalitates) ebenso viele Mittelpunkte für die Verehrung dieses oder jenes Gottes. Alle die Beerdigungsgenossenschaften, die Genossenschaften der Handwerker, der Kaufleute, der Geschäftstreibenden verschiedener Art, die für das soziale Leben der Kaiserzeit eine steigende Bedeutung gewannen, trugen zugleich einen religiösen Charakter. Sie hatten alle irgend einen Gott zum Patron, und die Verehrung dieses Gottes gehörte zu ihren Zwecken. Des Gottes Bild und sein Altar stand in ihrem Versammlungslokal, und jede Zusammenkunft begann mit einem Opfer. Daß die Landbewohner noch fester an dem alten Glauben hingen, bedarf kaum der Erwähnung. Da erzählte man noch mit naivem Glauben die alten Sagen weiter, da fürchtete man noch in der Mittagsstunde dem Pan auf dem Felde zu begegnen, oder bei der Rückkehr ins Haus am Herde einen Faun zu finden. Nach alter Sitte feierte man noch die Feste der Götter, das Fest der Anna Perenna oder der Juno in Faleria, das uns Ovid nach eigener Teilname beschreibt. Im Dunkel eines alten Hains stand der rohe Altar der Göttin, ihr Bild wurde in Prozession herbeigetragen, die Opfer wurden dargebracht, und dann brachte man den Tag in Hütten von Zweigen hin, essend, trinkend, scherzend und tanzend in ausgelassener Lust.

Auch Sitte und Brauch des Hauses bot der alten Religion noch feste Stützen. Im Hause bestimmt vorwiegend die Frau die Sitte, und die Frauen waren meist noch dem alten Glauben anhänglich. Cicero, der selbst oft genug über die Götterfabeln spottet, findet es ganz natürlich, daß seine Frau fromm ist, und thut nichts, sie zu seinen Anschauungen zu bekehren. Wo Plautus einmal das Ideal einer Frau schildert, da fehlt neben der

gravitas, der weiblichen Würde, der Achtung vor den Eltern, dem Gehorsam gegen den Mann auch nicht die Furcht vor den Göttern. „Sie war fromm ohne Aberglauben" ist das höchste Lob, das ein Ehemann seiner verstorbenen Frau auf einer Grabinschrift giebt. Eine achtbare Matrone mußte noch immer ihre religiösen Pflichten treu erfüllen, die Gebete und Opfer nicht versäumen und die Tempel fleißig besuchen.

Überhaupt macht sich ein Mensch eher vom Glauben als von der Sitte los. Der kleine Mann hatte seine Laren und Genien. Sie waren in jedem Hause, an sie wandte er sich mit jedem Anliegen und stand meist noch in einem kindlichen Vertrauensverhältnis zu ihnen. Aber auch in den vornehmen Häusern, auch wo der Hausvater zu den Fortgeschrittenen gehörte, wurde den Laren ihre gebührende Ehre zu teil und fehlten gewiß die bräuchlichen Kultushandlungen bei Verlobung und Ehe, bei Geburt und Tod nicht. Lucrez wird wohl Recht haben, wenn er von jenen redet, die, so lange es ihnen gut geht, über die Götter spotten, beim ersten Umschlag des Glücks aber zu den Tempeln eilen, um zu opfern, und auch bei manchen mochte das Bild zutreffen, das Plutarch einmal von einem Manne zeichnet, der innerlich ihnen entfremdet doch äußerlich noch die religiösen Zeremonien mitmacht. „Aus Furcht vor der Menge heuchelt er Gebete, ohne daß er ein Bedürfnis hat, und spricht Worte aus, die mit seiner Philosophie in Widerspruch stehen. Wenn er opfert, tritt er neben den schlachtenden Priester wie neben einen Koch, und hat er geopfert, so geht er hinweg mit den Worten des Menander: ‚Geopfert hab ich den Göttern, die auf mich nicht achten'." Giebt doch derselbe Plutarch den Gebildeten, den Freidenkern den Rat, die Spenden, die sie zu machen beabsichtigen, an religiöse Feste anzuknüpfen, denn die Menge werde in ihrem Glauben bestärkt, wenn sie sehe, daß auch die Vornehmen auf die Götterverehrung etwas geben.

Endlich waren es die unzähligen Lokalkulte, in denen der

alte Glaube trotz aller Aufklärung unverändert fortlebte. Die wieder aufgefundenen Protokolle eines römischen Lokalkults, des der Arvalen, lassen uns einen interessanten Blick in die Zähigkeit dieser Kulte thun. Unverändert geht dieser Kult durch alle Wandelungen der Stadt und des Staates hindurch bis in die späteren Jahrhunderte. Dieselbe Litanei, der schon die Könige Roms gelauscht, ertönte noch aus dem Munde der Arvalbrüder, als Elagabal der Sonnenpriester aus Syrien auf dem Throne der Cäsaren saß. Noch immer standen in ihrem Tempel die alten ohne Töpferscheiben verfertigten Töpfe, die man gebrauchte, als man noch kein Brot buk, sondern das Korn nur zu Brei zerstampfte. Rom war aus einem Bauerndorfe zur Welthauptstadt geworden, sein Morgen war dahin, sein Mittag auch, sein Abend dämmerte bereits herauf, und noch immer sangen sie beim Nahen jedes Frühlings in einem Latein, das keiner mehr verstanden hätte, wäre es in Rom auf der Straße gesprochen, das uralte Lied:

Uns, Lasen, helfet!
Nicht Sterben und Verderben, Mars, Mars,
Laß einstürmen auf uns:
Satt sei, grauser Mars.

Die Gesänge und Gebete des Priesterkollegiums der Salier waren bereits in der ersten Kaiserzeit so unverständlich geworden, daß man Kommentare darüber verfaßte, aber selbst die Gelehrten wußten sie nicht mehr vollständig zu deuten. Dennoch wurden sie unverändert beibehalten, und Marc Aurel weiß sie schon in seinem achten Jahre auswendig. Der zäh konservative Sinn der Römer zeigt sich auch in religiösen Dingen.

Ähnlich war es überall. Vom Orient gar nicht zu reden, dessen durch und durch stabiler Charakter sich auch im Kultus bewährt, wie viele uralte Götterbilder, wie viel seit unvordenklichen Zeiten unverändert geübte Kulte hatte Griechenland! In Sparta zeigte man noch immer das Bild der Artemis, das der Sage nach Oreſtes aus dem Taurischen Tempel entführt hatte,

und alle Jahre noch fanden sich Jünglinge, die sich vor diesem Bilde blutig geißeln ließen. Wie vor Jahrhunderten üblich fuhr in Patrae noch immer der Priester in der jährlichen Festprozession auf einem mit Hirschen bespannten Wagen, um auf dem Altare der Göttin lebendige Tiere zu verbrennen, und noch immer sangen in Arkadien die Priesterinnen vor den Altären die alten Zauberlieder, die schon Medea gesungen haben soll.

Ist aber auch äußerlich wenig oder nichts vom Verfall der alten Religion zu spüren, es liegt doch etwas wie Abenddämmerung über dem Ganzen. Die Zeiten, in denen Perikles die Prozessionen zum Parthenon hinaufgeleitete, oder die Feldherrn der Republik als Triumphatoren dem Kapitolinischen Jupiter das Dankopfer gebracht hatten, sind unwiederbringlich dahin. Gewiß hat es auch damals heidnisch fromme Seelen gegeben, die mit einer mystischen Innigkeit die Tempel betraten, Opfer brachten und Gebete sprachen; gewiß waren deren noch viel mehr, auf welche die sinnenberauschende Pracht des Kultus wenigstens augenblicklichen Eindruck machte: im ganzen wurde ohne Zweifel der Kult mehr von Gewohnheit als von Glauben getragen, und eine größere Rolle als mystische Innigkeit spielte bei seiner Übung die ruhige Überlegung und kühle Berechnung, die Rücksicht auf die Menge und der Gedanke, daß es ja immer so gewesen. Wenigstens in den höheren Ständen fand sich viel offenbarer Unglaube, der mehr und mehr in die unteren Schichten des Volks herabsickerte und auch hier die Zweifel weit verbreitete, während daneben in steigendem Maße ein Aberglaube aufwucherte, der ebensosehr wie der offene Unglaube davon zeugt, daß die Zeit des naiven Glaubens vorüber ist. Dunkler oder heller wacht das Gefühl auf, daß das Alte nicht mehr genügt. Neue Ideen regen sich, und während die einen sich von allen Göttern allmählich losmachen, suchen die andern nach neuen Göttern, um bald genug zu finden, daß die neuen so wenig die tiefsten Bedürfnisse des Herzens zu befriedigen vermögen wie die alten.

Der Unglaube datierte nicht erst von gestern und ehegestern. In Griechenland hatte längst die Philosophie den Glauben an die alten Götter untergraben, und schon Aristophanes hatte die Olympier auf der Bühne verspottet. Der leichtfertige Grieche lachte des Abends in der Komödie über dieselben Götter, denen er am andern Morgen in ihren Tempeln opferte. Mit der griechischen Bildung und Philosophie war dann der Unglaube zu den Römern gekommen, ganz ähnlich wie im vorigen Jahrhundert die Aufklärung von Frankreich zu uns. Gleich die ersten römischen Schriftsteller, welche die Griechen nachahmten, nahmen auch den Unglauben mit herüber. Schon Ennius spricht sich dahin aus: „Ich glaube, daß es Götter giebt im Himmel, aber ich behaupte, daß sie sich um das menschliche Geschlecht nicht kümmern. Wenn sie dafür sorgten, so würden die Guten glücklich, die Bösen unglücklich sein. Nun aber ist das Gegenteil der Fall.“ Ein praktisches Argument, das damals ebenso oft dem heidnischen Glauben gegenüber angewendet wurde, wie heute dem christlichen gegenüber. Cato und Cäsar bekannten im Senat offen ihren Unglauben, und zahlreiche Zeugnisse in der Litteratur der ersten Kaiserzeit beweisen es deutlich genug, daß damals in den Kreisen der Gebildeten die meisten mehr oder minder mit dem alten Glauben innerlich zerfallen waren. Mit glühendem Hasse hatte schon Lucrez jeden Glauben verfolgt. Er ist ihm nichts, als ein von der Erde zum Himmel aufragendes Riesengespenst, dessen schwerer Fuß das Menschengeschlecht schmählich zu Boden trat, während sein Antlitz drohend aus der Höhe herabblickte, bis der kühne Geist Epikurs ihm Trotz bot. Er erschloß die Pforten der Natur, drang weit über die flammenden Mauern des Weltalls ins Grenzenlose, und als Überwinder brachte er der Menschheit die Erkenntnis der letzten Gründe alles Seins. So hat er den Glauben besiegt und uns durch seinen Sieg in den Himmel erhoben. Man meine nicht durch Annahme dieser Lehre den Weg des Frevels und der Gottlosigkeit zu betreten. Im Gegenteil, gerade der Glaube hat oft

zu gottlosen und verbrecherischen Thaten geführt. Agamemnon opferte seine eigene Tochter der Diana. „Zu so viel Unheil konnte der Glaube den Antrieb geben!“ Dem Lucrez sind die Götter nichts als Ausgeburten der Furcht, die Vorsehung eine Einbildung; die Welt ist durch Verbindung, Vermengung und Verflechtung der Atome, das Leben durch Urzeugung entstanden. Fast tiefer noch als dieser Fanatismus des Unglaubens berührt uns die Ruhe, mit der Plinius es als sicheres Ergebnis der Wissenschaft hinstellt, daß es keine Götter giebt, denn, sagt er, nur die Natur ist Gott, die Mutter aller Dinge, das heilige unermeßliche Weltall, und mit eisiger Kälte zieht er das trostlose Resultat dieser Weltanschauung: „Es giebt nichts gewisses, als daß nichts gewiß ist, und kein jammervolleres und doch hochmütigeres Wesen als der Mensch. Das Beste, was dem Menschen bei den vielen Qualen dieses Lebens geschenkt ist, besteht darin, daß er sich selbst den Tod geben kann.“ Stellen wir neben den Fanatiker und den Mann der Wissenschaft den Höfling, den vollendeten Lebemann Petronius, der an Neros Hofe als Schiedsrichter des feinen Geschmacks galt, und durch seine Kunst und Erfindungsgabe im Arrangement von Lustbarkeiten eine Zeit lang die höchste Gunst des Kaisers besaß, so haben wir den Unglauben in drei Typen, die sich ohne Zweifel oft genug, wenn auch weniger geistreich und glänzend wiederholten. Ein Leben ohne Gott, ein Leben des Glücks und Genusses bis zum äußersten Raffinement, nicht grob materiell, sondern fein gebildet und kunstliebend, doch ohne jeden tieferen Inhalt, das ist es, was sich im Leben und in den Werken des Petronius abspiegelt. Sein Tod ist eines solchen Lebens würdig. In die Pisonische Verschwörung verwickelt, beschließt er, sich selbst den Tod zu geben. Als schon die Adern geöffnet sind, und das Blut fließt, unterhält er sich noch mit seinen Freunden, aber nicht über ernste Dinge, über Unsterblichkeit, wie Paetus Thrasea, sondern über frivole Gegenstände. Er läßt sich Gedichte leichtfertigen Inhalts vorlesen, und wenn etwas besonders Lustiges

vorkommt, läßt er sich die Adern wieder verbinden, um es erst recht auszukosten.

Nicht alle waren so fanatisch wie Lucrez, so ihres Unglaubens gewiß wie Plinius, so frivol wie Petronius. Es begegnen uns auch Männer, die den alten Glauben festzuhalten sich bemühen. Zu ihnen gehört Tacitus, der große Geschichtschreiber, der entschieden der Überzeugung lebt, daß die Götter die Weltordnung vollziehen, handelnd in den Gang der Dinge eingreifen und durch Vorzeichen, deren Tacitus so viele erzählt, die Zukunft vorherverkündigen. Dionysius von Halikarnaß, der kurz vor Christi Geburt eine römische Geschichte schrieb, bewundert an Romulus vor allem, daß er für den Grund des Staatswesens etwas hielt, von dem viele Staatsmänner reden, das aber wenige zu bewirken suchen, das Wohlwollen der Götter, welches, wo es vorhanden ist, alles den Menschen zum Besten lenkt. Trotzdem daß viele darüber lachen, hält er daran fest, daß die Götter sich um die Menschen kümmern, und erzählt in vollem Glauben einen Fall solcher Fürsorge, wo durch das Eingreifen der Götter die Unschuld einer fälschlich angeklagten Vestalin ans Licht gebracht wird. Besonders Plutarch zeigt sich durchaus heidnisch gläubig und fromm. Aber gerade bei ihm kann man sich dem Eindrucke nicht entziehen, daß diese Gläubigkeit mit ihrem forcierten Wesen, ihren fortwährenden Klagen über den Unglauben der Gegenwart und ihrem Zurückblicken auf bessere Zeiten etwas Erkünsteltes hat, während bei Tacitus, wie seine Verachtung des Christentums und aller Fremdkulte zeigt, ohne Zweifel auch politische Motive mitwirkten.

Die meisten werden damals wie zu allen Zeiten einen Mittelweg gesucht haben. Ohne den Volksglauben ganz zu verwerfen und offen mit ihm zu brechen, reserviert man sich für seine Person die höhere Erkenntnis der Gebildeten. Selbst glaubte man an die Götter nicht mehr, aber daß das Volk daran glaubte, fand man nützlich und konservativen Interessen dienlich. So hütete man sich, offen seinen Unglauben zu be-

kennen, und machte heuchlerisch die Zeremonien mit, während man sich innerlich hoch über all dem alten überlieferten Kram erhaben dünkte. Der unvernünftige Haufe, meint Strabo, wird mit den Götterfabeln wie die Kinder gelockt. „Denn das ist dem Philosophen unmöglich, den Haufen der Arbeiter und niedrigen Volksklassen zu Verstande zu bringen und sie durch philosophische Lehren zur Frömmigkeit, Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit zu führen. Das muß durch Aberglauben geschehen, und der kann nicht sein ohne Fabeleien und Wundergeschichten. Denn der Donnerkeil, der Dreizack, die Drachen der Götter sind Fabeln wie die ganze alte Götterlehre. Dies haben die Gründer der Staaten wegen der kindisch Gesinnten als Popanze angenommen." „Jenen ganzen Haufen der Götter, welchen in einem langen Zeitraume ein vervielfältigter Aberglaube zusammengebracht hat, werden wir in dem Sinne anbeten," sagt Seneca, „daß wir eingedenk bleiben, die Verehrung gehöre mehr zur Sitte als zum Wesen der Sache. Alles dieses wird der Weise beobachten als etwas durch die Gesetze Gebotenes, nicht als etwas den Göttern Wohlgefälliges." In ein förmliches System hat Varro diese Anschauung gebracht, indem er drei Arten der Religion unterscheidet, die mythische für die Dichter, die physische (die Naturreligion) für die Philosophen und die Volksreligion für den großen Haufen. Ähnlich unterscheiden die meisten eine esoterische Erkenntnis der Gebildeten und eine exoterische Religion der unwissenden Menge. Sextus Empirikus ist vollendeter Skeptiker. Seine ganze Lehre läuft darauf hinaus, daß man nichts wissen könne, daß alles ungewiß sei, auch das Dasein der Götter, und doch setzt er hinzu: „Der Gewohnheit folgend, nehmen wir an, daß Götter sind und daß sie eine Vorsehung üben, und verehren sie." Auch die Epikuräer teilen nicht alle den Haß des Lucrez, sondern stehen meist auf dem Standpunkt der Indifferenz. Sie leugnen nicht die Existenz der Götter an sich, sondern nur, daß sie sich um diese Welt kümmern. So konnte man das Volk ruhig bei seinen

Göttern lassen, während der Gebildete ein Recht hatte, sich auch seinerseits um die Götter nicht zu kümmern. Die eigentliche Vermittelungstheologie finden wir aber erst in der stoischen Schule, damals die verbreitetste aller. Sie sucht Glauben und Philosophie mit einander zu versöhnen, indem sie neben dem einen höchsten Gott, den sie als pantheistischen Allgott denkt, eine große Zahl von Untergöttern annimmt. Das sind die Götter der Volksreligionen. So kann der Stoiker nun diese mit ihren unzähligen Göttern, Opfern, Orakeln und Mirakeln, Vorzeichen und Weihungen gelten lassen, auch wo es sein muß, an ihnen sich beteiligen, und doch daneben seine esoterische Gotteserkenntnis festhalten.

Sehen wir auf die Kreise der Gebildeten, so dürfen wir als Ergebnis wohl dieses hinstellen, daß der Glaube an die Götter der alten Religion verschwunden ist. An die Stelle getreten ist wohl nur bei einzelnen (wenigstens wagen es nur einzelne offen auszusprechen) völliger Atheismus und Nihilismus, bei den meisten ein gewisser meist pantheistisch gefärbter Monotheismus. Man denkt sich ein Göttliches über den Göttern, ein göttliches Urwesen, oder man ahnt es wenigstens, ohne es klar zu erkennen, und namentlich ohne es bestimmt von der Welt unterscheiden zu können. Der sich auflösende Polytheismus führt eben naturgemäß zum Pantheismus. Sind die vielen Götter der Heiden alle Naturgötter, so kann auch der Eine Gott, in den alle die Einzelgestalten der Götter zusammenfließen, nur ein Naturgott sein. Die Natur selbst ist Gott, und was Strabo als seine Überzeugung ausspricht, war wohl die Überzeugung vieler: „Das eine höchste Wesen ist das, was uns alle umfaßt, was wir Himmel, Welt und die Natur der Dinge nennen.“ Gewiß liegt auch in diesem Monotheismus eine Ahnung des wahren Gottes, ein Sichsehnen und Sichstrecken des Heidentums nach Höherem, ein Zeugnis der von Natur christlichen Seele, wie Tertullian sagt. Aber der Eine ist doch nur „der unbekannte Gott, dem ihr unwissend Gottes-

dienst thut." Darüber kommen die Heiden nicht hinaus. Der Monotheismus, bei dem man zuletzt ankommt, bleibt abstrakt, unlebendig. Der Gott, den man über den Göttern ahnt, ist kein Gott, der mit den Menschen geredet hat, und den man nennen und anrufen kann. Deshalb erweist sich diese Überzeugung, soweit sie auch in den Kreisen der Gebildeten verbreitet ist, doch im Grunde als machtlos. Einfluß auf die öffentliche Überzeugung und Sitte gewinnt sie nicht. Die Gebildeten, welche diese Überzeugung teilten, kamen dadurch nicht zu einem Gottesdienst höherer Art, sondern blieben beständig in der Schwebe zwischen dieser ihrer eigenen besseren Überzeugung und einer heuchlerischen (anders kann man es doch nicht nennen) Teilnahme an den offiziellen Kulten. Dem Unglauben gesellt sich oft auch in widerlicher Mischung ein kindischer Aberglaube zu. Cäsar, der im Senat aus seinem Unglauben kein Hehl machte, stieg nie in den Wagen, ohne vorher eine Zauberformel auszusprechen, die ihn vor jedem Unfall bewahren sollte. Augustus, dem man nacherzählte, er habe bei einem Gelage die Götter offen verspottet, fürchtete den ganzen Tag ein Unglück, wenn er morgens beim Aufstehen den linken Schuh an den rechten Fuß gezogen hatte. Er unternahm nie eine Reise am Tage der Nundinen und begann nichts ernstliches am Tage der Nonen. Plinius glaubte an nichts mehr, aber an Talismane glaubte er doch. Gar das Volk, den großen Haufen, zur besseren Einsicht zu bringen, daran dachte keiner, das achtete man im Stolz seiner esoterischen Weisheit geradezu für unmöglich. So weit diese Weisheit trotzdem auf das Volk einwirkte, konnte sie deshalb nur zerstörend wirken.

Die Linie scharf zu ziehen, bis zu der hin das wirklich der Fall war, ist nicht möglich. Zwar lassen sich aus den Schriftstellern der Zeit eine Reihe von Stellen anführen, nach denen man annehmen sollte, daß eigentlich kein Mensch mehr an die Götter glaubte. Spottet doch Juvenal einmal, alles das was von den Unterirdischen erzählt werde, glaubten selbst die kleinsten

Kinder nicht mehr. Aber wir kennen solche Redensarten wie: „Das glaubt heute kein Mensch mehr!“ aus eigener Erfahrung zu gut, um nicht zu wissen, wie wenig Beweiskraft sie haben. Der Unglaube hat es zu allen Zeiten verstanden, seine Anschauungen als die allein gültigen, allgemein verbreiteten hinzustellen. Der Annahme, daß schon im ersten Jahrhundert die Masse des Volks dem heidnischen Glauben innerlich entfremdet gewesen wäre, widersprechen zu sehr alle Thatsachen. Andererseits haben wir aber doch auch unverdächtige Zeugen, die darüber keinen Zweifel lassen, daß der Unglaube schon über die Kreise der Gebildeten hinaus in das Volk einzudringen anfing. Der Geschichtsschreiber Livius sagt einmal, von der früheren Zeit redend: „Damals war noch nicht die Geringschätzung gegen die Götter eingerissen, die im jetzigen Zeitalter herrscht,“ und Quinctilian, der berühmte Lehrer der Redekunst, dessen eigene Überzeugungen sehr schwankend gewesen zu sein scheinen, äußert: „Selbst unter unsern Landleuten sind nur wenige, die nicht etwas von den natürlichen Dingen wüßten oder davon zu erfahren suchten.“ Es ist doch ein schlechtes Zeichen und deutet auf weit verbreitete Gleichgültigkeit gegen den alten Kult, daß schon unter Augustus sich keine Jungfrauen aus freien römischen Familien mehr fanden, die Vestalinnen werden wollten. Man mußte Freigelassene nehmen, und Tiberius sah sich, um zu diesem sonst so hochgeehrten Dienste anzulocken, genötigt, die Freiheiten und Vorrechte der Vestalinnen zu vermehren. Auch in den Kreisen des Volks hatten die alten Götter bereits viel an Vertrauen verloren und verloren täglich mehr. Es konnte nicht anders sein. Das Beispiel der höheren Stände ist für die unteren immer maßgebend, und das Streben, das dumme Volk in einem Glauben zu erhalten, den man selbst nicht mehr teilt, ist noch nie gelungen.

Andererseitg darf man doch, was von oben herab zur Pflege der alten Religin geschah, auch nicht unterschätzen. Augustus richtete mit vollem Bewußtsein sein Augenmerk auf

die Belebung der Staatskirche. Vieles, was hier in der wüsten Zeit der Bürgerkriege zerstört war, wurde hergestellt, Tempel restauriert und neu gebaut, die Priesterkollegien ergänzt, die Feste und Opfer wieder in Gang gebracht, alte Traditionen hervorgesucht. Virgils Gedichte dienen mit ihrer Frömmigkeit auch diesem Zwecke, und Ovid hat es schwer zu büßen, daß er in diesen Zug nicht eingeht. Selbst die schlechten Kaiser aus dem Julischen Hause halten an der Maxime fest, die Staatsreligion durch Gesetze und eigenes Beispiel zu beleben. So indifferent Tiberius für seine Person war, sorgte er doch eifrig für den offiziellen Kult, er war sehr unterichtet in den alten Bräuchen und duldete nicht, daß etwas daran geändert wurde. Claudius stieg bei seinem Triumph auf den Knieen die Treppen zum Kapitol hinan. Als sich eines Tages ein Vogel von übler Vorbedeutung auf den Tempel des Jupiter setzte, wurde das ganze Volk zusammengerufen, um eine feierliche Sühnung vorzunehmen, und der Kaiser selbst sprach als Pontifex maximus von einer Tribüne herab die Gebetsformel vor, die dann das ganze Volk wiederholte. Auch Nero, der selbst nur ein kleines Götzenbild anbetete, das ihm ein Mann aus dem Volke gegeben hatte, hielt an diesem Grundsatze des Julischen Hauses fest. Als der Blitz einen Tempel auf dem Kapitol beschädigte, veranstaltete er große Zeremonien, um den Zorn des Gottes zu beschwichtigen.

Gewohnt die Religion als ein inneres Leben zu betrachten, das sich durch keine kaiserlichen Edikte hervorrufen läßt, liegt es uns nahe, derartige Restaurationsbestrebungen von vornherein als unfruchtbar zu verurteilen. Sie waren es nicht in dem Maße, wie wir glauben möchten. Die römische Religion bestand eben nicht aus Glaubensartikeln, sondern aus Zeremonien. Glauben läßt sich nicht von oben herab dekretieren, wohl aber können Zeremonien restauriert werden, und es ist nicht zu verkennen, daß nach der Seite hin die Politik des Julischen Hauses, die dann auch spätere Kaiser, namentlich

Vespasian, fortsetzten, nicht wirkungslos blieb. Es ist wohl zu beachten, daß eben in dieser Zeit, in der das Christentum geboren wird, die heidnische Religion noch einmal einen neuen Aufschwung nimmt. Verglichen mit der Zeit der ausgehenden Republik, beginnt in der That mit der Monarchie auch die Religion sich wieder zu befestigen.

Ein sicheres Zeichen, daß die heidnische Religion noch keineswegs so abgestorben war, wie man gewöhnlich annimmt, ist die starke Bewegung, die auf diesem Gebiete noch herrscht. Einzelne Götter gewinnen an Ansehen, ihr Kult an Ausdehnung. So, seit Augustus ihn besonders gepflegt hatte, der Kult des Apollo und all der Götter, welche die Sonne repräsentieren. Der Sonnenkult entwickelt sich zu einer Art Monotheismus. So der Kult des Aeskulap. Die Soldaten verehren vielfach den großen Eroberer Alexander. Sie tragen sein Bild am Wehrgehänge. Ja geradezu Neubildungen kommen vor. Dahin gehört z. B. die Verehrung der Göttin Annona, der Getreideversorgerin. Als die Versorgung der Stadt Rom mit Getreide eine so viel größere Bedeutung, verglichen mit früheren Zeiten, gewann, schuf der bei den Römern vorhandene Trieb, jeden Zweig des Lebens einer besonderen Gottheit zu unterstellen, sofort auch diese neue Göttin. Dahin gehört namentlich der Kaiserkult.

Die Vergötterung der Kaiser erscheint uns beim ersten Anblick wie eine Ausgeburt des Wahnsinns, mindestens wie eine alle Grenzen überschreitende Schmeichelei. Deshalb sind wir geneigt, sie als wenig bedeutend anzusehen, zumal wir uns schwer vorstellen können, daß jemand an die Gottheit des Kaisers ernstlich geglaubt haben sollte. Dem widerspricht aber schon die Thatsache, daß die erste Apotheose, die Cäsars, vom Volke selbst ausging; und wurde Augustus auch durch Dekret des Senats sozusagen regelrecht deifiziert, so gab doch erst das Verhalten des Volkes dem Dekret wirklichen Wert. In der That wäre es auch sehr verkehrt, den Kaiserkult lediglich

als ein Symptom zu betrachten, wie weit sich die menschliche Thorheit verirren kann, ihn bloß zu bespotten und zu belachen. In Wirklichkeit hat er auf das Leben jener Zeit, und nicht bloß auf das religiöse, sondern auch auf das soziale Leben, den allergrößten Einfluß geübt, und ist gerade für den Kampf des Christentums mit dem Heidentum von der weittragendsten Bedeutung geworden.

Die Vergötterung der Kaiser, die uns so fremd vorkommt, wurzelte tief in den heidnischen Anschauungen. Bei den Orientalen war es längst üblich, Fürsten wie Götter zu verehren. In Ägypten wurde Ptolemaeus Epiphanes, wie eine Inschrift bezeugt, als Gott, der Sohn eines Gottes und einer Göttin, verehrt. In allen Tempeln stand sein Bild, und mit den Bildern der andern Götter wurde es in Prozession umhergetragen. Den Griechen war der Gedanke, daß ein Mensch durch große Thaten zum Gott werden könnte, durchaus nicht fremd (denken wir nur an den Heroenkultus), und wenn bei den Römern seit Romulus auch kein Beispiel der Apotheose vorkommt, so war doch die Verehrung der Vorfahren, der Kultus der dii manes, ganz allgemein. Es lag in der That nicht so fern, daß das Volk, als der von ihm hochgefeierte Cäsar den Dolchstichen seiner Feinde erlag, sofort einen Kultus des divus Julius begann, ihm einen Altar errichtete und göttliche Ehre erwies, daß die nach den furchtbaren Stürmen der Bürgerkriege endlich zur Ruhe gekommene Welt dem Augustus schon bei seinen Lebzeiten Tempel und Altäre weihte.

Allerdings hatte der Kaiserkultus seinen Hauptsitz in den Provinzen. In Rom war man dem Kaiser zu nahe, dort war es allerdings schwer, an die Gottheit des Claudius zu glauben, den, wie Juvenal spottet, seine Frau in den Himmel geschickt hatte, oder an die Gottheit der diva virgo, einer wenige Tage alt gestorbenen Tochter des Nero, die er deifiziert hatte. Anders lag es in den Provinzen. Und auch in Rom wurde es anders, als es sich nicht um die Verehrung eines Caligula

oder Claudius, sondern nur um die eines Titus oder Trajan handelte, und nachdem die Monarchie sich so weit eingelebt hatte, daß man sie allgemein als die einzig mögliche Regierungsform ansah. Es liegt doch dem Kaiserkult auch das Bewußtsein zu Grunde, daß man in dem Aufkommen des Prinzipats eine göttliche Fügung zu verehren habe. Ja man sieht in den Kaisern geradezu etwas Göttliches oder wenigstens Dämonenartiges. Schreibt man ihnen doch in vollem Glauben die Macht wunderbarer Heilungen zu. Vespasian beweist in Ägypten sich als der rechte Imperator auch dadurch, daß er Lahme und Blinde heilt, und dem Hadrian wurden noch auf dem Totenbette Blinde zugeführt, denen er durch Handauflegung das Gesicht wieder giebt. Vollends war es den Provinzialen Ernst, wenn sie das numen des kaiserlichen Hauses anbeteten, wenn sie der Göttin Roma und dem Augustus Tempel bauten. Sie verehrten darin die Macht, die der Welt den Frieden gegeben, der sie die Sicherheit und die Zivilisation dankten. Für sie war der Dienst dieser divi das öffentliche Dokument, daß sie sich unter der Herrschaft der Römer glücklich fühlten. Und sie hatten alle Ursache dazu. Namentlich die reich gewordenen Freigelassenen, die als Handeltreibende oder sonst in ihren Geschäften den Frieden des Reichs besonders zu schätzen wußten, waren auch besonders eifrige Verehrer der Kaisergottheit. Die Soldaten, die gewohnt waren, zu ihren Fahnen mit der von einer strengen Disziplin getragenen Achtung vor ihren kaiserlichen Kriegsherrn aufzublicken, sahen in diesen zugleich die Götter, die ihr ganzes Geschick in Händen hatten. Und wenn der große Haufe die neuen Götter mit derselben naiven Unwissenheit verehrte wie die alten, so gab es auch für die Gebildeten Wege, sich mit dieser Verehrung innerlich abzufinden. Sie gehörte zur Pflicht eines guten römischen Bürgers, sie war ein Stück Patriotismus und, wenn sie einem guten Kaiser galt, ein Akt der Dankbarkeit. Gerade unter den tüchtigen Kaisern, die von Trajan an fast ein Jahrhundert

den Staat beherrschten, lebte sich der Kaiserkult tief ein. Es ist das eine althergebrachte Art, seine Dankbarkeit zu bezeugen, sagt Plinius. Verehrten doch auch manche den Plato so und den Virgil.

Dazu kam, daß der Kult, was wohl zu beachten ist, große politische und soziale Bedeutung gewann. Mit dem Provinziallandtage (*κοινόν*—concilium) verband sich zuerst in Kleinasien die jährliche Festfeier für den Kaiser. Augustus hatte 29 v. Chr. den Landtagen von Asien und Bithynien gestattet, ihm an ihren Versammlungsorten Pergamon und Nikomedien einen Tempel zu errichten. Hier wurde jährlich in Verbindung mit der Versammlung des Landtags ein großes Fest zu Ehren der verstorbenen und des regierenden Kaisers mit großem Pomp, prächtigen Aufzügen, Opfern und Spielen gefeiert. Diese Einrichtung dehnte sich dann über das ganze Reich aus, und die Verschmelzung der sacralen Institution mit der administrativen wurde leitender Grundsatz für die provinziale Organisation. Für den Kaiserkult wurden alle Jahre ein Hoherpriester gewählt; es ist der vornehmste Würdenträger der Provinz, nach ihm wird in der ganzen Provinz das Jahr benannt. Die Kosten der Spiele wurden teils aus Stiftungsmitteln bestritten, teils trug sie der Vorsitzende des Landtags (der Asiarch, Lykiarch u. s. w.). Bald wollten auch die andern Städte einen Kaisertempel haben, Tiberius gestattete Smyrna einen solchen zu bauen, die übrigen Städte folgten nach. In der Folgezeit hat jede größere Stadt ihren Tempel und ihren Hohenpriester, und diese Würde, mit der dann, als die Geschäfte des Landtags hinter dem zum großen Volksfeste gewordenen Kaiserfeste zurücktraten, die Würde eines Asiarchen verschmolz, zu erlangen, im Purpurgewand, den Kranz auf dem Haupte, das Rauchfaß schwingende Knaben voran, in die Stadt einzuziehen, war das höchste Ziel des Ehrgeizes für einen Provinzialen. So ausgebildet war der Kult in andern Provinzen nicht, aber auch hier war überall

mit dem Provinziallandtage das Kaiserfest verbunden, und der Kaisertempel bildete in gewissem Sinne den Mittelpunkt des provinzialen Lebens. In Gallien stand der Tempel in Lugdunum, da wo sich die Saone in die Rhone ergießt. Dort hatte am 1. August 12 v. Chr. Drusus der Roma und dem Genius des Kaisers einen Altar geweiht, und an demselben Tag kamen hier jährlich die Vertreter Galliens zusammen, brachten die Kaiseropfer dar und feierten Spiele. In den neu eroberten Provinzen war die Errichtung des Kaiseraltars sozusagen das Siegel ihrer Romanisierung, und damit, daß sie am Kaiserkult teilnahmen, bezeugten die unterworfenen Völker ihre Zugehörigkeit zum römischen Reich. In Obergermanien erhuben sich die Arae Flaviae bei dem heutigen Rottweil, in Untergermanien die Arae Ubiorum bei Köln. An diesem Altar waltete der Cheruskerfürst Segimundus, des Segestes Vater, des Priesteramts. Nichts hat so sehr dazu beigetragen, die Provinzen in das Ganze des Reichs fest einzugliedern, wie der Kaiserkult.

Auch nach der sozialen Seite kommt demselben eine große Bedeutung zu. Der großen Schicht der Bevölkerung, welche der stark aristokratische Zug der früheren Zeit gar nicht hatte aufkommen lassen, allen denen, welche an den munizipalen Ämtern, an den Priesterkollegien der alten Götter keinen Teil hatten, stand der Dienst der Kaisergötter offen, und sie betrieben ihn mit Eifer. In allen Städten finden wir Kollegien der Augustalen oder Claudialen, zu denen auch sie gehören konnten, und die Mitgliedschaft eines solchen Kollegiums war für sie der Weg, auch sozial wieder Bedeutung zu erlangen. Bei dem Wiederaufkommen eines Mittelstandes, wie wir es in diesen Jahrhunderten beobachten können, hat der Kaiserkult sichtlich stark mitgewirkt.

Die Hauptsache für uns ist, es bildet sich im Kaiserkult ein dem ganzen römischen Reiche gemeinsamer Kultus heraus. Alle andern Kulte behielten doch immer etwas lokales. Jedes Land, jede Stadt hielt mit einer gewissen Eifersucht ihre Gott-

heit für die höchste. Für die Einwohner von Ephesus gab es nichts höheres als die große Göttin Diana, für die von Pergamus war der erste Gott der dort verehrte Äskulap. Nie hätte man sich über die Verehrung einer der alten Gottheiten einigen können. Die Kaisergötter verehren alle. In ihrem Dienste entsteht eine Einheit des Kultus, wie sie frühere Zeiten gar nicht gekannt hatten. So stellt denn auch thatsächlich der Kaiserkult die alten Kulte stark in den Schatten. „Die Statuen der Kaiser werden mehr verehrt, als die der alten Götter" bezeugt Melito. In Spanien ist die Zahl der auf Inschriften vorkommenden Götterpriester gegen die der Kaiserpriester verschwindend klein, und auch in Afrika sieht man, daß die letzteren die ersteren an Ansehen weit überragen. Selbst an den alten Kultusstätten Griechenlands erheben sich die Kaiserbilder. In Delphi hatten sie die alten Götter stark bei Seite geschoben, in Elis, in Korinth, in Sparta fanden sich Kaisertempel, sogar im Tempel des olympischen Zeus stand neben der berühmten Statue des Gottes das Bild des Kaisers. Vielfach vermischt sich auch der alte Kult mit dem neuen und geht in ihn über. Hadrian wird in Griechenland als olympischer Zeus verehrt und seine Gemahlin als Demeter, der von Hadrian vergötterte Antinous als Bacchus. In Gallien verehrt man den Kaisergott mit Gebräuchen, die dem Kult der alten Götter entlehnt sind, und die Arvalen in Rom, so zäh sie sonst das Alte pflegen, verschließen sich dieser Neuerung nicht; auch sie weisen dem Kaisergott eine Stelle unter den alten Göttern an.

Man kann in gewissem Sinne sagen, im Kaiserkult gipfelt die religiöse Entwicklung der alten Welt; er bildet ihre einigende Spitze, und insofern liegt in ihm eine Stärkung des Heidentums. Jetzt erst ist vorhanden, was es bis dahin nicht gab, eine förmliche allgemeine Staatsreligion, an der teilzunehmen die Pflicht des Bürgers, die zu verletzen zugleich ein Verbrechen gegen den Staat ist. So tolerant man sonst war, in diesem Stücke war man rücksichtslos. Wie hatte man sonst

die Juden in ihrer religiösen Eigentümlichkeit geschont. Mußten doch die Legionen, wenn sie die Stadt Jerusalem betraten, ihre Feldzeichen zurücklassen, damit es nicht scheine, als brächten sie Götzenbilder in die heilige Stadt. Aber der Kaiserkult wurde auch von ihnen gefordert. In Alexandrien kam es zu einem blutigen Aufstande, als in der dortigen Synagoge ein Bild des Kaisers errichtet werden sollte, und der Befehl Caligulas, seine Statue auch im Tempel zu Jerusalem aufzustellen, hätte ohne Zweifel großes Unheil angerichtet, wäre nicht die Ermordung des Kaisers dazwischengetreten.

Besonders beachtenswert ist, daß dem Hohenpriester der Provinz zugleich die Aufsicht über den Kaiserkult in der ganzen Provinz oblag. Er hatte darauf zu sehen, daß der Kult überall sorgsam und richtig geübt wurde. Ja es scheint fast, als habe sich daraus, wenigstens in Kleinasien, eine Oberaufsicht über die Religionsangelegenheiten überhaupt entwickelt. Hier findet sich also auch wenigstens ein Ansatz zu einer kirchenartigen Organisation des Heidentums, ein Ansatz, der um so mehr Beachtung verdient, als in dem Mangel einer solchen Organisation die größte Schwäche des Heidentums gegenüber der christlichen Kirche liegt. Zwar eine Strafgewalt stand dem Hohenpriester nicht zu, aber es war seine Pflicht, da, wo er eine Vernachlässigung des Kaiserkults wahrnahm, die weltliche Gewalt zu Hülfe zu rufen, und es ist Grund vorhanden anzunehmen, daß das auch den Christen gegenüber öfter geschehen ist, als wir heute noch nachweisen können. Es ist doch gewiß nicht zufällig, daß zwei der heftigsten Verfolgungen des 2. Jahrh. gerade in Städten zum Ausbruch kamen, die wie Smyrna und Lugdunum Hauptsitze des Kaiserkults waren, und daß beide Verfolgungen offenbar mit dem Kaiserfeste zusammenhingen. Überhaupt mußte gerade an diesem Punkte das aufwachsende Christentum mit dem Heidentum am schärfsten zusammenstoßen. Daß die Christen diesen oder jenen Gott nicht anbeteten, das konnte man tragen, beteten

doch auch die Heiden verschiedene Götter an; daß sie sich aber weigerten, dem Kaiser die schuldige göttliche Ehre zu geben, das konnte man nicht tragen. Nicht an der Unterlassung sonstiger heidnischer Kultushandlungen, sondern daran, daß sie es ablehnen, dem Kaiser Weihrauch zu streuen, entscheidet sich das Schicksal der meisten Märtyrer.

War aber der Kaiserkult nach der einen Seite hin, sofern er ihm eine einheitliche Spitze gab und wie ein zusammenhaltender Kitt für den vielgestalteten Kultus wirkte, eine Stärkung des Heidentums, so nach der andern eine empfindliche Schwächung. Man sah hier doch deutlich, was die Götter waren, denen man Tempel errichtete und Verehrung erwies. Als der Kaiser Claudius, wie das Gerücht ging durch Pilze vergiftet, starb, wurde auch er unter die Götter versetzt. Wie es Sitte war, hatten dazu bestellte Zeugen mit einem Eide beschworen, daß sie die Seele des Kaisers hätten in den Himmel aufsteigen sehen; Seneca hatte die Rede gehalten, die den Kaiser als Gott pries, die Apotheose war mit allem Pomp gefeiert. Und unmittelbar nachher ließ derselbe Seneca, des neuen Kaisers Lehrer und Minister, eine Spottschrift auf die Vergötterung unter dem Titel: „Verkürbissung des Claudius" ausgehen, in der nicht nur das Andenken des Kaisers mit schlechten Witzen beschmutzt, sondern auch ziemlich unverhüllt angedeutet wurde, wie es mit dem Tode des Kaisers zugegangen war. Nero selbst witzelte, die Pilze müßten eine göttliche Speise sein, da sich Claudius an ihnen zum Gott gegessen. In Rom lachte man darüber, aber nichtsdestoweniger erhoben sich in der Hauptstadt und in den Provinzen die Tempel des neuen Gottes, und es gehörte zur offiziellen Frömmigkeit, ihm den üblichen Dienst zu erweisen. Nero hatte von Poppaea Sabina eine Tochter, die nach drei Monaten starb. Auch sie wurde unter die Divae versetzt, erhielt Tempel und Opfer. Ebenso Poppaea Sabina selbst. Hadrian setzte nachher allem die Krone auf, indem er seinen Pagen und Buhlknaben Antinous vergötterte,

ihm unzählige Tempel und Statuen, ja eine eigene, seiner Verehrung besondes bestimmte Stadt widmete. Freilich werden wir uns hüten müssen, derartige Vorkommnisse nach unsern Gedanken zu beurteilen und sie zu hoch anzuschlagen. Einem frommen Heiden war es doch möglich, den Hadrian als Zeus und den Antinous als Bacchus zu verehren, und der große Haufe dachte über solche Dinge überhaupt nicht nach. Aber mancher tiefer angelegten und suchenden Seele mußte sich doch der Gedanke aufdrängen: Was sind das für Götter! und die Frage, ob die andern, die man anbetete, besser waren und mehr Vertrauen verdienten?

3. Fremdkulte und Erlösungssehnsucht.

Nichts bezeugt sicherer, daß auch das Volk bereits das Vertrauen auf seine Götter zu verlieren begann, als die in steigendem Maße sich eindrängenden fremden Kulte. Denn beim Volke treten an die Stelle des verlorenen Glaubens nicht philosophische Überzeugungen wie bei den Gebildeten, sondern entweder gänzliche Gleichgültigkeit gegen jeden Gottesdienst oder, da eine solche Leere nicht lange zu ertragen ist, die alten Götter werden mit neuen vertauscht in der Hoffnung, daß die neuen mehr vermögen als die alten. Wie hat sich das religiöse Leben Roms schon in der ersten Kaiserzeit gegen früher verändert. Es sind nicht mehr bloß die altehrwürdigen Priesterkollegien, die man da sieht, strenge Vestalinnen, die das heilige Feuer hüten, Auguren und Haruspices, welche die Zukunft erforschen. Da laufen auf den Straßen auch die Gallen umher, die Priester der nach Rom übergesiedelten großen Göttin Cybele. Heulend, mit fliegenden Haaren geißeln sie sich mit Riemen blutig, schlagen dazu die schallenden Becken und erbieten sich gegen eine Gabe von hundert Eiern die Krankheiten des Herbstes abzuwenden. Da sieht man die Priester der ägyptischen Isis in langen linnenen Gewändern, die Hundsmaske vor dem Ge-

sicht, die charakteristische Klapper (das Sistrum) in den Händen. Da drängen sich die römischen Damen in die Synagoge der verachteten Juden, und mancher Römer feiert den jüdischen Sabbath in der Hoffnung, sich dadurch den großen Jehovah geneigt zu machen. Da finden sich allerlei Wahrsager, Chaldäer, Astrologen, Leute, die im Besitz morgenländischer Weisheit zu sein vorgeben. Da verehren römische Soldaten, wenn auch nur erst im Verborgenen, während sie offiziell den Kult der römischen Gottheiten pflichtmäßig mitmachen, einen ganz neuen Gott, den sie aus dem Seeräuberkriege mitgebracht haben, den persischen Lichtgott Mithras. Es ist ein wahres Babel von Religionen. Kaum eine Gestalt des Gottesdienstes ist zu finden, die hier nicht ihre Anhänger hätte. Ja, die niedrigste Gestalt des Heidentums, der Fetischismus, taucht wieder auf. Der Kaiser Nero verehrte, nachdem er der Göttin Astarte überdrüssig geworden war, gar keine Gottheit mehr, sondern nur noch ein Amulet, das ihm geschenkt war. Der Herrscher des Weltreichs, das alle Kultur in sich beschloß, ist zum Fetischdiener geworden.

Die römischen Gesetze gegen Fremdkulte waren sehr strenge. Cicero führt eine Bestimmung an, wornach niemand Götter für sich haben oder neue, anderswoher geholte Götter, wenn sie nicht öffentlich aufgenommen waren, privatim verehren soll. Darnach war es nicht nur verboten, öffentlich einen neuen Kultus einzuführen, sondern auch ihn privatim im Hause und in der Stille auszuüben. Livius giebt die Bestimmung etwas milder gefaßt. Nach ihm waren Fremdkulte nur, sofern sie öffentlich oder an einem heiligen Orte geübt wurden, verboten, Beide Angaben sind wohl so zu vereinigen, daß Cicero das strenge Recht, Livius die gewöhnliche Übung darstellt. Die Römer waren religiös ängstlich, den Kult irgend eines Gottes geradezu zu verbieten. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein Ausspruch des Livius: „Wo die Verehrung der Götter als Vorwand benützt wird, um Verbrechen zu begehen, überkommt

die Seele die Furcht, man möchte, indem man die menschliche Schlechtigkeit straft, zugleich irgend ein göttliches Recht, das damit vermischt ist, verletzen." Selbst bei der grausamen Unterdrückung der Bacchanalien wagte man nicht, den Kult selbst ganz zu verbieten. Wem der Kult Gewissenssache war, konnte vom Prätor die Erlaubnis dazu erhalten, nur durften nicht mehr als fünf Personen dem Opfer beiwohnen. Hieraus erklärt sich, weshalb die Gesetze gegen Fremdkulte so wenig halfen. Man wagte doch nicht sie strenge durchzuführen. Das Recht hätte man gehabt, selbst in die Häuser zu dringen und auch da den Gottesdienst zu inhibiren, allein man that es nicht, und so kamen die Fremdkulte aus den Häusern auch auf die Straßen und öffentlichen Plätze. Es war doch auch ein Widerspruch, wenn man den fremden Gott in seinem Lande anerkannte, in Rom dagegen nicht, wenn z. B. Augustus ausdrücklich erklärte, er verschone die Stadt Alexandria zu Ehre des großen Gottes Serapis, und dann den Tempel desselben Gottes in Rom zerstörte. Jedes Volk, jede Provinz sollte ihre Götter für sich behalten. Aber diese religiöse Dezentralisation vertrug sich nicht mit der straffen Zentralisation in politischen Dingen. So gut das römische Reich in politischer Beziehung verschmolz, die verschiedenen Nationen darin untergingen, so mußte es auch religiös verschmelzen. So kam es denn, daß, obwohl der Staat einen Versuch nach dem andern machte, die Fremdkulte zu unterdrücken, alle Bemühungen doch vergeblich waren. Mag man auch bald die Chaldäer und Astrologen oder die Juden aus Rom vertreiben, bald den Isistempel oder den Tempel eines andern Fremdgottes schließen, bald die Gesetze gegen verbotene Gottesdienste aufs neue einschärfen, die Strömung wächst fort und fort, und ein Jahrhundert später, dann bauen die römischen Kaiser selbst der Isis und dem Serapis Heiligtümer neben den Tempeln des Jupiter und der Vesta; dann schreiten auch vornehme römische Damen in der Isisprozession einher, kostbare goldene Sistra rührend, und durch-

wachen, um Sühne für ihr leichtfertiges Leben zu erlangen, die Nacht im Isistempel barfuß in linnenen Gewändern. Und noch etwas später, dann wird man die Heiligtümer der stolzen Roma selbst, das Paladium und das heilige Feuer, in den neuerbauten Tempel irgend welchen obskuren Gottes tragen, den man weit her aus dem Orient herbeigeholt hat.

Es ist eine der bedeutsamsten Erscheinungen, vor der wir hier stehen. Die alte Welt ist an ihren Jahrhunderte lang verehrten Göttern irre geworden und wird täglich mehr daran irre. Die Zeit des sicheren Bestandes ist vorüber, eine Zeit des Suchens und Fragens ist angebrochen. Die Menschen suchen und fragen nach neuen Göttern, nach Göttern, die halten können, was man sich von den alten vergeblich versprochen. Je ferner hergeholt ein Gott, je älter, je geheimnisvoller und seltsamer sein Kultus, desto besser, desto größer die Hoffnung, er werde der rechte sein. Vor allem, beachten wir das wohl, sind es orientalische Götter, welche die meisten Anhänger finden. Die religiöse Strömung geht spürbar von Osten nach Westen. Es ist eine Rückströmung. War seit den Tagen Alexanders des Großen griechisch-römische Bildung tief in den Orient eingedrungen, hatten die olympischen Götter ihre Tempel neben den phantastischen Göttern Syriens, neben den Tiergöttern Ägyptens gehabt, diese zum Teil verdrängend oder doch in den Schatten stellend: jetzt flutet der Strom zurück, und die Götter vom Orontes und vom Nil gewinnen in Griechenland und Rom, in Gallien und an der Donau Raum. Auch diese Strömung ist eine Vorbereitung für das Christentum. Der nach mächtigeren Göttern suchenden Welt sollte der wahre Gott gepredigt werden. Von Osten erwartet man einen neuen Gott, von Osten sollte er nach Gottes Rat wirklich der Welt verkündigt werden als der Vater unseres Herrn Jesu Christi.

Doch treten wir dieser wichtigen Bewegung noch näher. Wie geht es zu, daß die alte Welt an ihren Göttern irre wird? Die Thatsache ist eine viel zu gewaltige und bedeutsame, als

daß wir auch nur einen Versuch machen dürften, sie aus allerlei vereinzelten Ursachen oder gar aus dem Treiben einzelner Menschen zu erklären. Der Hohn und Spott einer ungläubigen Litteratur hätte gewiß den Glauben nicht zerstört, wenn er noch kräftig vorhanden gewesen wäre. Umgekehrt dieser Hohn und Spott stellt sich gerade ein, weil der alte Glaube untergraben ist. Nur daraus vielmehr läßt sich die wunderbare Erscheinung erklären, daß in der ganzen Weltanschauung der Menschen, in den treibenden und bewegenden Grundideen sich eine Umwandlung vollzogen hat. Die Götter sind noch dieselben, die sie immer gewesen, aber den Menschen können sie nicht mehr dasselbe sein, was sie ihnen bisher waren, weil die Menschen selbst andere geworden sind, nach etwas anderm suchen und fragen und etwas anderes von ihren Göttern begehren. Versuchen wir es, uns diese Umwandlung klar zu machen. Hier vor allem werden wir erkennen, daß die Heidenwelt für die Aufnahme des Christentums vorbereitet, daß die Zeit erfüllet war.

Das Leben des antiken Menschen ist auf das Diesseits gerichtet, nicht aufs Jenseits. Die Lust am Dasein, die Freude an der immer neuen Herrlichkeit der Welt, an der Schönheit und der Größe des Menschenlebens ist sein Grundzug. Der, so lange wenigstens als der heidnische Glaube noch lebendig war, entschieden festgehaltene Unsterblichkeitsglaube ändert daran nichts. Denn man denkt sich auch die Verstorbenen noch immer diesem Leben zugewandt. Deshalb begräbt man die Toten so gern an den Straßen, wo viele Menschen vorübergehen (man denke nur an die Gräberreihen der Appischen Straße in Rom); sie sollen gleichsam mit den Lebenden im Verkehr bleiben. So, als noch beständig mit den Lebenden verkehrend, stellen auch manche Grabinschriften die Toten dar, etwa wie die: „Titus Lollius Muskulus ist hier an den Weg gelegt, damit die Vorübergehenden sagen: Titus Lollius sei gegrüßt!“ Eine andere Grabinschrift enthält ein förmliches Zwiegespräch des im Grabe Ruhenden mit den Vorübergehenden: „Lebe wohl, Viktor

Fabianus! — Die Götter mögen euch mit Gütern überschütten, meine Freunde. Und auch ihr, Reisende, die Götter mögen euch beschützen zum Dank dafür, daß ihr einen Augenblick verweilt habt am Grabe des Fabianus. Eure Reise und eure Rückkehr geschehe ohne Unfall. Und ihr, die ihr mir Kronen und Blumen gebracht habt, möchtet ihrs thun können noch lange Jahre." Es war Sitte, daß die an einem Grabe Vorübergehenden sagten: „Die Erde sei dir leicht!" „Welcher Wanderer vorübergeht, der sage an diesem Grabhügel: Rufinus! sei gegrüßt, die Erde sei dir leicht! damit nach seinem Tode man auch ihm wünsche: Die Erde sei dir leicht!" lautet eine andere Inschrift. Auch Opfer und Spenden wurden gebracht, und Mahlzeiten an den Gräbern gehalten. Man bekränzt die Ruhestätten mit Rosen und Veilchen, und die Toten sollen sich des Lichtes der Grabeslampe und des von ihrem wohlriechenden Öle aufsteigenden Duftes freuen. Die Schrecken des Todes sind den Menschen verschleiert. Sie leben fröhlich der Gegenwart, ohne sich um Tod und Ewigkeit viel zu kümmern. Sie kennen das Wort nicht: „Der Tod ist der Sünden Sold."

Auch die Sünde ist den Menschen noch verschleiert. Es ist die Zeit der Unwissenheit, wie Paulus sagt (A.-G. 17, 30), denn wie aufs Diesseits nicht aufs Jenseits, so geht der Zug des antiken Lebens auch nach außen, nicht nach innen. Daher der Sinn für die Kunst, namentlich die Architektur und die Plastik. Daher der Sinn für das Dekorative, die Bühnenlust die Vorliebe für Schaustellungen aller Art, Prozessionen und Triumphzüge. Daher auch das Aufgehen des Menschen in den Bürger. Der Mensch als Mensch gilt nichts, der unendliche Wert einer Menschenseele ist noch nicht erkannt. Das Wort des Herrn: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele," ist eine dem Altertum verborgene Weisheit. Der Mensch blickt nach außen, nicht nach innen, nicht ins eigene Herz, darum findet er die Sünde nicht. Auch in die Natur wagt er nicht

tiefer hineinzublicken. Es ist eine gewisse Scheu vor den geheimnisvollen Mächten, die da walten, was ihn zurückhält, Daß Nero die begonnene Durchstechung des Isthmus von Korinth plötzlich wieder aufgiebt, hat seinen Grund in dieser Scheu. Den Knidiern giebt Pythia auf ihre Anfrage, ob sie ihre Landenge durchstechen sollen, eine abwehrende Antwort. „So schwierig ist es für den Menschen, dem Göttlichen Gewalt anzuthun." Die Naturwissenschaft der Alten ist nur äußerliche Naturbeschreibung. Bei allem Sinn für Naturschönheit, fehlt es doch an Sinn für das Große und Erhabene in der Natur. Die Herrlichkeit der Alpenwelt ist den Römern nie aufgegangen. Sie lieben nur anmutige und freundliche Landschaftsbilder. Erst das Christentum hat auch den Sinn für die Natur erschlossen, indem es uns die mit uns seufzende Kreatur verstehen lehrt und den Zusammenhang der Natur mit uns und unserm Leben aufweist. Erst wer gelernt hat, daß der Schöpfer aller Dinge unser Vater ist, und daß deshalb alle Kreaturen uns dienen müssen, wagt es, der Natur den Schleier abzureißen, ihre Gesetze zu erforschen und sich dienstbar zu machen.

Die große Umwandlung, die sich jetzt vollzieht, ist nun die Wendung von außen nach innen, vom Diesseits zum Jenseits. Gehen wir dieser Wendung bis in ihre Anfänge nach, so können wir sagen, sie beginnt mit den Worten des Sokrates: „Erkenne dich selbst!" Von dem Worte her kann man die Auflösung des antiken Lebens datieren, von da ab wendet es sich einem neuen zu, das mit dem Ruf, von dem jenes Wort des größten griechischen Weisen nur ein Vorhall war, in die Welt tritt: „Thut Buße! denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Der Mensch als Mensch kommt jetzt zur Geltung, das eigene Ich tritt in den Vordergrund, die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit wird die Hauptsache. Wenn auch zunächst noch ganz heidnisch gefaßt und auf das Diesseits bezogen, taucht doch die Heilsfrage auf: Wie werde ich glücklich? wie komme ich zum Frieden? Das ist die große Frage,

die nun die Weisen beschäftigt, an der die Jahrhunderte sich abarbeiten, um zuletzt zu dem Resultat zu kommen, daß alles doch vergeblich ist. Aber wenn die alte Welt an diesem Punkte angelangt sein wird, dann wird sie auch fähig sein, die Botschaft von dem Heil aus Gnaden zu vernehmen.

Wer glücklich werden will, der muß nach dem Wissen streben. Der Weise, der Wissende ist der Glückliche. Ihm ist die innere Natur der Dinge erschlossen, und für ihn, den Erkennenden, ist das Übel wesenlos geworden. Aber können wir etwas wissen? gewiß wissen? Eine philosophische Schule löst die andere ab, was die eine für Wahrheit ausgiebt, wird von der nachfolgenden geleugnet, das Ende ist völlige Skepsis, Zweifeln und Verzweifeln an der Wahrheit. „Was ist Wahrheit?“ fragt Pilatus und mit ihm unzählige seiner Zeitgenossen. In langer Reihe führt Cicero die Lehren der verschiedenen Philosophen über die menschliche Seele auf und setzt dann hinzu: „Welche von diesen Meinungen wahr sei, mag ein Gott wissen; schon welche nur wahrscheinlich sei, ist eine schwierige Frage.“ Ja, wenn man einen Führer zur Wahrheit hätte, seufzt Seneca. So schaut man nun nach Führern aus, Plato, Pythagoras, die alten Weisen sollen es sein. Man geht über die Griechen hinaus; ägyptische, indische Weisheit scheint noch mehr Bürgschaft zu bieten. So etwas recht Geheimnisvolles, fern Hergeholtes flößt noch am ersten Vertrauen ein. Auch da sieht man sich getäuscht. „Wir wollen warten,“ hatte schon Plato gesagt, „auf Einen, sei es ein Gott oder ein gottbegeisterter Mensch, der uns unsere religiösen Pflichten lehrt und, wie Athene bei Homer zu Diomedes sagt, die Dunkelheit von unsern Augen wegnimmt,“ und an einer andern Stelle: „Wir müssen eben die beste menschliche Ansicht ergreifen, um, von ihr getragen wie von einem Floße, das gefahrvolle Meer des Lebens zu durchschiffen, wenn es nicht einen sicherern und gefahrloseren Weg auf einem festeren Fahrzeug oder eine göttliche Offenbarung giebt, um diese Fahrt zurückzulegen.“ Nach

dem feſteren Fahrzeug verlangt jetzt, von der Gebrechlichkeit ihrer ſelbſtgezimmerten Flöße überzeugt, die alte Welt; an ihrer eigenen Weisheit irre geworden, ſehnt ſie ſich nach Offenbarung.

Zwei Hauptwege ſind es, auf denen man die Glückſeligkeit ſucht. Genieße! ſagt Epikur. Die Güter dieſes Lebens nach Möglichkeit auskoſten, das iſt der Weg zum Glück. Entſage! mahnt die Stoa oder, um mit dem Hauptvertreter dieſer Schule in der Kaiſerzeit, mit Epiktet, zu reden: Enthalte dich und halt aus! Das wahre Glück iſt nur in der Gemütsruhe zu finden, da der Menſch, allem entſagend und ruhig hinnehmend, was das Schickſal über ihn beſtimmt, ſich von nichts anfechten läßt. Die ſtoiſche Schule wird in der Kaiſerzeit die vorherrſchende, ihr gehört mehr oder minder alles an, was noch mit ernſteren Fragen ſich beſchäftigt. Im Genießen iſt das Glück nicht zu finden, ſo ſucht mans denn im Entſagen. Auch die Skepſis, von der wir vorhin ſprachen, iſt ja eigentlich ein Entſagen, man verzichtet darauf, eine gewiſſe Erkenntnis zu erlangen. Die Zeit iſt auch nicht mehr zum Genießen gemacht, ſie predigt laut genug Entſagung. Denn trüber und trüber iſt die ſonſt ſo heitere Welt geworden. Die Zeiten ſind vorüber, in denen man im ſonnigen Griechenland das Parthenon baute und ſich der Schöpfungen eines Phidias und Praxiteles erfreute, und in Rom auch die Zeiten republikaniſcher Größe, da man für das Vaterland lebte und ſtritt. Der Eine, der Kaiſer, iſt ja jetzt alles, und kein Raum mehr da für Geſtalten wie die Gracchen und Scipionen. Zwar es ſieht aus, als ſei die Geſellſchaft der erſten Kaiſerzeit, als man noch von den Schätzen der eroberten Welt ſchwelgte, eine überaus fröhliche geweſen. Im Grunde war ſie nicht ſo fröhlich, wie es den Anſchein hat. Befriedigt war man nicht. Dieſer raffinierte Luxus, dieſe üppigen Mahlzeiten, dieſe Orgien wurden ſelbſt zur Qual. Ein Symptom davon, daß man doch unbefriedigt war, iſt die in dieſer Zeit ſtark verbreitete Neigung, ſich in einfachere Zeiten zurückzuträumen, als die Kühe noch am

Palatin weideten und die Senatoren in Tierfelle gekleidet auf der Wiese beratschlagten. Es ist ganz ähnlich wie im vorigen Jahrhundert, als man von Rousseau entzückt war. Die Zeit, wo man die Schätze der Welt in üppigem Genuß verschwelgte, läuft auch rasch genug zu Ende. Unter Kaisern wie Caligula und Nero wird jeder Besitz, jeder Genuß, wird das Leben selbst unsicher, und während allerdings die einen das unsichere Leben um so rascher auszukosten sich angelegen sein lassen, und für das Höhere, was das Leben nicht mehr bietet, Ersatz suchen in der raffiniertesten Schwelgerei, hört man aus dem Munde der anderen um so mehr Klagen über die Verderbtheit der Welt, die Nichtigkeit alles Irdischen. Die allgemeine Lebensanschauung wird mehr und mehr pessimistisch.

Selbst in seiner Blütezeit ist dem Griechentum ein pessimistischer Zug nicht fremd. Von Homer her klingt eine leise und doch vernehmliche Klage durch alle Herrlichkeit hindurch, zum Zeugnis, daß man eine Ahnung davon hat, es fehle etwas, die Lösung des Welträtsels, die man gefunden zu haben glaubte, könne nicht die rechte sein. Wie seufzt Homer über die Hinfälligkeit der Menschen. Den Blättern gleich welken sie, kein Wesen ist elender. Wie Schatten, sagt Pindar, traumähnlich, sagt Äschylus, gehen sie dahin. Immer wieder begegnet uns der Gedanke, daß das beste ist, nie geboren zu sein, das zweitbeste früh zu sterben, und tief wehmütig giebt Sophokles im Ödipus Kolonos diesem Gedanken Ausdruck:

„Selig, nimmer geboren sein!
Doch dem Lebenden ist fürwahr,
Rascher woher er gekommen ist
Wieder zu gehen, der Güter zweites."

Aber unverkennbar stärker und stärker werden diese Töne, und die Klage wird lauter. Die Resignation nimmt zu. Nach Homer stehen im Saale des Zeus zwei Gefäße, eins mit den bösen, eins mit den guten Gaben für die Menschen. Später sind es zwei mit bösen und nur noch eins mit guten Gaben,

und noch später sagt Simonides: „Leid folgt so schnell auf Leid, daß nicht einmal die Luft zwischen Leid und Leid eindringen kann.“ Nicht mehr Glückseligkeit ist das Ziel der Philosophie, daran verzweifelt man. „Der Zweck aller Philosophie,“ sagt Seneca, „ist das Leben zu verachten.“ Auch hier verläuft das Heidentum ohne Ergebnis in voller Verzweiflung, und zuletzt tröstet man sich nur dessen, daß es ja dem Menschen freistehe, durch Selbstmord aus dieser elenden Welt zu scheiden. Patet exitus! Der Ausgang aus diesem Leben steht offen! das ist des sterbenden Heidentums letzter Trost. „Siehst du,“ ruft Seneca, „jene schroffe Höhe? Von dort herab geht der Weg zur Freiheit. Siehst du jenes Meer, jenen Fluß, jenen Brunnen? da unten wohnt die Freiheit in der Tiefe. Siehst du jenen niedrigen verdorrten Baum? da hängt die Freiheit. Siehst du deine Kehle, deine Gurgel, dein Herz? das sind die Rettungsorte gegen die Knechtschaft.“ Kann die Bankerott-Erklärung des Heidentums deutlicher ausgesprochen werden als in diesen Worten? An jeder Glückseligkeit verzweifelnd, hat es weiter keinen Trost gegen die Übel dieser Welt als den Selbstmord, und einen andern Sieg über die Welt kennt es nicht, als diese Flucht aus der Welt. Aber wer hörte nicht auch, wie aus der Heidenwelt immer lauter der Seufzer sich losringt: „Ich elender Mensch! wer will mich erretten von dem Leibe dieses Todes?“

Ist im Diesseits das Glück nicht zu finden, so richten sich die Blicke um so sehnsüchtiger auf das Jenseits. Auch den alten Griechen und Römern fehlt der Gedanke an ein Jenseits nicht, aber das Jenseits ist für sie nur eine Schattenwelt. Dieses Leben allein hat wahre Realität, bietet wahre Freuden, jenseits ist nur die finstere, freudenlose Unterwelt. Wie Schatten sieht Odysseus bei Homer die Verstorbenen gierig das Blut trinken, das ihnen auf Augenblicke wenigstens wieder reales Leben giebt, und lieber möchte er hier auf Erden in der niedrigsten Stellung weilen, als bei den Schatten König sein. Man graut

sich vor dieser jenseitigen Welt. Die Heiden sind Knechte der Todesfurcht ihr Leben lang. „Grau sind mir die Schläfen," singt Anakreon, der lebenslustige Sänger, „und weiß das Haupt, hin ist die liebliche Jugend. Vom süßen Leben ist nicht viel mehr übrig. Darum seufze ich oft, fürchtend den Tartarus des Hades furchtbare Höhle. Grauenvoll ist das Hinabsteigen, und wer einmal hinabgestiegen ist, kommt nimmer wieder." Aber je weniger diese Welt hält, was sie verspricht, je mehr man das Übel und die Not dieser Welt empfindet, und die Stimmung resigniert wird, desto mehr kehrt sich das nun um. Man fängt an, das Leben in dieser Welt als ein Schattenleben anzusehen und das wahre Leben erst im Jenseits zu suchen. Die Freude am Dasein, an der Schönheit und Herrlichkeit der Erde und des Menschenlebens schwindet; das Bewußtsein der Schwäche, der Beschränktheit der menschlichen Natur, das Gefühl der Nichtigkeit alles Irdischen nimmt zu. Jetzt redet man vom Leibe als von dem Kerker der Seele, und der Tod, den Anakreon als das grauenhafte Hinabsteigen in den Tartarus fürchtet, wird als Befreiung gepriesen. „Erst nach dem Tode," sagt Cicero, „werden wir wahrhaft leben." Wie oft wird in den Schulen der Rhetoren das Thema verhandelt: Der Tod kein Übel! wie oft kehrt bei Seneca der Gedanke wieder, daß der Leib nur die Herberge des Geistes ist, jene Welt die wahre Heimat. Nennt er doch ganz wie die alten Christen den Todestag den „Geburtstag der Ewigkeit". Während aber die Herrlichkeit der diesseitigen Welt vor den Augen der Menschen erblaßt, nimmt die jenseitige mehr und mehr reale Gestalt an, und mehr als einmal stoßen wir in Schriften und Kunstwerken auf Ausmalungen des Jenseits als eines Freudenlebens, eines Symposions, eines Gastmahls, da die Verstorbenen mit den Göttern, den Helden und Weisen zusammen sich ergötzen. Schon Cicero hat im Traum des Scipio das Jenseits so beschrieben, und noch lebendiger malt es Seneca aus. Gern beschäftigt sich Plutarch damit und freut sich dessen, daß dann „Gott unser Führer und

König sein wird, an den wir uns anschließen, um sehnsuchtsvoll die unaussprechliche und für Menschen unnennbare Schönheit zu schauen."

Giebt es denn ein Jenseits? Nun steht die Heidenwelt vor der großen Frage, die zu beantworten sie ganz unfähig ist. Viele beantworten sie mit einem resignierten Nein! Hatte es doch einst Cäsar im Senat mit kalter Ruhe ausgesprochen: „Im Jenseits ist kein Raum weder für Freude noch für Sorge," und Cato hatte beifällig erwidert: „Schön und trefflich hat Cajus Cäsar in dieser Versammlung über Leben und Tod gesprochen, indem er für falsch erklärt, was von der Unterwelt erzählt wird." Finden wir doch Grabinschriften genug, die das apostolische Wort bestätigen, daß die Heiden „keine Hoffnung haben". Da lesen wir: „Dem ewigen Schlaf!" „Der ewigen Ruhe!" oder das oft wiederkehrende Distichon: „Ich war nicht und ward, ich war und bin nicht mehr. So viel ist wahr, wer anders sagt, der lügt, denn nicht werde ich sein!" oder: „Wir alle, die der Tod hinabgeführt, sind morsche Knochen und Asche, sonst nichts!" oder: „Ich war nichts und bin nichts. Der du dieses lesest: Iß, trink, scherze, komm!" Manche Inschriften mischen in die Resignation auch einen Ton der Frivolität. So lesen wir auf dem Grabstein eines Veteranen der V. Legion: „So lange ich gelebt habe, habe ich gern getrunken, trinkt ihr, die ihr lebt!" und noch schlimmer eine Inschrift, die ich nicht wörtlich zu übersetzen wage: „Alle die ihr dieses leset ermahne ich: Füllet den Mischkrug, umarmt schöne Mädchen; Alles andere verschlingt nach dem Tode die Erde und das Feuer". Bei Trimalchios Gastmahl wird mitten in der wüsten Orgie ein kleines aus Silber gearbeitetes Skelett umhergereicht und Trimalchio sagt dazu: „So werden wir bald sein, deshalb laßt uns lachen, so lange wir es dürfen". Die Erinnerung an den Tod dient nur, zur Lust zu reizen. Die volle Resignation findet ihren Ausdruck bei Plinius: „Welche Thorheit ist es das Leben über den Tod hinaus zu verlängern! Wo sollen denn die Kreaturen zur

Ruhe kommen, wenn ihr annehmt, daß die Schatten in der Hölle und die Seelen im Himmel irgend ein Gefühl bewahren? Ihr raubt uns das letzte Gut des Menschen, den Tod. Laßt uns doch in der Ruhe, die unserem Dasein voraufgegangen ist, die Bürgschaft finden für die Ruhe, die ihm folgen wird." Noch entschiedener Lucrez: „Man muß vor allem die Furcht vor der Unterwelt austreiben. Sie vergiftet das Leben bis auf den Grund des Bechers, aus dem wir trinken, sie verbreitet über alles die Schatten des Todes, sie läßt uns keine Freude ganz und rein schmecken." Völlige Vernichtung ist sein Trost. „Wenn wir aufgehört haben zu sein, kann nichts unser Gefühl erregen, nichts unsere Ruhe stören, und wenn auch Himmel, Erde und Meer sich in einander mischten." Aber schon Plutarch hat darauf erwidert: „Was gewinnt man damit, wenn man an die Stelle der Angst vor der Unterwelt die Angst vor der Vernichtung setzt? Das ist ein Trost, wie wenn jemand den Passagieren eines Schiffes, die sich beim Sturm fürchten, sagen wollte: Seid nur stille, gleich geht das Schiff unter." Andere lassen es ungewiß, ob es mit dem Tode aus ist oder nicht. Gewiß hat der berühmte Arzt Galenus nur die Überzeugung Tausender ausgesprochen, wenn er sich nicht getraut, die Frage zu entscheiden, und sagt, er beabsichtige ebensowenig die Unsterblichkeit zu behaupten als zu leugnen; und fast rührend liest es sich, was Tacitus im Leben des Agricola schreibt: „Wenn es eine Stätte für die Geister der Frommen giebt, wenn, wie die Weisen annehmen, große Seelen nicht mit den Körpern erlöschen." „Wenn" — in dem wenn liegt die ganze Trostlosigkeit, die ganze peinigende Ungewißheit und doch auch wieder die brennende Sehnsucht des Heidentums. Wenn? ja wer giebt Antwort? Auf einem Grabstein steht Ödipus mit der Sphinx. Das ist bezeichnend. Der Tod ist und bleibt den Alten ein großes Rätsel. Man sucht und fragt hier und dort, keine Frage beschäftigt alle tieferen Seelen so wie die Frage nach der Unsterblichkeit; man glaubt, die morgen-

ländischen Religionen werden hier Klarheit schaffen, denn diese Religionen drehen sich ja ganz um Geburt und Tod; man klopft an die Pforten der Unterwelt mit Zauberformeln, mit Beschwörungen, mit Weihungen. Aber keine Antwort. Je freudloser das Diesseits wird, je mehr alles, was in Jugendfrische glänzend gestrahlt, erbleicht, Staat, Kunst, Wissenschaft keine Befriedigung mehr bieten, das öffentliche Leben kein Feld der Thätigkeit mehr, je mehr das Privatleben, Besitz, Genuß, das Leben selbst unsicher wird, desto mehr sehnt man sich nach einem Jenseits und steht doch vor verschlossenen Thüren. Wie mußte da die Predigt einschlagen: „Christ ist erstanden! der Tod ist der Sünden Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu unserm Herrn!“ Nichts hat dem Christentum mehr Gläubige zugeführt auch aus den Kreisen der Gebildeten als dieses, daß es gewisse Antwort gab auf die Frage nach dem Jenseits, und denen eine Hoffnung des ewigen Lebens bot, denen die Hoffnungen dieses Lebens zu schanden geworden waren.

Aber die Frage nach dem Jenseits ruft notwendig noch eine andere Frage hervor. Giebt es ein Jenseits, welches wird dann das Schicksal des Menschen dort sein? wie kommt er in die Gemeinschaft der Seligen? Auch das Sündenbewußtsein fängt jetzt an aufzuwachen und damit diese Frage. Die alte Welt weiß eigentlich nichts von Sünde. Sie beklagt die Not, das Elend, die Vergänglichkeit des Menschenlebens, aber von der Sünde als der Ursache alles Elends weiß sie nichts. Die Sünde als Abfall von Gott, die Sünde als Schuld ist ihr verborgen. Jetzt wird auch das anders. Seneca redet von der Verderbtheit des Menschen in Worten, aus denen man oft Paulinische Anklänge herauszuhören glaubt. „Gefehlt haben wir allzumal, der eine schwerer, der andere leichter, der eine mit Vorsatz, der andere vom Zufall getrieben oder verführt, und nicht nur, daß wir Fehltritte gethan haben, wir werden auch straucheln bis zum äußersten Lebensalter.“ „Es war die Klage unserer

Voreltern, es ist unsere Klage, es wird die Klage der Nachwelt sein, daß die Sitten verkehrt seien, daß Verdorbenheit herrsche." Die Ursache sucht Seneca in uns selbst. „Das menschliche Gemüt ist von Natur widerspenstig und zum Verbotenen strebend. Nicht außer uns ist unser Gebrechen, es ist in uns und haftet in unserm Innersten." Ja, Plutarch spricht den Gedanken eines bösen Prinzips offen aus. „Denn da nichts ohne Ursache entstehen, das Gute aber nicht Grund des Bösen sein kann, so muß das Böse wie das Gute einen besondern Ursprung haben." Es wird jetzt weitverbreitete Überzeugung, daß man so, wie man ist, nicht in die Gemeinschaft der Seligen eintreten kann, sondern nur, wenn man von Sünden gereinigt, wenn man geweiht, umgewandelt und erneuert ist. Dazu reichen die alten Götter und ihre Kulte nicht aus. Die Olympier waren Götter für die Glücklichen, sie genügten den Menschen, so lange das Leben in heiterem Glanze einer schönen Gegenwart strahlte: dem Menschen, der seine Sünde erkennt, der nach dem Heil ausschaut, genügen sie nicht mehr. Der kapitolinische Jupiter, die Vesta, die Viktoria waren Staatsgötter. Sie genügten dem Menschen, so lange der Mensch im Bürger aufging. Sie waren Götter für die Öffentlichkeit; dem Menschen, der in sich einkehrt, der einen Blick gethan hat in die Verderbtheit seines Herzens, der nun nach Frieden sucht, genügen sie nicht mehr. Hier liegt der tiefste Grund, warum die Heiden an ihren Göttern irre werden, warum man vor allen den morgenländischen Kulten mit ihrer düstern Traurigkeit, mit ihren Bußübungen und Reinigungen sich zuwendet, warum jetzt die Mysterien aus lokalen zu allgemeinen werden, und zu den alten Mysterien neue, immer wunderlichere hinzukommen. Es ist das aufgewachte Erlösungsbedürfnis, das in dem allem sich abspiegelt. Besinnen wir uns nur auf den oben dargelegten Charakter der römischen Religion. Sie ist vorwiegend Zeremoniendienst, man hält durch pünktliche Erfüllung der vorgeschriebenen Riten seine Rechnung mit den Göttern in Ordnung. Eigentliche Priester, Vermittler zwischen

Gott und den Menschen kennt man nicht, der Staatsbeamte opfert, der Priester ist nur Zeremonienmeister. Eigentliche Sühnungen fehlen, man bedarf ihrer nicht, denn man hat kein Bewußtsein davon, daß der Mensch durch die Sünde von der Gottheit geschieden ist. Nach einer Annäherung an die Götter begehrt man nicht; nichts liegt dem trockenen nüchternen römischen Kultus ferner, als solche mystische Erregungen. Deshalb konnte der römische Kultus jetzt immer weniger genügen, je mehr das Sündenbewußtsein aufwacht. Was ihm fehlte, boten die orientalischen Kulte in reichstem Maße. Da war eine Priesterschaft, die es übernahm, den Menschen mit der Gottheit zu versöhnen, da waren Reinigungen und Sühnungen, da versprach die Religion dem Menschen, was er jetzt verlangte, ihn in unmittelbare Berührung mit Gott zu bringen. Deshalb jetzt diese Strömung von Osten nach Westen, deshalb gewinnen jetzt die Religionen des Orients solche Macht über die Gemüter.

In weiten Kreisen ist dabei die Ahnung verbreitet, daß bald die Erlösung anbrechen wird. Die Blicke wenden sich auch in dieser Beziehung nach Osten. Von dort soll die Hülfe kommen. Die Ahnungen kleiden sich teils in heidnisches Gewand. Der Kreislauf der Zeiten, heißt es da, ist vollendet. Auf das goldene Zeitalter ist das silberne, auf dieses das eiserne gefolgt. Nun ist auch dieses im Ablaufen; dann wird der Kreislauf von neuem beginnen, Saturn wird abermals das Regiment übernehmen, und das goldene Zeitalter wiederkehren. Teils tragen die Ahnungen aber auch jüdische Färbung, und man erkennt mehr oder minder ihren Ursprung aus der Weissagung Israels. Sueton und Tacitus berichten beide von einem weitverbreiteten Gerüchte, der Orient werde mächtig werden, und den Juden sei vom Schicksal die Weltherrschaft bestimmt. Selbst in den römischen Legionen, die Titus gegen Jerusalem führte, ließen sich solche Gedanken spüren. Mit einer gewissen abergläubischen Scheu blickten sie auf die heilige Stadt, die zu zerstören sie gekommen waren, und noch während der Belagerung fehlte es nicht an

Überläufern, die doch nichts anderes zu der bereits mit eisernen Armen umklammerten Stadt hinüberziehen konnte, als die Erwartung einer wunderbaren göttlichen Hilfe und die Hoffnung an der ihr verheißenen Herrschaft teil zu haben. Überaus merkwürdig klingen diese Ahnungen wieder in der IV. Ecloge Virgils. Dort besingt der Dichter ein Kind, welches das goldene Zeitalter zurückbringen wird, in Bildern, die mittelbar oder unmittelbar aus Jesaja 9 und 11 entnommen sind. Vom Himmel steigt der Knabe nieder, dann waltet Friede auf Erden, ohne Mühe spendet diese ihre Gaben, die Rinder fürchten sich nicht mehr vor dem Löwen, dem Pflugstier wird das Joch abgenommen, und der Winzer arbeitet nicht mehr im Schweiße seines Angesichts. Man nimmt an, daß die Worte einem Sohne des Asinius Pollio gelten sollten. Ist das richtig, dann war die Täuschung allerdings groß. Eben dieses Kind, das Virgil als Messias besingt, ist, zum Manne herangewachsen, eines der zahlreichen Opfer Neros geworden und im Kerker freiwillig Hungers gestorben.

So tönt von Israel herüber die Weissagung des künftigen Heils in die Heidenwelt hinein. Damit kommen wir auf ein bisher von uns noch nicht beachtetes und doch für die religiösen Zustände jener Zeit hochwichtiges Element, das Judentum.

4. Das Judentum.

Israels Aufgabe war eine doppelte. Es sollte die Geburtsstätte werden für die christliche Kirche, es sollte ihr aber auch die Wege bahnen in die Heidenwelt. Beide Aufgaben widersprechen einander auf den ersten Blick und setzen scheinbar Unvereinbares voraus, und doch finden wir dieses Widersprechende in Israel wunderbar vereinigt. Um die Geburtsstätte des Christentums zu werden, mußte Israel ein in sich geschlossenes Volk sein, abgesondert von allen Heiden, ja den Heiden scharf entgegengesetzt als das Volk der Offenbarung, das allein von allen Völkern

den lebendigen Gott kennt, und dem er seinen Willen kundgethan hat im Gesetz; und wieder, um dem Christentum die Wege zu bahnen, mußte es unter den Heiden verbreitet sein, mitten unter ihnen wohnen, mit ihnen in stetem Verkehr. Diesen dem ersten Anschein nach unvereinbaren Forderungen gerecht zu werden, darauf ist bei diesem Volke alles angelegt. Dem entspricht das Land, das ihm zum Wohnsitz angewiesen wird. Palästina ist ein abgeschlossenes Land, einem Garten gleich eingezäunt durch Gebirge, Wüste und Meer, und doch gehen von hier die Wege nach allen Seiten, und leicht sind die Zentralpunkte der damaligen Welt zu erreichen. Dem entspricht sein Charakter. Kein Volk ist so partikularistisch, keines zugleich so universalistisch angelegt; keines bewahrt so zähe seine Eigenart, bleibt auch mitten unter andern Völkern so in sich abgeschlossen, und keines versteht es doch wieder so, sich überall anzuschmiegen und den Verhältnissen anzupassen. Der Jude bürgert sich an allen Orten ein, weiß überall Raum für sich zu gewinnen und bleibt doch überall Jude. Dem entsprechen die Führungen des Volks. „Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft!“ mit diesem Befehl Gottes an Abraham beginnt seine Geschichte, sie beginnt mit Aussonderung, und Jahrhunderte lang gehen alle Wege Gottes mit ihm eben dahin, es auszusondern, es abzuschließen, seinen Volkscharakter in sich zu befestigen. Dann aber wendet sichs, und nun zielt alles darauf ab, es unter die Völker zu zerstreuen. Den Wendepunkt bildet die Gefangenschaft. Von da an tritt neben das palästinensische Judentum das Judentum der Zerstreuung, die Diaspora; neben den Tempel, den Kultusmittelpunkt des ganzen Volks, die Synagoge, mehr der Lehre als dem Kultus dienend, aber in allen Ländern und Städten neue Mittelpunkte jüdischen Lebens schaffend; neben das hebräische Alte Testament die griechische Übersetzung, die Septuaginta, bestimmt, auch den Heiden Gesetz und Propheten und die Töne davidischer Psalmen nahe zu bringen. Das palästinensische Judentum mit dem Tempel und dem hebräischen Alten Testament ist

eine im höchsten Maße zentralisierende Macht, dahin gravitieren alle die unzähligen zerstreuten Judengemeinden. Die Diaspora mit der Synagoge und der Septuaginta ist eine weithin wirkende zentrifugale Macht; durch sie wird Israel ein Bote Gottes, ein Missionar in der Heidenwelt.

Nur ein Teil des jüdischen Volkes war aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, die Mehrzahl war teils in Babylon geblieben, teils in andere Länder ausgewandert. Dazu kamen fortwährend neue Auswanderer, teils solche, die nach dem Rechte des Kriegs als Kriegsgefangene weggeführt, dann durch ihre Rührigkeit und weil die Römer mit den wunderlichen, abergläubischen Menschen nichts anzufangen wußten, frei geworden und im fremden Lande geblieben waren, teils solche, die das übervölkerte Palästina freiwillig verließen, um anderswo dem Gewinn nachzugehen. So waren die Juden über das ganze römische Reich und noch weiter hin zerstreut. „Bereits in jede Stadt," sagt der Geograph Strabo, „ist eine Judenschaft eingedrungen, und man kann nicht leicht einen Ort in der Welt auffinden, der diesen Stamm nicht aufgenommen hat und von ihm behauptet wird." Am stärksten waren sie natürlich in den östlichen Ländern, Babylonien und Ostsyrien vertreten. In Ägypten machten sie mehr als $^1/_8$ der ganzen Bevölkerung aus, besaßen auch in Leontopolis einen Tempel, dessen Erbauung freilich von den Palästinensern gemißbilligt wurde, doch ohne eine eigentliche Spaltung herbeizuführen. In der Weltstadt Alexandrien bewohnten die Juden von fünf Quartieren zwei ganz allein und waren auch in den übrigen noch zerstreut zu finden. Nicht minder zahlreich waren sie in der auf der andern Seite Palästinas liegenden Weltstadt, in Antiochien. Schon Antiochus der Große hatte Tausende von jüdischen Familien nach Phrygien und Lydien verpflanzt, und von da hatten sie sich über ganz Kleinasien, dann auch über Griechenland ausgebreitet. Tarsus in Cilicien, Ephesus in Asien waren Mittelpunkte jüdischen Lebens. Schwächer ist ihre Verbreitung im Abendlande, auch haben sie hier nie die volle Un-

abhängigkeit ihrer Gemeinden erlangt, die im Orient ihr Erbteil schon aus der griechischen Zeit war und von den Römern ihnen belassen wurde. Doch fehlten auch in Nordafrika, in Sizilien, in Italien ihre Gemeinden nicht. In Rom darf man zur Zeit des Augustus vielleicht 40 000, zur Zeit des Tiberius vielleicht 80 000 Juden rechnen. Sie bewohnten hier die XIV. Region jenseit der Tiber und einen Stadtteil an der Porta Capena, dem Ausgang der Appischen Straße; aber auch mitten in den elegantesten Teilen der Welthauptstadt stoßen wir auf jüdische Häuser. Sieben Synagogen sind in Rom mit Bestimmtheit nachgewiesen, es gab ihrer aber wohl noch mehr. In Spanien, in Gallien, bis nach Britannien hin finden wir Vertreter des Volkes; in den Donauländern hat erst kürzlich die Auffindung eines jüdischen Kirchhofes aus dem ersten Jahrhundert ihre Anwesenheit bezeugt.

Ihr Hauptgeschäft war der Handel. Der Kleinhandel, das Hausiergeschäft, namentlich aber der kleine Geldverkehr (den großen besorgten die römischen Ritter, die Bankiers der damaligen Zeit) lag fast ganz in ihren Händen, und mit der ihnen eigentümlichen Rührigkeit wußten sie ihn so zu nutzen, daß sich z. B. kleinasiatische Städte beim Kaiser beschwerten, sie würden von den Juden ganz ausgesogen. Auch des Großhandels hatten sie sich an manchen Orten bemächtigt. In Alexandrien ging fast der ganze Kornhandel durch ihre Hand, und sie waren es meist, die den Verkehr mit dem fernen Osten vermittelten. Aber auch sonst war der Jude, namentlich der aufgeklärte, überall zu finden, wo Geld zu machen war. Wir begegnen ihm in Rom als Gelehrten, als Dichter, als Schauspieler, sogar als Sänger „Verkaufen Juden doch Alles," sagt Juvenal.

Erscheinen bei dem eben genannten wie bei andern römischen Dichtern die Juden oft als ein bettelhaftes Geschlecht, der Vater altes Glas und sonstige Abfälle einhandelnd, die Kinder mit Schwefelhölzchen hausierend, so brachten es doch auch viele zu großem Reichtum; und einerseits dieser Reichtum, andererseits

die Gewandtheit, jede Gunst des Augenblicks zu benutzen, wobei sie sich, im Grunde dem ganzen Staatswesen abhold und gleichgültig gegen sein Wohl und Wehe, der jedesmal herrschenden Staatsgewalt unbedingt zur Verfügung stellten, hatten ihnen erhebliche Privilegien verschafft. Sie waren vom Kriegsdienst frei, brauchten gewisse Abgaben nicht zu entrichten, durften am Sabbath nicht vor Gericht geladen werden. So weit ging die Rücksichtnahme für sie, daß die Stadtgemeinden ihnen statt der für sie unreinen Naturallieferungen an Korn und Öl Geld, und zwar, wenn die Lieferung auf einen Sabbath fiel, dieses an einem andern Tage zu zahlen verpflichtet waren. Die Hauptsache war, sie hatten vollkommene Freiheit der Religionsübung. Wo ihrer nur eine einigermaßen genügende Zahl zusammenwohnte, hatten sie eine Synagoge oder doch einen Gebetsort (eine Proseuche, Apostelgeschichte 16, 13), bildeten eine eigene Gemeinde unter gewählten Vorstehern und übten eine weitgehende Selbstverwaltung, deren Gebiet sich wenigstens im Orient nicht bloß auf religiöse Dinge erstreckte, sondern bei der religiösen und nationalen Abgeschlossenheit gegen die Heiden, in deren Mitte sie lebten, weit darüber hinausging.

Alle diese Judengemeinden hingen nun wieder unter sich und mit dem Zentralpunkte des Judentums, mit Jerusalem, aufs engste zusammen. Jeder Jude, mochte er noch so fern wohnen, fühlte sich als Glied des auserwählten Volkes und war bemüht, die Bande, die ihn damit verknüpften, fest und lebendig zu erhalten. Er bezahlte seine Tempelsteuer, sandte Opfer und Gaben nach Jerusalem; einmal wenigstens im Leben zog er selbst hinauf, die heilige Stadt zu besuchen, dort das Fest zu feiern. Der hohe Rat in Jerusalem schickte jährlich den Festkalender an die Diasporagemeinden, teilte ihnen wichtige Entscheidungen mit und trug Sorge, daß sie von allen Ereignissen, die das jüdische Volk betrafen, Kenntnis erhielten. Da die Juden als Handelsleute viel reisten, kamen auch oft reisende Brüder, die von andern Gemeinden Kunde brachten,

und gern ließ man in den Synagogen solche Gäste zu Worte kommen. Kurz, mochte die einzelne Judengemeinde auch am Ufer der Donau wohnen oder am Rande der Lybischen Wüste, sie stand doch in einem großen Weltzusammenhange. Vortrefflich verstanden die Juden es auch, diesen Zusammenhang in ihrem Interesse zu verwerten. Wurde an einem Orte die Judengemeinde gekränkt, gleich gerieten alle in Aufruhr, und nicht am wenigsten dieser Kunst Lärm zu schlagen verdankten sie es, daß sie trotz dem allgemeinen Hasse und der Verachtung, unter der sie zu leiden hatten, von jedem römischen Beamten bis zum Prokonsul hinauf mit der größten Rücksicht behandelt wurden.

Sonst freilich war Haß und Verachtung ihr gewöhnliches Teil. Die ganze Erscheinung dieses Volkes war den Heiden etwas fremdes, völlig unverständliches. Waren sie doch in allen Stücken so gänzlich von den übrigen Völkern verschieden. Will man sich überzeugen, wie eigenartig dieses Volk in der Geschichte dasteht, will man einen unmittelbaren Eindruck davon haben, daß es mit diesem Volke eine ganz besondere Bewandtnis hat, so braucht man sich nur die Urteile der Heiden über sie zu vergegenwärtigen. Was für wunderliche Sagen liefen über dieses Volk um! Bald sollten sie von dem Berge Ida auf Kreta stammen, bald sollten ihre Vorväter Aussätzige gewesen sein, die aus Ägypten vertrieben wurden. In der Wüste habe bei großem Wassermangel ein Esel ihnen eine Quelle gezeigt; deshalb beteten sie einen Eselskopf als Gott an. Tacitus, der freilich schon unter dem Eindrucke des jüdischen Krieges schreibt, meint, um sich des Volks zu versichern, habe Moses ihnen neue, aller menschlichen Sitte zuwiderlaufende Bräuche gegeben. „Bei ihnen ist unheilig, was bei uns heilig ist, dagegen gestattet, was bei uns als abscheulich gilt.“ Wie lächerlich erschienen den Römern die Speisegebote und das Fasten. Das Verbot des Schweinefleisches war ein unerschöpfliches Thema für den römischen Witz. Die Sabbathfeier wissen die Römer nur aus Faulheit zu erklären. Juvenal spottet über einen Müssiggänger:

„Der Vater ist Schuld, der stets am siebenten Tage
Faul war und vom Geschäft auch nicht das Geringste berührte,“

und Tacitus erzählt ganz ernsthaft: „Nachher als die Unthätigkeit behagte, wurde auch das siebente Jahr (das Sabbathjahr) dem Müssiggange geweiht.“ Besonders anstößig war der bildlose Kult. Der ganze jüdische Glaube war den Heiden der Gipfel des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit. „Credat Judaeus Apella“ „das mag der Jude glauben,“ sagt Horaz, um etwas gänzlich Unglaubliches zu bezeichnen.

Gewiß war dieser weitverbreitete Judenhaß, dem namentlich in der Zeit des jüdischen Krieges so unzählige blutige Opfer gefallen sind, auch mit Folge des Heidenhasses der Juden, und die Verachtung wurde zum Teil von ihnen selbst hervorgerufen durch die Verachtung, mit der sie ihrerseits auf die unreinen Heiden herabsahen. Dem Juden ist ein großes Selbstbewußtsein eigen. Er weiß sich als Glied des erwählten Volkes, im Besitz der Offenbarung gegenüber den blinden Heiden. Die messianischen Hoffnungen hoben das Selbstbewußtsein noch höher. Sie betrachteten sich schon als die, denen bald die Weltherrschaft zufallen werde, und hielten damit auch den Heiden gegenüber nicht zurück. Je weniger ihre gedrückte und geknechtete Gegenwart mit dieser Hoffnung für die Zukunft stimmte, desto lächerlicher mußte es dem stolzen Römer vorkommen, daß dieses schmutzig-Bettelvolk von solchen Dingen träumte. Man braucht nur einen Blick in die Schriftstellerei der Kaiserzeit zu werfen, überall begegnen uns Witzeleien über die beschnittenen Juden. Wo der Jude ging und stand, war er von heidnischem Spott umgeben; auf dem Theater Gegenstand plumper Ausfälle, die aber sicher Lachen hervorriefen, hatte er auf der Straße oft genug brutale Mißhandlungen zu erdulden.

Der Haß und die Verachtung mochte wohl dadurch noch mehr gesteigert werden, daß die Heiden sich nicht verbergen konnten, welchen weitgreifenden und tiefgehenden Einfluß diese Juden übten. Sagt doch Seneca von ihnen, die Besiegten hätten

den Siegern Gesetze gegeben. In einer Zeit, in der die alten Götter den Heiden nicht mehr genügten, in der so viele sehnsüchtige, heilsbegierige Gemüter bei fremden Göttern, in Geheimlehren und Sühnungen ihren Frieden suchten, wie mußte da das Judentum anziehen! Hier war der Monotheismus, den die Weisen als esoterische Religion der Gebildeten lehrten, als Volksreligion, hier war ein geistiger Kult, den wüsten und oft unsittlichen heidnischen Kulten unendlich überlegen, hier war ein geoffenbartes Gotteswort, hier waren Opfer und Sühnungen.

Zwar nur eine kleine Zahl von Heiden trat durch die Beschneidung ganz zum Judentum über, so viele Mühe sich die Pharisäer auch gaben, die Land und Meer durchzogen, um einen Judengenossen zu machen (Matth. 23, 15). Solche von ihnen Gewonnene wurden meist ganz Knechte des pharisäischen Wesens, die sich von ihren blinden Leitern blindlings leiten ließen, Fanatiker, stolze Heilige, später die eifrigsten Verfolger der Christen. Oft mochten auch irdische Vorteile mit ins Spiel kommen, namentlich die Befreiung vom Militärdienst, wie es denn gewiß seinen besondern Grund hatte, daß Tiberius im Jahre 19 n. Chr. die jüdische Gemeinde in Rom gerade mit einer Rekrutierung strafte. Auch der Herr fällt in der eben angeführten Stelle ein hartes Urteil über diese Proselyten. Der so ganz Juden Gewordenen waren jedoch nur wenige, die größte Mehrzahl derer, die das Judentum an sich zog, wurden nur sogenannte Proselyten des Thors. Ohne die Beschneidung anzunehmen, und damit zu dem ganzen Zeremonialgesetz sich zu verpflichten, waren diese nur verbunden, den Götzendienst zu vermeiden, dem Einen Gott zu dienen und die sogenannten noachischen Gebote zu halten, hatten dann aber doch an den Segnungen des Judentums teil. Es sind das die gottesfürchtigen Männer und Weiber, von denen in der Apostelgeschichte so oft die Rede ist. Das waren meist heilsbegierige Seelen, die in der Synagoge suchten, was sie in den stolzen Tempeln Griechenlands und den be-

rauschenden Kulten des Orients nicht gefunden hatten, den Frieden ihres Herzens. Solcher gab es in allen Städten eine große Zahl, vorwiegend Frauen. In Damaskus sollen fast alle Frauen zu ihnen gehört haben, in Rom viele auch aus den vornehmen Kreisen. Auf den Grabsteinen der jüdischen Kirchhöfe lesen wir Namen aus manchem erlauchten altrömischen Geschlechte, aus der Gens Fulvia, Flavia, Valeria u. a. Selbst von der Kaiserin Poppaea Sabina ging das Gerücht, sie sei eine Proselytin. Aber auch ohne geradezu Proselyten zu werden, hielten sich viele zur Synagoge, fasteten, beteten, feierten den Sabbath, zündeten an jüdischen Feiertagen Lichter an. Dabei mag viel Aberglaube im Spiel gewesen sein. Man versuchte es, wie mit so manchem andern Gott, auch einmal mit Jehovah. Andererseits fand doch auch manche nach dem lebendigen Gott dürstende Seele da ihre Zuflucht, und es bildete sich um die Synagoge ein Kreis, der nicht heidnisch mehr und auch nicht jüdisch, noch in einer schwebenden, zuwartenden Stellung so recht für die Predigt des Evangeliums bereitet war. Die ihm angehörten, hatten dem Götzendienst entsagt, hatten gelernt, auf eine Offenbarung zu hören, das Alte Testament war ihnen bekannt, das Gesetz hatte in ihnen Sündenbewußtsein geweckt und die Weissagung Heilsverlangen, und doch fand sich bei ihnen nicht, was bei den eigentlichen Juden der Aufnahme des Wortes vom Kreuz so große Hindernisse bereitete, der Stolz auf die jüdische Abkunft und die pharisäische Gesetzesgerechtigkeit. Gerade diese gottesfürchtigen Heiden waren überall, wie in Philippi (Apostelg. 16, 14) und Thessalonich (Apostelg. 17, 4), die ersten, welche die Botschaft von Christo annahmen.

Wie wunderbar ist auch hier alles vorbereitet für das Evangelium. Was Palästina für die ganze Welt war, das war die Synagoge für jede einzelne Stadt. Wie hätte das junge Christentum ohne die Diaspora des Judentums sich durch die starre Felsmasse des Heidentums die Wege bahnen sollen? Nun

findet es die Rinnsale überall schon gegraben, ein über das ganze römische Reich sich ausbreitendes Netz von Kanälen, und rasch kann es nach allen Seiten hin sich ergießen. Weiß man die Hauptsitze des Judentums, so kennt man auch schon im Voraus die Hauptsitze des jungen Christentums. Überall sind ihm die Wege bereits gebahnt, die Mittelpunkte bereits bestimmt. Und dazu, übersehen wir das nicht, kommen der christlichen Kirche zunächst auch die Privilegien des Judentums zu gute. So lange das Christentum den Heiden als jüdische Sekte gilt, erscheint es auch als erlaubte Religion. Das Judentum wird der jungen Pflanzung zur schützenden Hülle, bis sie so weit erstarkt ist, die Stürme ertragen zu können.

Wahrhaftig, die Zeit ist erfüllt, die alte Welt ist bereit, das Christentum, nicht aus sich hervorzubringen, aber es aufzunehmen. In Griechenland, in Rom hat sich gezeigt, was der menschliche Geist aus eigener Kraft vermag. Er vermag Großes, und Herrliches hat er geschaffen, aber all das Große sinkt in Trümmer, all die Herrlichkeit erbleicht, und Eins hat der Menschengeist aus sich nicht vermocht, die jedem Menschen innewohnende Sehnsucht nach dem Ewigen, nach Gott zu stillen. Das Ende des Heidentums ist auf religiösem Gebiete völlige Ergebnislosigkeit, völliges Verzweifeln an sich selbst. Der Mensch kann nichts Gewisses wissen, das ist das Ende alles Fragens; patet exitus! das ist das Ende alles Suchens nach Glückseligkeit, der Selbstmord der letzte Trost. Aber sterbend streckt das Heidentum sich dem Neuen entgegen, das Gott schaffen will. Überall wirft das Kommende schon seinen Schatten vor sich her, der Universalismus des Christentums ist schattenhaft vorgebildet in dem Universalismus des römischen Reichs, der Glaube an den Einen lebendigen Gott in dem Monotheismus, der durch die Arbeit der Philosophie und durch die Mischung der Nationalgötter in immer weiteren Kreisen sich Bahn bricht. Innerhalb des Heidentums läßt sich deutlich eine Strömung erkennen, die dem Christentum, obwohl unabhängig von ihm,

entgegenkommt. Überall zeigt ſich ein Suchen und Fragen, das ſeiner Erfüllung harrt und ſie finden wird, das Suchen nach Erlöſung in dem Heiland aller Völker, das Fragen nach dem Jenſeits in der Predigt von dem Auferſtandenen. Und mitten in der ſuchenden Heidenwelt ſteht Israel als Prophet, erfüllt auch hier ſeine Beſtimmung, dem der da kommen ſoll, die Stätte zu bereiten. Wenn irgendwo, ſo kann man hier erkennen, um nicht zu ſagen, mit Händen greifen, daß alles in der Geſchichte unſeres Geſchlechts nach dem Plane und Ratſchluſſe des gnadenreichen Gottes auf den abzielt, in dem alle Gottesverheißungen Ja und Amen ſind, auf Chriſtum den Herrn.

Zweites Kapitel.

Der sittliche Zustand der Heidenwelt.

Tit. 3, 3: Wir waren auch weiland unweise, ungehorsame, irrige, dienende den Lüsten und mancherlei Wollüsten, und wandelten in Bosheit und Neid und haßten uns untereinander.

1. Glaube und Moral.

Eine Zeit, die am Glauben irre geworden ist, pflegt um so größeres Gewicht auf die Moral zu legen. Denken wir nur an die Zeit der Aufklärung bei uns, wie viel ist da moralisiert. Welche dickleibige Kompendien der Moral, welche Flut von Moralpredigten, moralischen Erzählungen, moralischen Liedern; welchen Raum nimmt in den Katechismen die Lehre von den Tugenden ein, deren man nicht genug aufzählen kann. Man fühlt, daß man etwas verloren hat und möchte den Verlust doch nicht eingestehen; man ahnt, daß mit dem Glauben auch die Sittlichkeit fallen muß, und möchte wenigstens mit Worten und Schriften den Beweis führen, daß dem nicht so ist. Man möchte die Frucht gern behalten, obwohl man die Wurzel selbst abgeschnitten hat. Darum redet man so viel von der Frucht, um sich einzureden, es stehe noch gut mit ihr. Aber bald genug zeigt es sich, daß mit der Wurzel auch die Frucht unrettbar verloren ist.

So ähnlich ist auch die Zeit des ersten Jahrhunderts. Überblicken wir die Litteratur, so sollten wir uns versucht fühlen,

die Zeit für eine in besonderem Maße moralische zu halten. Moralisiert wird reichlich. Die ganze Philosophie geht in Moral auf; bis in die kleinsten Details wird eine Kasuistik ausgearbeitet, wie der Weise sich in allen Verhältnissen und bei allen Ereignissen des Lebens verhalten soll. Seneca will weniger Philosophie lehren, als zu einem glücklichen Leben erziehen. Wie charakteristisch ist z. B. sein Verhältnis zu Annaeus Serenus, dem Kommandanten der Vigiles unter Nero. Er regelt dessen Leben bis ins kleinste, giebt ihm Vorschriften, was er lesen, wie er den Tag hinbringen soll. Serenus legt ihm seinen Seelenzustand vor, und Seneca erörtert denselben wie ein Beichtvater. So soll Serenus zur Seelenruhe kommen, zu dem glücklichen Zustand der Seele, daß sie in sich Frieden hat und durch nichts mehr bewegt wird. Ähnliche Verhältnisse finden wir oft, ja es wird Sitte, Philosophen als Erzieher, man möchte bald sagen, als Beichtväter und Seelsorger, ins Haus zu nehmen, um sich bei ihnen für die ganze Einrichtung des Lebens Rat und Weisung zu holen. Und wie schön und trefflich wissen diese Philosophen von allen möglichen Tugenden zu reden. Sind doch Senecas Tugendreden (um nur den Einen zu nennen) später manchem so vortrefflich erschienen, daß man sie nur aus christlichem Einflusse erklären zu können glaubte, und die Sage von einem Verkehr des heidnischen Philosophen mit dem Apostel Paulus aufkam. Aber was sind diese Moralpredigten? Worte, nichts als Worte. Derselbe Seneca, der so schön von der Enthaltsamkeit und Genügsamkeit des Philosophen zu reden weiß, der überall die Verachtung des Irdischen als des Nichtigen und Eitlen zur Schau trägt, brachte in den vier Jahren seiner höchsten Machtstellung ein Vermögen von 300 Millionen Sesterzien (über 45 Millionen *M.*) zusammen und, während er einen Traktat über die Armut schrieb, hatte er in seinem Hause 500 Citrustische, Tische mit kostbaren gemaserten Holzplatten, die aus dem Atlas kamen, und von denen einzelne mit 90 000 *M.*, ja mit

300 000 M. bezahlt wurden. Demselben Seneca, der so viel über Sittenreinheit predigt, wird öffentlich Ehebruch mit Julia und Agrippina vorgeworfen, und seinen Zögling Nero leitete er zu noch schändlicheren Dingen an. Er schrieb einen Traktat über die Gnade, und hat doch ohne Zweifel ein gut Teil der Neronischen Greuel auf seinem Gewissen. War er es doch, der den Brief verfaßte, in welchem Nero den Mord der eigenen Mutter vor dem Senate rechtfertigt! Was wirken denn solche Moralpredigten wie die Senecas? Ganz abgesehen davon, daß es ihm ganz fern liegt, auf die Menge des Volkes einzuwirken, was für Früchte schafft er bei den einzelnen? Er setzt die Gemüter in eine fieberhafte Erregung, krankhaft beobachtet man sich selbst, aber die Kraft zu einer sittlichen Erneuerung ist nicht da. Eben jener Serenus, den er so beichtväterlich leitet, hatte nicht die Kraft, der Ansteckung des Neronischen Hofes zu widerstehen; gerade er war es, der das Liebesverhältnis Neros mit der Akte vermittelte. Auch diese Zeit liefert einen Beweis für die Unzertrennlichkeit von Glauben und Sittlichkeit. Handelt es sich auch nur um unvollkommene heidnische Sittlichkeit, auch die muß fallen, nachdem der Glaube gefallen ist. Erst wenn wir ein Bild von ihren sittlichen Zuständen gewinnen, erst dann wird sich uns der ganze tiefe Verfall der Heidenwelt zeigen.

Aber ein solches Bild ist schwer zu gewinnen. Zwar könnte ich mich einfach auf Schilderungen von Zeitgenossen berufen, die ein Bild der sittlichen Zustände entwerfen, und was für ein Bild! Seneca sagt einmal: „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern. Es wird mehr begangen als sich mit Gewalt heilen läßt. Ein ungeheurer Wettstreit der Verworfenheit wird gestritten. Tagtäglich wächst die Lust an der Sünde, tagtäglich sinkt die Scham. Wegwerfend jede Achtung vor dem Erhabenen und Heiligen stürzt sich die Lust wohin es sei. Das Laster verbirgt sich nicht mehr, es tritt vor aller Augen. So öffentlich ist die Verworfenheit geworden, so

mächtig lodert sie in allen Gemütern auf, daß die Unschuld nicht mehr selten, daß sie gar nicht mehr vorhanden ist." Etwas später ruft Lucian aus: „Wer Reichtum liebt und Geld bewundert, wer das Glück des Lebens in Purpur und Macht findet, wer unter Schmarotzern und Sklaven nie einen Begriff gehabt hat von Freiheit, Freimut und Wahrheit, wer den Lüsten, vollen Tischen, Trinkgelagen, Hurerei, Zauberei, Lug und Trug huldigt, der mag nach Rom gehen!" Oder wollen wir neben diesen etwas rhetorischen Schilderungen einen nüchternen und ruhigen Ausspruch, so mag der des Historikers Livius hier stehen: „Durch Tugenden ist Rom groß geworden bis jetzt, da wir weder unsere Laster noch deren Gegenmittel ertragen können." Aber man würde mir antworten können: das sind aus pessimistischen Anschauungen hervorgegangene allgemeine Schilderungen, die in ihrer Allgemeinheit wenig Wert haben, denn niemand wird leugnen können, daß sie nicht überall zutreffen, und neben dem hier allein hervorgehobenen Dunkel doch auch das Licht nicht fehlt.

So könnte ich nun statt ganz Allgemeines ganz Spezielles geben, eine Blumenlese von Greueln, die in jener Zeit begangen sind. Ich könnte das Bild einer Messalina zeichnen oder erzählen, wie Nero den Bruder, die Gattin, die eigene Mutter mordet, wie er sie zuerst mit seinen Ränken umspinnt, versteckter Weise ihren Tod suchend, wie er dann, als das mißlingt, zu brutaler Gewalt greift und selbst die Mörder hinschickt, ihr das Schwert in den Leib zu stoßen, der ihn geboren; wie er dann das Geschehene vor dem Senat mit Lügen rechtfertigt, und dieser, so leicht die Lügen zu durchschauen waren, in sklavischer Unterwürfigkeit neue Ehren für den Kaiser beschließt und in den Tempeln der Götter Dankgebete darbringt; wie der Muttermörder, vom Senat begrüßt, von dem Volke, nach Tribus geordnet, mit Weibern und Kindern in festlichem Schmucke bewillkommnet, als Triumphator in Rom einzieht. Ich könnte den Kaiserwahnsinn eines Caligula schildern oder

die Regierung der Freigelassenen unter Claudius und dann sagen: Das ist die Zeit! Allein mit Grund würde man mir antworten, daß zu allen Zeiten einzelne Greuelthaten vorkommen, daß man aber nicht in den Fehler verfallen darf, darnach ohne weiteres eine ganze Zeit zu beurteilen. Zwar könnte ich dem wieder entgegenhalten, daß solche Greuel nur die Spitze einer Pyramide sind, die ihre breite Basis im Volksleben hat, daß Gestalten wie die der Messalina doch nicht zu allen Zeiten zu finden sind, und daß ein Kaiser, der seine Mutter mordet, ein Senat, der dafür Dankgebete beschließt, ein Volk, das den Mörder als Triumphator einholt, doch einen schrecklichen, allgemeinen Sittenverfall voraussetzen, um auch nur möglich zu sein; aber ich gebe zu, daß es keine schlechtere Art giebt, eine Zeit zu charakterisieren, als die, allen Schmutz, den man finden kann, auf einen Haufen zu kehren. Da mag jedes Detail richtig sein, das Gesamtbild ist dennoch falsch.

So viel ist wohl klar, wollen wir ein einigermaßen zutreffendes Bild der Zeit gewinnen, so dürfen wir weder zu sehr bei allgemeinen Urteilen stehen bleiben, denn ihre Allgemeinheit bringt es mit sich, daß es auch Ausnahmen giebt, noch auch zu sehr bloß auf einzelnes sehen, denn es fragt sich noch, wie weit das Einzelne für die ganze Zeit Bedeutung hat. Am besten werden wir den Weg einschlagen, daß wir die verschiedenen Lebensgebiete durchgehen und so uns zuletzt aus einer Menge von Einzelheiten ein Gesamtbild zusammensetzen.

2. Ehe und Familienleben.

Beginnen wir mit dem Lebensgebiete, in dem alle anderen wurzeln, dessen Gesundheit daher Vorbedingung für die Gesundheit des Volkslebens überhaupt ist, dessen Bestand eben aus diesem Grunde aber auch wie sonst nichts einen Maßstab für das sittliche Leben einer Zeit bietet, mit der Ehe und dem Familienleben.

Die japhetidischen Völker haben als bestes Erbteil Scham, Keuschheit und Zucht mitbekommen. Das ist es, was sie so bestimmt von den Nachkommen Hams unterscheidet und hoch über diese erhebt. Aber sie machen es wie der verlorene Sohn, sie vergeuden ihr Erbteil. Am frühesten die Griechen. Auch bei ihnen fehlt in ihrer Jugendzeit Keuschheit und Zucht nicht (denken wir nur an Penelope), aber schon in der Blütezeit Griechenlands ist sie dahin. Fast alle ihre großen Männer, von Alkibiades, dem sie nachsagten, er sei der Mann aller athenischen Weiber und das Weib aller athenischen Männer, gar nicht zu reden, selbst ein Themistokles und ein Perikles sind in diesem Stücke nicht rein. Das weibliche Geschlecht steht in Griechenland niedrig, ist von der Bildung ausgeschlossen und nimmt an allem, was den Mann beschäftigt, am öffentlichen Leben, am Vaterlande und dessen Ergehen, keinen Teil. Plato stellt es als das Bild eines ganz verkehrten Staates hin, wenn die Sklaven ihren Herren nicht gehorsam sind, und wenn die Frauen ihren Männern gleichstehen; Aristoteles bezeichnet die Frauen ausdrücklich als Wesen untergeordneter Art. Ein Familienleben kennt der Grieche eigentlich nicht. Man ist so wenig wie möglich zu Hause und sucht sein Vergnügen anderswo als am eigenen Herde. „Giebt es irgend einen Menschen," so fragt Sokrates einmal einen seiner Freunde „mit dem du weniger redest als mit deiner Frau?", und Demosthenes sagt ganz unbefangen: „Wir haben Freundinnen zu unserem Vergnügen, Gattinnen, um uns Kinder zu geben und das Hauswesen zu versorgen." So wird die Kurtisane das Komplement zur Ehefrau, und leicht ist es zu verstehen, weshalb die ganze Geschichte Griechenlands fast gar keine großen Frauen aufweist, dagegen aber die Stellung, welche die Buhlerinnen einnehmen, und die Rolle, die sie im Leben des Volkes spielen, um so hervorragender ist. Sie besuchten die Hörsäle der Philosophen, sie schriftstellerten und standen im Verkehr mit hervorragenden Staatsmännern. Auch Sokrates

ging, die Aspasia zu hören. Berühmte Männer sammelten ihre witzigen Gedanken und schrieben ihre Geschichte. Aristophanes von Byzanz erwähnt ihrer 135, Apollodor noch mehr. Sie gaben auch die Modelle ab zu den Götterbildern. Dem Praxiteles diente Phryne, dieselbe Buhlerin, die den Thebanern ihre Mauern wieder aufzubauen versprach, wenn sie mit goldenen Buchstaben daran schreiben wollten: „Alexander hat sie zerstört, Phryne wieder erbaut," als Modell zu einer berühmten Statue der Venus Gnidia. Also zu Dirnen erhoben die Griechen ihre Hände, wenn sie in ihren Tempeln beteten, und wie weit alle Scham untergegangen war, dafür genüge als Beleg, daß eben diese Phryne bei dem Feste des Poseidon in Eleusis als Venus Anadyomene auftrat und vor den Augen des jubelnden Griechenlands ganz nackt mit aufgelösten Haaren ins Meer stieg.

Viel länger bewahrten die Römer ihr Erbteil. Zu den Wurzeln der römischen Kraft gehört auch die Keuschheit, Zucht und strenge Sitte der älteren Zeit. Nichts Unzüchtiges wurde geduldet, keine nackten Götterbilder verletzten die Scham. Die Ehe ward heilig gehalten, und die Kinder wuchsen unter den Augen züchtiger Mütter und unter ihrer Pflege in den einfachen Verhältnissen des Hauses auf. Nach Plutarch war in den ersten 230, nach andern sogar in den ersten 520 Jahren Roms keine Ehescheidung vorgekommen. Die Römer kennen ein wirkliches Familienleben. Sind die Geschäfte zu Ende, so gehen sie zu Haus und verweilen gern im Schoße ihrer Familie. Ein genialer Wüstling wie Alkibiades hätte in Rom keinen Boden gefunden, eine Aspasia oder Phryne keine Rolle spielen können.

Das wurde anders, als mit griechischer Bildung auch griechische Leichtfertigkeit in Rom einzog, als die Reichtümer der eroberten Welt hier zusammenflossen, und an die Stelle der republikanischen Einfachheit der Luxus der Kaiserzeit trat. Die alte schlichte Häuslichkeit ist dahin, Keuschheit und Zucht

geht unter. Ein Luxus der Toilette reißt ein, eine Raffiniertheit und Unnatürlichkeit zugleich, wie die Welt etwas gleiches wohl zu keiner Zeit wieder gesehen hat. Mit einem künstlich bereiteten feinen Teige, den sie nachts auf das Gesicht legte, schützte die vornehme römische Dame ihren Teint; dann badete sie in Eselsmilch; der künstlichen Waschmittel, wohlriechenden Öle, Salben, Parfümerien, verschiedenfarbigen Schminken waren unzählige. In allen Toilettenkünsten ausgelernte Sklavinnen standen ihr zu Gebote und wurden beim Ankleiden oft roh und grausam behandelt, mit langen Nadeln gestochen oder geschlagen. Für jede besondere Schminke war eine besondere Sklavin angestellt, die darauf ganz eingeschult war, die Augenbrauen schwarz oder die Wangen rot zu färben. Die Haare wurden aufs künstlichste frisiert, gefärbt oder ganz abgeschnitten und durch fremdes Haar ersetzt. Besonders beliebt war in der ersten Kaiserzeit rötliches Haar; die Händler konnten dessen nicht genug aus Deutschland beschaffen. Welche Pracht, welcher Wechsel der Kleider, welche Fülle von Gold, Perlen und Edelsteinen, Ohrringen und Armspangen! Lollia Paulina, die Gemahlin des Caligula, trug bei einem Verlobungsfeste einen Schmuck von Smaragden, der, wie sie sogleich durch Vorzeigung von Dokumenten zu beweisen bereit war, 40 Millionen Sesterzien (8 790 840 *M.*) wert war. Das berühmte Halsband der Königin Marie Antoinette, das in der französischen Revolution so verhängnisvoll wurde, kostete nur 1 600 000 Frs., also nur etwa den sechsten Teil. Ganze Landgüter, zwei oder drei, sagt Seneca, tragen sie in den Ohren.

Natürlich wollte man den Schmuck auch zeigen. Hatte früher die römische Frau sich zu Hause gehalten, nur selten und dann verschleiert oder in verschlossener Sänfte sich auf der Straße sehen lassen, jetzt wird die Losung nach Tertullians Worten: „Sehen und gesehen werden." Auf Spaziergängen, im Theater, im Zirkus, bei Gastmählern trugen sie sich und ihren Schmuck zu Schau. Für die, welche was dazu nötig

war nicht selbst besaßen, gab es Rat; Kleider, Schmuck, einen Tragsessel, Kissen, selbst eine alte Wärterin oder eine blonde Zofe konnte man in Rom für einen Tag im Theater oder im Zirkus mieten. Wie entsittlichend das wirken mußte, liegt auf der Hand; um so mehr wirkte es so, als die Aufführungen im Theater durch und durch sittenlos waren. „Eine Frau," sagt Cyprian einmal, „die keusch ins Theater geht, kehrt unkeusch aus dem Theater zurück." Auch beim Gastmahl umgaben überall die der Mythologie entnommenen Bilder an den Wänden des Saals, auf den Tischen, an den Speisegeräten, nackte Gestalten, oft geradezu unzüchtige Bilder, die Speisenden, von den Tänzen, den Schaustellungen, der Musik und dem Gesange ganz zu schweigen.

Die Folge war das fast gänzliche Verschwinden häuslicher Zucht und Sitte. Mögen die Schilderungen der Satiriker, des Juvenal und Persius, auch übertrieben sein, mag manches der dichterischen Ausschmückung angehören, was wir bei Horaz und vor allem bei Ovid lesen, immer bleibt genug übrig, um dieses Urteil zu begründen. Ehen werden jetzt ebenso leichtfertig geschlossen wie leichtfertig aufgelöst. Neigung kommt nicht ins Spiel; für den Mann ist die Ehe ein Finanzgeschäft, für das Mädchen das ersehnte Mittel, aus den engen Schranken der Kinderstube (denn meist fast unmittelbar aus der Kinderstube trat sie in die Ehe) herauszukommen und frei zu werden „Es giebt Frauen, die ihre Jahre nicht nach Konsuln, sondern nach Männern zählen," sagt Seneca einmal. „Sie lassen sich schon wieder scheiden," spottet Juvenal, „ehe noch die Kränze von der Hochzeitsfeier verwelkt sind," und Tertullian: „Sie heiraten nur, um sich scheiden zu lassen." Freunde wechseln die Frauen, und man sieht darin nichts entehrendes, den Namen der Freundschaft zu benutzen, um dem Freunde das Weib zu verführen. Seneca geht so weit zu behaupten, die Ehe werde nur geschlossen, weil der Ehebruch ein neuer pikanter Reiz sei. Eheliche Treue war zum Gespött geworden.

„Wer nicht Liebeshändel hat, wird verachtet," behauptet derselbe Seneca. Nicht das Theater allein und der Zirkus boten Gelegenheit, Liebeshändel anzuknüpfen und fortzuspinnen, auch die Tempel waren nicht zu heilig und die Bordelle nicht zu schmutzig dazu. Es kam vor (ein schrecklicheres Symptom der Versunkenheit ist kaum denkbar), daß vornehme Damen sich in das Polizeiverzeichnis der öffentlichen Dirnen aufnehmen ließen, um sich ganz den zügellosesten Ausschweifungen ergeben zu können. So häufig wurde dieser Skandal, daß mit Gesetzen dagegen eingeschritten werden mußte! Kindersegen war nur eine Last. Kindesmord und noch Schändlicheres galt als keine Sünde, da nach heidnischer Anschauung der Vater volle Gewalt über die Kinder hat. Häusliche Arbeiten waren verächtlich, und die aufwachsenden Kinder wurden den Sklaven überlassen. Die Mütter kümmerten sich mehr um ihre Toilette oder darum, welcher Flöten- oder Zitherspieler im nächsten Wettkampf den Kranz erhalten, welches Pferd beim nächsten Rennen, welcher Athlet oder Gladiator im Amphitheater siegen werde, als um die Erziehung der Kinder.

So mußte natürlich die Ehe selbst immer tiefer in Verachtung geraten. Wer wollte denn noch heiraten, nur um einer zuchtlosen Frau die Mittel zu ihrer Verschwendung zu bieten? Auch die Männer zogen die Freiheit des ehelosen Standes vor. In solchem Maße nahm die Ehelosigkeit und die Kinderlosigkeit überhand, daß der Staat einzuschreiten für nötig achtete. Schon Augustus gab Gesetze, welche die über ein bestimmtes Alter hinaus Ehelosen mit Strafen und höheren Steuern belegte. Im Senat widersprach man anfangs und machte zu gunsten der Abneigung gegen die Ehe die Zuchtlosigkeit der Frauen geltend. Die später noch verschärften, immer wieder aufgefrischten Gesetze, konnten freilich das tiefliegende Übel nicht beseitigen. Viele zogen es vor, die von den Gesetzen über Ehelose und Kinderlose verhängten Strafen über sich zu nehmen. War doch das ehelose Leben ein ganz ungebundenes, hatte doch selbst die

Kinderloſigkeit ihre Vorzüge. Denn in dieſem Falle hatte man etwas zu vererben und wurde von ſolchen, die darauf rechneten, im Teſtamente bedacht zu werden, umſchmeichelt und mit allerlei Gunſtbezeugungen geehrt. Die Erbſchleicherei iſt in der erſten Kaiſerzeit ein eingewurzeltes Übel, ſie iſt ſo an der Tagesordnung, wird auch ſo wenig als verächtlich empfunden, daß z. B. Seneca in einem Briefe, in dem er eine Mutter über den Verluſt ihres einzigen Sohnes tröſtet, als Troſtgrund ganz unbefangen auch den hervorhebt, daß ſie nun als kinderloſe Wittwe um ſo mehr von ſolchen werde geehrt und geliebt werden, die auf eine Erbſchaft hofften.

Es ziemt ſich nicht, den Schleier zu lüften von den Unzuchtsſünden, deren die Heidenwelt voll war. „Gott hat ſie dahingegeben in ihrer Herzen Gelüſte, in Unreinigkeit zu ſchänden ihre eigenen Leiber an ihnen ſelbſt," ſchreibt St. Paulus Röm. 1, 24, und zu jedem Zuge des furchtbar düſteren Bildes, welches er dann entwirft, ließen ſich leicht Belege beibringen. Selbſt ein ſonſt ſo edler Charakter wie Trajan, iſt von dieſen Sünden nicht rein, und was ſchlimmer war, man nahm keinen Anſtoß daran. Kann man doch an Geſtalten wie Nero recht erkennen, wie Blutdurſt und Wolluſt Hand in Hand gehen; kommt doch bei den Orgien der Zeit, z. B. bei dem großen Feſte, das der Präfekt Tigellinus auf einer künſtlichen Inſel im See des Agrippa gab, die Schamloſigkeit ſo offen zu Tage, daß etwas auch nur Ähnliches ſelbſt die wüſteſten Gelage ſpäterer Zeiten nicht bieten. Man weiß nicht was entſetzlicher iſt, die Frechheit, mit der die Wolluſt auftritt, oder das Raffinement, mit der ſie nach immer Unnatürlicherem ſucht. Selbſt die Tempel dienen der Unzucht, die Prieſterinnen waren Buhldirnen, und was ſchändlich iſt zu ſagen, das wird bei den Heiden als Teil des Gottesdienſtes geachtet und geübt.

Gewiß gab es auch viele Ausnahmen. Selbſt wenn es die Grabinſchriften nicht bewieſen, müßten wir annehmen, daß es namentlich in den Mittelklaſſen auch noch gute Hausfrauen

und in Treue geführte Ehen gab, während die höheren Stände viel tiefer verderbt waren. Oft liest man auf einem Grabstein, den ein Mann seiner Frau setzt: „Nie habe ich von ihr ein Leid erfahren, als da sie mir starb," und das Lob der Häuslichkeit, der Frömmigkeit und Keuschheit wird häufig ausgesprochen. „Sie war einmal verheiratet, sie diente allen," heißt es oder: „Sie hütete das Haus, sie spann Wolle," auch „Ich erwarte meinen Mann." Aber so viel darf man als sicheres Ergebnis hinstellen, daß das eheliche und häusliche Leben in weiten Kreisen verderbt und bis ins Innerste zerstört, und eine Zuchtlosigkeit und Liederlichkeit eingerissen war, die selbst das Schlimmste, was in dieser Beziehung unsere heutigen Großstädte bieten, noch weit übertrifft. Edlere Seelen fühlten das. Mit welchem Ernste hat Tacitus seinen Zeitgenossen die Keuschheit und Zucht deutscher Frauen als Spiegel vorgehalten. Man machte auch immer wieder Versuche, dem Übel zu steuern, aber breiter und breiter riß der Strom des Verderbens ein. Wurde er doch auch durch die ganzen Zeitverhältnisse begünstigt. Die Welt war erobert, nun sollte das Gewonnene genossen werden. Genuß ist für ein Jahrhundert und mehr noch die Losung bei Hoch und Niedrig, und nicht eher ist auch in diesem Stücke mehr Ernst wiedergekehrt, als bis die Zeit des Genießens vorüber war, und die steigende Not, das wachsende Elend gegen Ende des zweiten und im dritten Jahrhundert die Welt überhaupt wieder ernster stimmte.

3. Arbeit und Luxus.

Welche Reichtümer waren aber auch aus den eroberten Provinzen nach Rom geflossen, und welche Summen mußten noch immer, auch als das kaiserliche Regiment eine geordnetere Finanzwirtschaft einführte, von den Provinzen aufgebracht werden. Namentlich als die im Orient seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätze den Siegern zufielen, strömte das Gold in

noch nie geahnter Fülle zu. Allein aus dem Tempel in Jerusalem hatte Crassus 10 000 Talente (47 152 500 *M.*) geraubt. Als Prokonsul von Syrien erpreßte Gabinius 100 Millionen Denare (70 164 000 *M.*). Dem Ptolomäus Auletes hatte derselbe Gabinius 10 000 Talente abgenommen, nachdem ihm vorher Cäsar schon 6000 genommen hatte, zusammen also ungefähr 75 000 000 *M.* Auch die anderen Provinzen, Spanien, Gallien steuerten erheblich bei. Hatte doch Q. Lentulus Caepio allein aus der Tektosagenstadt Tolosa 15 000 Talente (70 728 750 *M.*) weggeschleppt.

Reichtum ist nicht bloß für den einzelnen, er ist auch für ein Volk gefährlich, doppelt gefährlich, wenn er wie in Rom plötzlich zuströmt und nicht die allmälich angesammelte Frucht der Arbeit ist. In Rom war die Folge Untergang des Mittelstandes, Anhäufung kolossaler Vermögen in wenigen Händen und Verarmung der Massen, dann maßloser Luxus und Üppigkeit.

Einen Mittelstand wie die neuere Zeit kennt das Altertum überhaupt nicht, denn die Arbeit, die Grundlage eines gesunden Mittelstandes, gilt nicht als Ehre, sondern als Schande. Plato hält es für recht, die Menschen zu verachten, denen es ihre Beschäftigung nicht gestattet, sich ihren Freunden und dem Staate zu widmen. Nach Aristoteles sind alle Arbeiten, welche physische Kraft erfordern, für den freien Mann erniedrigend. Die Natur hat dafür eine eigene Menschenklasse geschaffen; es sind die, welche wir uns unterwerfen, um als Sklaven oder Taglöhner für uns zu arbeiten. Deutlich läßt sich in Athen verfolgen, wie der Mittelstand durch die Sklaverei vernichtet wird. In früherer Zeit hatte Athen einen Mittelstand aus freien Arbeitern, aber diese konnten sich, als der Reichtum wuchs, vor der Konkurrenz des Kapitals im Bunde mit der Arbeit nicht halten. Die Reichen besaßen große Fabriken, in denen die Leiter wie die Arbeiter Sklaven waren. Dem freien Arbeiter blieb nichts übrig, als neben dem Sklaven in der Fabrik zu

arbeiten oder müssig zu gehen und sich vom Staate ernähren zu lassen. So hatte man statt, wie es Solon gewollt, eines Volkes, das von der Arbeit lebte, und in dem die Arbeit geachtet war, ein Volk zum Müssigang geneigt, durch die Berührung mit den Sklaven korrumpiert, in alle Laster des atheniſchen Lebens verflochten.

Einen ähnlichen Weg geht es in Rom. Auch da wird die Arbeit immer mehr zur Schande. Auch da gilt jede Arbeit, mit der Geld verdient wird, als unwürdige Knechtſchaft. Ausgenommen iſt nur die ärztliche Kunſt, die Architektur und der Großhandel als eines freien Mannes würdige Beſchäftigung. Aber „des Handwerkers Verrichtung iſt eine ſchmutzige Arbeit, mit der Werkſtatt verträgt ſich nichts Edles.“ Es iſt wieder der Fluch der Sklaverei. Wo ſie beſteht, kann die freie Arbeit nicht geachtet werden, ein aus freien Arbeitern beſtehender Mittelſtand nicht aufkommen.

Auf dem Lande hatte Italien früher einen ſolchen in den freien Bauern beſeſſen, die auf kleinen Gehöften mit fleißiger Arbeit den Acker beſtellten, wie der Boden Italiens einen ſolchen Anbau in Kleinem fordert. Dieſen freien Bauernſtand, der auch den Kern der Legionen bildete, hatten die Bürgerkriege vernichtet. Mehr als einmal wurden die abgedankten Legionen der Sieger mit Ländereien in Italien belohnt. Schon Sulla hatte an 23 Legionen ſolche Munizipien, die ſich ihm feindlich gezeigt, verteilt. Mit klingendem Spiele zogen die Soldaten in Florenz, in Präneſte und den andern ihnen angewieſenen Orten ein, vertrieben die Bewohner und nahmen Häuſer und Äcker in Beſitz. Ähnlich hatte es Octavian mit 34 Legionen gemacht. Die alten Soldaten wurden nur ſelten zu fleißigen Bauern. Das leicht Erworbene wurde leicht vergeudet. Spekulanten kauften die Äcker auf. Die im Orient oder in Gallien reich gewordenen römiſchen Großen legten hier ihre Kapitalien an. So entſtanden große Latifundien, ungeheure, oft Quadratmeilen umfaſſende Güter. Dieſe ließen ſich nutzbringender mit

Sklaven als mit freien Arbeitern bewirtschaften. Der Sklave vertreibt deshalb den freien Arbeiter überall. Nur in entfernten Gegenden, wo sich die Sklaven nicht kontrolieren ließen, hielt sich noch der freie Mann als villicus unter harten Bedingungen. Höchstens erhielt er $^1/_5$ des Ertrags. Oder man ließ ihn auch da, wo das Land ungesund war, und man die kostbare Kapitalanlage in Sklaven scheute. Bei der Größe des Grundbesitzes und bei den schlechten Arbeitskräften (ein unfreier Arbeiter ist immer ein schlechter und teurer Arbeiter) lohnte der Ackerbau nicht mehr. An seine Stelle trat Viehzucht, die nicht so viel Arbeit erforderte und sicheren Gewinn bot. Wo früher reiche Kornfelder wogten, reiche Obstgärten gestanden hatten, sah man jetzt meilenweit nur eine von Vieh beweidete Öde. Wo früher zahlreiche Dörfer inmitten wohlbebauter Felder und Gärten das Auge erfreut hatten, erhoben sich jetzt nur in weiten Entfernungen die Ergastula, kerkerartige Wohnungen, die Hunderte von elenden Sklaven bargen. Die beiden damals oft gehörten Sätze: „Ein gekaufter Arbeiter ist besser als ein Lohnarbeiter", und „Weide ist einträglicher als Ackerbau" bezeichnen die Stufen des fortschreitenden Verderbens. Am stärksten litt Süditalien. Städte wie Capua und Tarent, inmitten der fruchtbarsten Landstriche, konnten nur durch künstliche Mittel vor dem gänzlichen Verfall bewahrt werden. Besser stand es in Norditalien, wo das Pachtsystem mit freien Pächtern sich erhielt. Sizilien war schon ganz verödet.

Der Entvölkerung des platten Landes entsprach die Übervölkerung der großen Städte. Was sich auf dem Lande nicht mehr halten konnte, strömte in die Städte, namentlich nach Rom. Und welche Bevölkerung war es, die sich hier zusammendrängte! Wir kennen die Einwohnerzahl Roms in der ersten Kaiserzeit nicht ganz genau. Einige schätzen sie auf $1^1/_2$, andere z. B. Hoeck auf 2 Millionen und höher. Darunter waren nur etwa 10 000, die den höheren Ständen angehörten, Senatoren und Ritter; dann zählt Hoeck 1 Million Sklaven und etwa 50 000

Fremde; die übrigen bildeten die Plebs urbana. Diese war durchweg arm. Verdienst gab es in Rom wenig, denn auch hier hatte der freie Arbeiter die Konkurrenz des Sklaven zu bestehen, auch hier nahm ihm dieser den Verdienst weg. Die Reichen ließen was sie bedurften im Hause durch die Scharen ihrer Sklaven herstellen. Auch große Bauten wurden von den Bauunternehmern durch Sklaven ausgeführt. So hatten die Handwerker nur geringe Leute zu Kunden. Sonst boten nur die Stellen der Unterbedienten bei den Magistraten, der Diener bei den Priesterkollegien, der Dienst bei Leichenbestattungen u. s. w. Gelegenheit zum Verdienst. Ein eigentlicher Mittelstand fehlte. Viele suchten ihr Brot als Klienten bei den Großen, ein Brot, das kümmerlich genug war, wenig besser als Sklaverei. Von früh morgens bis spät abends mußten die Klienten, mochte es heiß sein oder mochte es schneien, in der Toga ihrem Patron zum Dienst bereit sein, ihm im Hause aufwarten, ihn auf seinen Wegen begleiten. Dafür erhielten sie dann eine Gabe und wurden bei Festlichkeiten im Hause des Patrons eingeladen, um den Pomp vermehren zu helfen. Sonst wurden sie oft auf das schmählichste und wegwerfendste behandelt, selbst von den Freigelassenen und Sklaven ihres Herrn. Der große Haufe des Volks lebte in fast völligem Müssiggang und wurde vom Staate unterhalten.

Schon in früheren Zeiten war den römischen Bürgern Getreide gegen einen mäßigen Preis geliefert. Clodius hatte im Jahr 695 der Stadt ein Gesetz durchgebracht, wornach es ihnen unentgeldlich geliefert werden sollte. In den Zeiten der Bürgerkriege mehrte sich die Zahl der Getreide-Empfänger erheblich, da natürlich jeder Gewalthaber um die Gunst des großen Haufens buhlte. Zu Cäsars Zeit waren ihrer 320 000. Nachher wurde die Zahl durch Aussendung von Armenkolonien auf 130 000, unter Augustus auf 100 000 herabgedrückt, wuchs aber immer wieder an. Die Bedürftigkeit sollte untersucht werden; Rücksicht auf die Sitten und den Lebenswandel wurde

nicht genommen. „Die Getreidespende," sagt Seneca, „empfängt der Dieb so gut wie der Meineidige und der Ehebrecher; ohne Rücksicht auf die Sitten ist jeder Bürger." An einem bestimmten Tag des Monats nahm jeder in die Listen Eingeschriebene die tessera frumentalis, eine Anweisung auf 5 Scheffel Weizen, in Empfang. Dieses Maß wurde dann in den Magazinen jedem, der die tessera brachte und vorzeigte, zugemessen. Deshalb wurden die Anweisungen auch oft verkauft, zumal das Maß so groß war, daß es für mehr als einen genügte. Außerdem wurden auch Geldgeschenke (congiaria) ausgeteilt. Diese waren entweder Almosen, dann kamen sie nur den Getreideempfängern zu gute, oder eigentliche Geschenke, dann erhielten sie alle Bürger bis auf die Knaben herab. So z. B. in den Jahren der Stadt 725, 730, 742, wo jeder 400 Sesterzien (ungefähr 60 *M.*) empfing. Jedes derartige Congiarium kostete den Staat 250 Millionen Sesterzien, ungefähr 39 Millionen *M.*

Eine solche Freigebigkeit hat die Welt nicht wieder gesehen, aber beachten wir es wohl, Liebesthätigkeit ist das nicht. Nicht der Mensch, sondern der römische Bürger wird bedacht; nicht Bedürftige erhielten die Gabe, sondern kräftige, arbeitsfähige Männer; nicht der einzelne, sondern der Staat ist der Schenkende; nicht Liebe, sondern Recht ist das Maßgebende. Es ist im Grunde nur sein Anteil an der Beute der eroberten Welt, den der einzelne Bürger in Form eines Congiariums erhält, es ist eine Prämie, welche die Furcht der Reichen dem Müssiggange zahlt. Deshalb steigerte das Empfangene nur die Ansprüche. Zu Augustus Zeiten forderte das Volk zu dem Getreide stürmisch auch Wein. Der Kaiser ließ ihm zur Antwort geben: „Es sei durch Wasserleitungen hinreichend gesorgt, daß keiner Durst leide." Später wurde man in der That weiter gedrängt. Septimius Severus ließ auch Öl verteilen. Aurelian gab bei seinem Triumphe Brot. Das blieb dann, als das Volk es forderte, dauernd. Selbst Wein wollte der Kaiser jetzt geben. Als ihm der Präfektus Prätorio darauf erwiderte: „Geben wir dem Volke

472365

Wein, so bleibt nichts übrig, wir werden ihm auch Eier und Hühner auftischen müssen," stand er zwar davon ab, aber er sorgte doch dafür, daß dem Volke Wein zu billigeren Preisen geliefert wurde. Mit der Ausdehnung des römischen Bürgerrechts dehnte sich auch die Getreideverteilung aus. Getreideanweisungen, kleine Blechstücke mit Angabe des zu liefernden Quantums (die Tesserae), werden durch das ganze Reich bis nach Palmyra hin aufgefunden. Dieses System von Schenkungen konnte nur entsittlichend wirken. Die Liebe hebt den Armen, solche Schenkungen erniedrigen ihn. Erst das Christentum hat wahre Liebesthätigkeit gebracht, und wie es die Arbeit geadelt hat, so hat es auch die unverschuldete Armut geehrt.

Während der große Haufe von Almosen lebte, schwelgten die wenigen Besitzenden in unerhörtem Luxus. Bis auf Augustus war Rom, verglichen mit dem was es später wurde, eine ziemlich ärmliche Stadt gewesen. Augustus konnte sich rühmen, statt der Backsteinstadt, die er vorgefunden, eine Marmorstadt zurückgelassen zu haben. Nicht bloß die öffentlichen Gebäude, auch die Privatwohnungen zeigen von nun an eine unvergleichliche Pracht. Eine Wohnung, die mit Zubehör (Gärten u. s. w.) vier Morgen umfaßte, galt noch als enge. Welchen glänzenden Anblick boten die Atrien mit ihren hohen Säulen, zu denen die kostbarsten Steine aus der ganzen Welt zusammengeholt wurden. Balken von hymettischem Marmor ruhten auf Säulen von afrikanischem; die Wände bildeten kostbare Tafeln von gefleckтem Marmor oder Alabaster mit Leisten von grünem Serpentin eingefaßt, der weit her aus Ägypten oder vom schwarzen Meere kam. Die Gewölbe glänzten von Glasmosaik, die Fußböden waren künstlich ausgelegt. Dazwischen grünes Gebüsch und plätschernde Springbrunnen, während in der Höhe von Säulendach zu Säulendach zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen eine purpurne Decke sich spannte, den Mosaikfußboden und den Moosteppich mit rötlichem Schimmer übergießend.

Alles übertraf Neros goldenes Haus. Es war an Größe

einer Stadt gleich; die dazu gehörenden Säulengänge hatten die Länge von einer Meile. Vor der Front stand eine Kolossalstatue des Kaisers, 110 Fuß hoch. Dem entsprachen die übrigen Dimensionen. Es umfaßte Felder und Gärten, Wiesen und Wälder, selbst ein See fehlte nicht. Säle und Zimmer waren mit Gold überzogen, mit Edelsteinen und Perlmutter ausgelegt oder auch mit Spiegelglas, das dem Beschauer sein Bild vielfach zurückwarf. Kleinere Gemächer hatten Wände, die ganz mit Perlen bedeckt waren. Besonders prächtig waren die Speisezimmer dekoriert, und die Bäder boten den ausgesuchtesten Luxus. Die Speisezimmer hatten vergoldete, geschnitzte und bemalte Plafonds, die nach den Gängen des Mahls wechselten und so eingerichtet waren, daß Blumen und wohlriechende Wasser über die Gäste ausgeschüttet werden konnten. Zu den Bädern wurde in großartigen Wasserleitungen das Seewasser vom Meere und das Schwefelwasser der Thermen von Tibur hergeleitet und ergoß sich aus goldenen und silbernen Krahnen in Bassins von buntfarbigem Marmor, der es bald rot, bald grün, bald weiß erscheinen ließ. „Nun fange ich doch an, wie ein Mensch zu leben," hatte Nero gesagt, als er eingezogen war. Otho bewilligte 3 Millionen zum Weiterbau, und dennoch fand Vitellius den Palast eines Kaisers noch nicht würdig. Natürlich verteuerten diese umfangreichen Häuser die Bauplätze ungemein, und für die Armen war in Rom so wenig Raum, wie in unseren großen Städten. Unter Nero wurde ein Gesetz gegeben, welches verbot, Häuser auf Abbruch zu kaufen, um mit den Plätzen zu spekulieren.

Außer seiner Stadtwohnung besaß der reiche Römer auch eine Anzahl von Landhäusern in den Bergen oder am Meer, in Süditalien oder im Norden zur Auswahl. Meilenweit erstreckten sich da die herrlichsten Parkanlagen, wie sie nur der sehr ausgebildete Sinn für Naturschönheit mit den zu Gebote stehenden ungeheuren Mitteln schaffen konnte. Hatte man auf Reisen Landschaften gesehen und besonders schön gefunden, so

ließ man ſie wohl dort nachbilden, oder man ſuchte auch ſeine Befriedigung darin, etwas zu ſchaffen unter Verhältniſſen und an Orten, wo jede Vorbedingung dafür fehlte. Wo Meer war, ſchuf man Land und legte da eine Villa an, nur um ſagen zu können, daß man ſie dem Meere abgetrotzt habe; oder es wurde mit ungeheuren Koſten Erde auf nackte Felſen gebracht, um dort einen Garten oder Wald zu pflanzen. Natur und Kunſt, Geldmittel und Geſchmack vereinigten ſich, um in einem Lande, deſſen Klima zauberhaft ſchön iſt, dem Reichen ein beneidenswertes Daſein zu verſchaffen. Daß dieſe großen Villen die Ärmeren von Grund und Boden vertrieben, den Acker ſeiner natürlichen Produktion, dem Korn-, Wein- und Obſtbau entzogen und ſo das Proletariat mehren halfen, was kümmerte das die Reichen.

Und nun erſt die öffentlichen Bauten! Eine wahre Bauwut beherrſcht die Zeit, und wenn die echte Kunſt ſchon im Sinken war, ſo ſtrebte man, was an wirklich künſtleriſcher Durchbildung fehlte, durch Maſſenhaftigkeit und überreiche Dekoration zu erſetzen. Wir können uns jetzt in der That kaum noch eine Vorſtellung machen von der Herrlichkeit und Pracht einer Stadt wie Rom. Selbſt die ſchönſten und reichſten Weltſtädte der Gegenwart kommen dem auch nicht entfernt nahe. Dieſer Fülle von Kunſtwerken, von Paläſten und Tempeln, von Theatern und Bädern, von Triumphbögen und nach Tauſenden zählenden Statuen gegenüber erſcheinen ſie geradezu arm. Und denken wir dann an die zahlreichen übrigen Großſtädte, von denen manche wie z. B. Antiochien und Alexandrien mit Rom rivaliſierten, denken wir ſelbſt an die kleineren Städte wie Pompeji, das uns durch ein günſtiges Geſchick erhalten iſt, wie iſt auch da alles von der Kunſt reich geſchmückt und bei einzelnen Verirrungen des Geſchmacks doch durchweg ſo gefällig, ſo ſauber und zierlich, daß es uns noch immer zum Vorbilde dient. Machen wir uns dann auch nur eine annähernde Vorſtellung von der Großartigkeit der Nützlichkeitsbauten, der Brücken, Straßen, Waſſerleitungen im ganzen Reiche, deren Trümmer in Afrika

und in der Eifel, in Frankreich und in Syrien noch heute unsere Bewunderung erregen, so ist das Gesamtbild in der That staunenerregend, und wir bekommen einen Eindruck davon, welche Kraft auch in dem kaiserlichem Rom, dem das meiste davon seinen Ursprung verdankt, noch vorhanden war.

Das Innere der Wohnungen bot zwar nicht, was wir heute Komfort nennen, aber desto mehr Reichtum und Pracht. Auch da zeigt sich, daß das Leben der antiken Welt nach außen gerichtet ist, nicht nach innen. Wir suchen im Hause vor allem ein gemütliches, behagliches Heim; die Neigung der alten Welt geht überall, auch im Hause, aufs Repräsentieren. Der Besitzer des Hauses will vor allem seinen Reichtum und seine Würde glänzend zur Schau stellen. Die Räume des Hauses sind mit unsern Häusern verglichen leer, sie enthalten statt vieler Mobilien zum täglichen Gebrauch nur wenige, aber desto wertvollere Prachtstücke. Man sah dort kostbare Tische mit Citrusplatten auf Elfenbeinfüßen. Da standen Ruhebetten mit Gold und Silber ausgelegt und mit babylonischen Teppichen bedeckt, Prachtvasen aus korinthischer Bronce oder dem rätselhaften Stoff Murrha, von dem Gefäße 30 000 ja 150 000 *M.* an Wert vorkommen, äginetische Kandelaber, Schenktische mit alten Silberarbeiten, Statuen und Gemälde berühmter Künstler. Alles, bis zum gewöhnlichen Hausgeräte herab, war in unvergleichlich höherem Maße als bei uns künstlerisch durchgebildet und ausgestaltet.

Dann das Leben in diesen prächtigen Häusern. Genußsucht, Weichlichkeit und Üppigkeit führten hier das Regiment. Zahlreiche Sklaven standen des Winkes ihres Herrn gewärtig zu allen Dienstleistungen bereit, um ihm jede auch die geringste Mühe abzunehmen. Hatte man doch selbst Sklaven, die den Homer oder Virgil auswendig wußten und, hinter dem Stuhle ihres Herrn stehend, diesem ein Citat aus den klassischen Dichtern zuflüsterten, wenn er für gut fand, ein solches in die Unterhaltung einzuflechten. Von ernster Arbeit war keine Rede, höchstens

von dilettantischer Beschäftigung mit den schönen Künsten. Sonst war das Leben eine große Orgie. Gastmähler und Feste jagten einander, eins noch ausgesuchter und raffinierter als das andere. Aus allen Weltteilen schleppte man die Genüsse zusammen, und je seltener und kostspieliger, desto höher wurden sie geachtet. Man überbot sich in der Kunst, bei einem einzigen Gastmahl Hunderttausende zu vergeuden, bis der Kaiser Vitellius alles übertraf, indem er in den wenigen Monaten seines Kaisertums 150 Millionen durchbrachte. Um von neuem essen zu können, gebrauchte man Brechmittel. „Sie speien um zu essen und essen um zu speien," sagt Seneca, „und wollen die aus allen Weltteilen zusammengebrachten Mahlzeiten nicht einmal verdauen." Welche Verschwendung wurde außerdem bei diesen Gelagen getrieben; für Blumen, mit denen die Gäste überschüttet wurden, Rosen und Veilchen mitten im Winter, für Salben und wohlriechende Wasser gab man an einem Tage Tausende aus. Alles wird übertrieben bis zur Unnatur, und oft mutet es uns an, als wären wir in einem Zauberschlosse, wie die Märchen davon erzählen, wo alles von Silber und Gold ist. So z. B. wenn wir hören, daß Poppäa Sabina, die Gemahlin des Nero, auf der Reise 500 Eselinnen mit sich führt, um aus deren Milch ihre Schönheitsbäder zu bereiten, und daß diese Tiere goldene und silberne Hufbeschläge haben, während ihr Gemahl, wenn er sich am Fischen ergötzt, sich dabei golddurchwirkter Netze bedient.

Auf solch ein Treiben konnte nur eine Zeit verfallen, der aller Ernst des Lebens entschwunden, in der jedes Streben nach Höherem untergegangen, und nur noch der bloße sinnliche Genuß die Losung war. Und umgekehrt mußte ja dieses Genußleben die Zeit noch immer mehr sittlich entleeren. „Durch die Schwelgerei," klagt ein Zeitgenosse, „sind die Geister einer thatenlosen Jugend schlaff geworden, und niemand wacht mehr in der Mühe und Arbeit einer anständigen Beschäftigung. Schlaf und Mattigkeit und, was schlimmer ist als beides,

Eifer im Schlechten hat die Gemüter ergriffen. Nun macht das schimpfliche Studium des Gesanges und Tanzes sie weibisch, nun ist die Sucht die Haare zu kräuseln, die Stimme zu weiblichen Schmeichellauten abzuschwächen, mit den Weibern in körperlicher Verzärtelung zu wetteifern, in den unreinsten Lastern groß zu sein, das Gepräge unserer Jünglinge. Wer von euren Altersgenossen ist denn voll Geist? voll Lernbegierde? geschweige denn ein Mann?" Das war das Geschlecht, wie es uns Plinius und der Arzt Galen, hierin ein kompetenter Zeuge, schildern „mit blassen Gesichtern, hängenden Wangen, geschwollenen Augen, zitternden Händen und dicken Bäuchen, von schwachem Verstande und ohne Gedächtnis." Das waren die Leute, die sittlich verkommen, völlig erschlafft im Senate vor dem Kaiser krochen und jeden Fußtritt mit neuen ausgesuchten Schmeicheleien beantworteten, diese Aristokraten, die auf ihre alten stolzen Namen oder auf ihre Reichtümer pochten und doch einem Nero gegenüber nur Sklaven waren, höchstens im Vereine mit emanzipierten Frauen Verschwörungen anzettelten, und dann doch nicht den Mut finden konnten, sie auszuführen, auch im Tode noch Feiglinge oder Wüstlinge.

Wie langweilig, wie schaal erschien bei dem allem diesem blasierten Geschlecht das Leben! Von Genuß und Sinnenlust umrauscht, in der Lage, jede, auch die bizarrste Laune zu befriedigen, sind sie doch durch und durch unbefriedigt und suchen vergeblich durch immer neues Raffinement dem Leben neuen Reiz zu geben. Das Leben der Kaiserzeit ist im Grunde langweilig und inhaltslos. Sie hatten ja auch nichts mehr, was ihr Herz wahrhaft zu erheben im Stande gewesen wäre. Das Interesse am Gemeinwesen war untergegangen, seit der Kaiser allein die Welt nach seinen Launen regierte oder, wie es kam, auch durch Weiber oder Kammerdiener regieren ließ. Das religiöse Leben war geschwunden, die Philosophie in eitlen Wortkram ausgeartet, für eine schaffende, weiterstrebende Arbeit gab es keinen Raum zwischen einer überreichen Aristokratie

und einem Pöbel, der gewohnt war, sich von seinem Herrn füttern zu lassen. Der Mangel an ernster Beschäftigung hatte zur Folge, daß das Leben mit lauter Nichtigkeiten ausgefüllt wurde. Wirkliche Arbeit kannte dieses Geschlecht nicht mehr. Welche Bedeutung hatten früher die Gemeindeämter gehabt, nicht bloß in Rom die hohen Ämter der Republik, sondern auch die Ämter in den Munizipalstädten. Jetzt ist nichts davon übrig geblieben als eine inhaltslose lächerliche Ambition im Jagen nach nichtigen Ehrenbezeugungen, gegen welche die moderne Titel- und Ordenssucht nichts ist. Der Senat gab darin ein Vorbild, das nicht wirkungslos blieb. Wie wird da jeder Kaiser, auch der schlechteste, mit Ehrenbezeugungen, mit neuen Titeln, Beschlüssen wegen zu errichtender Bilder und Statuen, mit Huldigungen aller Art begrüßt ja überschüttet. Die Landtage, die Munizipalräte der Städte beschließen eine Fülle von Ehrenbezeugungen der mannigfaltigsten Art, Belobigungen mit Heroldsruf, Purpurgewänder und Diadem, Statuen zu Fuß und zu Roß, und glücklich schätzt sich jeder, etwas davon zu erhaschen. Vielfach wurde damit ein förmlicher Handel getrieben; es war, sagt Plutarch, ein Geschäft wie zwischen der Kurtisane und ihren Kunden. Die mit der Ehre einer Statue Bedachten übernahmen oft die Kosten der Statue selbst, jedenfalls mußten sie sich mit Festen und Spenden revanchieren. Die verderblichen Folgen zeigten sich deutlich genug. Die Ausgaben für Ehrendenkmäler, Ehrengesandtschaften u. s. w. haben mehr als eine Stadt finanziell ruiniert, und der große Haufe wurde durch die Spenden, Speisungen, Spiele sittlich heruntergebracht. Bettelhaftigkeit und Arbeitsscheu, das Leben auf fremde Kosten nimmt fortwährend zu.

Neben dieser inhaltslosen Ambition ist es charakteristisch und recht ein Zeichen, wie leer das Leben geworden war, daß die Pflichten der Gesellschaft eine übertriebene Wichtigkeit bekommen. „Es ist erstaunlich," schreibt Plinius in einem Briefe, „womit man in Rom die Zeit hinbringt. Nimm jeden Tag

für sich, und es ist keiner, der nicht ausgefüllt wäre, oder doch ausgefüllt zu sein schiene; geh sie alle zusammen durch, und du wirst erstaunt sein, wie leer sie sind. Wenn du einen fragst: Was hast du heute gethan? so wird er dir antworten: Ich war bei einem Freunde, der seinem Sohne die toga virilis gab; man bat mich, ein Testament mit zu unterschreiben, Zeuge bei einem Geschäfte zu sein. Alle diese Dinge erscheinen uns an dem Tage, wenn man sie thut, sehr nötig. Wenn man aber bedenkt, daß das immer von neuem anfängt, findet man sie sehr unnötig." Füllte man nicht in frivoler Weise sein Leben mit Orgien aus, so war das allerwichtigste die Beschäftigung mit den Wissenschaften, schreiben, das Geschriebene vorlesen, vorlesen hören, dichten, und die Dichtungen anderer bewundern. „Jeden Tag," berichtet Plinius, „war im April die Vorlesung irgend eines Dichters." „Wir leiden an einem Übermaß der Wissenschaften," hatte schon Seneca gesagt. Statt aufs Forum oder sonst zu wichtigen Geschäften ging man jetzt, irgend einen Rhetor über Moral deklamieren zu hören, oder in die Bäder, die Salons der damaligen Zeit, um über allerlei zu schwatzen. Oder man war von einem Freunde eingeladen, ein historisches Werk oder eine Dichtung vorlesen zu hören. Man deklamierte sein ganzes Leben lang. Für wahre Schönheit ging der Sinn mehr und mehr verloren. Gelang es dem Dichter oder Rhetor die alten Werke glücklich nachzuahmen, dann wurde am stärksten applaudiert.

Ein bezeichnendes Dokument für den Seelenzustand vieler in jener Zeit ist der Anfang eines Traktats von Seneca über die Gemütsruhe. Der oben schon genannte Kommandant der Vigiles Serenus hat ihm seinen Seelenzustand dargestellt und bittet ihn, das Übel zu nennen, an dem er leidet. Nun schildert Seneca, wie es damals in vielen Seelen aussah. Es ist eine nicht zu beschreibende Mischung von Energie und Schwachheit, von Ehrgeiz und Ohnmacht, ein schnelles Aufeinanderfolgen von unbestimmten Hoffnungen und unbegründeten Ent-

mutigungen, eine verzehrende Langeweile, ein Ekel vor sich selbst, der uns nicht an derselben Stelle bleiben läßt und zuletzt alles verhaßt macht. Die Welt erscheint uns eintönig, das Leben ohne Abwechslung, die Vergnügungen ermüden, die geringste Mühe erschöpft die Kräfte, und diese unbestimmte Traurigkeit wird zuletzt so schwer lastend, daß man daran denkt, ihr durch den Tod zu entgehen.

Gern räume ich ein, daß die gegebene Schilderung des sittlichen Lebens jener Zeit nach der einen oder andern Seite der Einschränkung bedarf, daß gewiß auch noch gesundere edlere Elemente da waren, daß man vieles auch durch Vergleichung mit andern Zeiten, die ähnliches bieten, in ein milderes Licht rücken kann, das Eine, von dem alle jene Einzelheiten nur ein Symptom sind, und das selbst wieder das untrüglichste Symptom der Gesunkenheit der alten Welt ist, wird man jedenfalls zugestehen müssen: die Entleerung des ganzen Lebens von jedem höheren Zweck.

4. Spiele.

Überaus bezeichnend dafür ist auch die Erscheinung, daß damals in den höheren Ständen die Sucht weit verbreitet war, auf dem Theater, im Zirkus, beim Wagenrennen und bei den Gladiatorenspielen aufzutreten. War doch Nero darin mit bösem Beispiel vorangegangen. Stolzer als je ein römischer Triumphator war er mit seinen 1808 in den griechischen Spielen errungenen Siegeskränzen in Rom eingezogen und hatte sie an den Obelisk im Zirkus Maximus aufgehängt, während schon die Nemesis seiner Bluthaten an die Thore pochte. So verbreitet zeigt sich diese Neigung, daß ernstere Kaiser ihr durch Gesetze zu wehren suchten. Zu erklären ist sie nur aus dem Haschen nach neuen pikanteren Reizmitteln. Im Zirkus und in der Arena suchten die von allen möglichen Genüssen Blasierten eine Aufregung, die sie sonst nirgends mehr fanden und setzten,

gegen alles gleichgültig geworden, in den Gladiatorenspielen ein Leben aufs Spiel, das für sie keinen Wert mehr hatte. Überhaupt ist die leidenschaftliche Teilnahme dieser Zeit an allen Arten von Schaustellungen im höchsten Maße charakteristisch, und es lohnt sich der Mühe, ihr etwas eingehender unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, da sich von hier aus tiefe Blicke in den Bestand des sittlichen Lebens jener Zeit wie des ganzen Altertums thun lassen.

Schauspiele (das Wort zunächst im weitesten Sinne genommen) haben für das antike Leben schon im allgemeinen eine höhere Bedeutung als für die Gegenwart. Auch hier erkennen wir den schon öfter berührten Zug des antiken Lebens nach außen wieder, in der Freude an künstlerischer Darstellung, daher auch an öffentlichen Aufzügen und Schaustellungen aller Art. Auch im Gottesdienst zeigt sich das; der ganze Kultus hat etwas theatralisches, Prozessionen spielen darin eine große Rolle. Welche bedeutsame Rolle nimmt im griechischen Volksleben das Theater ein! Liegen doch auf diesem Gebiete zum Teil die höchsten Leistungen des griechischen Geistes in den Dramen eines Aeschylus, Sophokles und Euripides. Freilich die Zeit, in der man sich an solchen Geistesschöpfungen erfreute, war jetzt längst vorüber. Die hohen Gestalten im Kothurn und mit der Maske, mit feierlichem Gange und feierlicher Sprache waren von den Bühnen verschwunden. An dem Oedipus oder an der Antigone hätten nicht einmal mehr die damaligen Griechen, geschweige denn die Römer Geschmack gefunden. Am längsten hielt sich noch die neuere Komödie, in der wenigstens die Feinheit des Spiels anziehend wirkte. Possen und Pantomimen nahmen die Stelle ein. Die Attellana, eine Art Policinell-Komödie mit grotesker Komik und derben Späßen, der Mimus, ein lose zusammenhängendes Charakterbild aus dem gewöhnlichen Leben, mit Spaßmachern und vieler Bühnenkunst, mit reichen Dekorationen und staunenerregenden Verwandlungen, das wars, woran man sich jetzt ergötzte. Nicht mehr die großen

Thaten der Helden wurden da zur Nachahmung aufgestellt nicht mehr die Zeitthorheiten verspottet: die Abenteuer betrogener Ehemänner, Ehebrüche und Liebesintriguen bildeten den Stoff. Man moquirte sich über die Tugend und spottete über die Götter; alles Heilige und Ehrwürdige wurde in den Kot gezogen. An Obscönität, unverhüllter und unzweideutiger, an unkeuschen Reden und die Scham verletzenden Schaustellungen überboten diese Schaustellungen alles. Ballettänzerinnen warfen ihre Kleider ab und tanzten halb nackt, ja völlig nackt auf der Bühne. Von Kunst war keine Rede mehr, alles war lediglich auf Sinnenkitzel berechnet.

Übrigens tritt das eigentliche Theater damals stark zurück. Die Neigung des Volks geht vorwiegend auf die Spiele im Zirkus und im Amphitheater. Diese, ursprünglich religiöse Feste und immer noch mit religiösen Zeremonien verbunden, hatten in der Kaiserzeit auch eine politische Bedeutung gewonnen. Für die Gewalthaber kam viel darauf an, das Volk zu beschäftigen und zu unterhalten. Brot und Spiele! war die Forderung, und so lange Rom satt zu essen hatte und sich amüsierte, war für den Kaiser wenig zu fürchten. Deshalb wurde mit so großer Sorgfalt über die Kornzufuhr gewacht, deshalb auch mit so ungeheuren Kosten für Spiele gesorgt. Je mehr das politische Leben verfällt, desto mehr Raum nehmen die Spiele ein. Ohne Unterschied haben die Kaiser, gute und schlechte, darauf große Summen verwendet. Die sparsamsten mußten doch dafür Geld haben, und die strengsten und einfachsten mußten hierin der Lust des Volkes nachgeben.

In bescheidenen Grenzen hatte schon die Republik die Spiele gekannt. Unter Augustus wurden bereits 66 Tage mit Spielen gefeiert, unter Marc Aurel war die Zahl auf 135 Tage gestiegen. Dazu kamen dann aber noch außerordentliche Feste. Titus gab dem Volke bei der Einweihung des flavischen Amphitheaters ein Fest von 100 Tagen, Trajan bei Gelegenheit seines dacischen Triumphes ein solches von 123 Tagen. So

war es in Rom, wo freilich alles auf den Gipfel getrieben wurde. Aber auch in den Provinzen fehlten die Spiele, wenn auch in bescheidenerem Maße, nicht. Die Trümmer zahlreicher und oft kolossaler Amphitheater in allen dem römischen Reiche angehörenden Ländern beweisen es. Selbst in Palästina hatte der König Agrippa zum Entsetzen der Juden einen Zirkus bauen lassen, und seine Rennpferde sollen mit den römischen gewetteifert haben. An den Mauern von Pompeji sehen wir noch heute die Anschläge, in denen die Abhaltung von Spielen angekündigt wird. Es gehörte zu den lästigsten und drückendsten Pflichten der städtischen Beamten, auch in den Mittelstädten, auf eigene Kosten Spiele zu geben, und wir wissen zufällig von einem Gladiatorenspiel in einer italienischen Stadt mittleren Ranges aus dem Anfange der Kaiserzeit, das drei Tage währte und 87 000 *M.* kostete.

Oft wurde das Volk bei den Spielen auch gespeist, und ganze Tage wurden zu großartigen Schmausereien bestimmt. Auf umfangreichen Schüsseln und in großen Körben trugen kaiserliche Sklaven die Speisen und den Wein umher. Das ganze Volk, Männer, Weiber und Kinder, Senatoren und Ritter, der Hof und der Kaiser selbst speisten an großen Tafeln auf den weiten Plätzen Roms. Oder es wurden Feigen, Datteln, Nüsse und Kuchen unter das Volk geworfen, es regnete gebratene Hühner und Fasanen. Lotterielose wurden verteilt, auf die Kleines und Großes zu gewinnen war, etwa Kleidungsstücke oder Hausrat, Gold und Silber, aber auch Häuser und Landgüter. Wer Glück hatte, konnte an einem Tage ein reicher Mann werden. Da drängte sich denn das Volk zu; oft genug kamen Menschen in dem Gedränge um.

Am meisten interessierte sich das Volk für das Wagenrennen im Zirkus; hier am furchtbarsten waren die Leidenschaften erregt. Welche von den vier nach den Farben, die Pferde- und Wagenlenker trugen, benannten Parteien bei dem nächsten Rennen siegen wird, ob die rote oder die grüne, die blaue oder die

weiße, ist eine Frage, die schon Tage lang vorher Rom beschäftigte. Wetten wurden geschlossen oft um Hunderttausende, um ganze Landgüter, Opfer wurden gebracht, Wahrsager befragt, auch Zauberkünste angewendet, um der bevorzugten Partei den Sieg zu verschaffen. „Verlieren die Grünen," sagt Juvenal, „dann ist Rom so bestürzt, wie nach der Niederlage von Cannä." „Mochte ein Nero das Reich regieren oder ein Marc Aurel," so beschreibt Friedländer, dessen Schilderungen des römischen Lebens ich manches entlehne, die Stimmung, „mochte das Reich Frieden haben oder im Bürgerkriege auflodern, mochten die Barbaren an die Grenzen stürmen, in Rom war für Freie und Sklaven, für Senatoren, Ritter und Volk, für Männer und Weiber die Frage von der größten Wichtigkeit, ob die Blauen siegen würden oder die Grünen."

Schon in der Nacht vorher strömte das Volk in den Zirkus um sich Plätze zu sichern, denn so ungeheuer der Raum war, so schwer war es doch, einen Platz zu bekommen. In Cäsars Zeit hatte der Zirkus 150 000 Plätze, Titus vermehrte sie auf 250 000, zuletzt waren es 385 000.

Eine gottesdienstliche Feier leitete das Spiel ein. Vom Kapitol her kam unter dem Schalle der Tuben und Flöten eine große Prozession, voran die Magistratsperson, welche die Spiele gab, als Triumphator auf dem Wagen stehend, die Götter- und Cäsarenbilder auf Bahren getragen, von den Priesterkollegien in vollem Schmuck begleitet, die ganze pompa diaboli, wie Tertullian sagt, zog durch das Hauptthor in den Zirkus und bewegte sich feierlich langsam durch die Bahn, von der Versammlung mit Aufstehen, mit jubelndem Zuruf und Händeklatschen empfangen. Dann richten sich aller Augen in atemloser Spannung auf den Balkon, von dem herab der Prätor das Zeichen zum Anfang des Rennens giebt. Jetzt fliegt das weiße Tuch in die Bahn. Misit! misit! er hat's geworfen! ruft einer dem andern zu, und wie nun die Seile, welche die Bahn bis dahin absperrten, fallen, wie die Wagen hervorbrechen und in Staub gehüllt die Bahn

durchlaufen, wie bald diese, bald jene Partei einen Vorsprung hat, von den Parteigenossen unter den Zuschauern je nachdem mit Jubel begrüßt, mit Zurufen angespornt oder mit Verwünschungen überschüttet, wie die Wagen oft an den Zielsäulen zerschellen und Rosse und Wagenlenker in einem wüsten Knäuel sich an der Erde wälzen: wächst mit jedem Augenblicke die Leidenschaft bis zur Raserei und macht sich in Toben und Gebrüll Luft. Endlich ist der Sieger am Ziele, von donnerndem Zuruf empfangen. Bänder, Schleifen, Kränze fliegen ihm zu. Vor dem Sitze des Kaisers empfängt er die mit Gold gefüllte Preisbörse und den Palmzweig und fährt feierlich langsam unter dem Jauchzen des Volks durch die Bahn der porta triumphalis zu. Das Rennen ist zu Ende, aber nur um bald aufs neue zu beginnen. Oft folgten an einem Tage 24 Rennen nach einander mit einer kurzen Pause zu Mittag. Selbst dann gingen viele nicht zu Haus; sie aßen im Zirkus und harrten auf ihren Plätzen aus, bis der Abend dem Schauspiel ein Ende machte.

Einer andern Art von Schaustellungen dienten die Amphitheater. Hier fanden die Gladiatorenkämpfe statt, die Tierhetzen, die Darstellungen von Land- und Seeschlachten, und wenn wir in den Pferderennen der Gegenwart noch etwas den Wagenrennen im Zirkus ähnliches haben, so sind uns die Schauspiele des Amphitheaters etwas ganz fremdes. Innerhalb der christlichen Welt kann man höchstens noch in den Stierkämpfen Spaniens einen, auch nur leisen, Nachklang derselben finden.

An den Mauern Pompejis lesen wir noch heute die Inschrift: „Wenn es die Witterung erlaubt, wird die Gladiatorenbande des Ädilen Suetius Certus am 30. Juli in der Arena zu Pompeji einen Gladiatorenkampf aufführen. Auch sollen Tiere gehetzt werden. Der Zuschauerraum ist gedeckt und wird bespritzt.“ Es muß ein prächtiger Anblick gewesen sein, solch ein Amphitheater, die aufsteigenden Sitze alle gefüllt, unten die vornehme Welt, Senatoren, Ritter, die Damenwelt in reichster Toilette, funkelnd von Gold und Edelsteinen, die Vestalinnen

in priesterlichem Schmuck; dann weiter aufwärts die übrigen Stände, ganz oben der Haufe des Volkes, Landleute, Soldaten, Hausſklaven. Weit über die Arena ſpannt ſich ein Zeltdach von bewimpelten Maſten getragen, bunte Teppiche bedecken Lehnen und Brüſtungen, von Säule zu Säule ziehen ſich Roſenguirlanden, dazwiſchen ſchimmernde Götterbilder, vor denen auf Dreifüßen Wohlgerüche dampfen. Alles atmet Luſt und Freude. Man lacht, man ſchwatzt, man tauſcht Höflichkeiten aus, man ſpinnt auch Liebeshändel an, oder man wettet für oder gegen dieſen und jenen Kämpfer. Und doch, welch grauſiges Schauſpiel iſt es, deſſen die Menge harrt!

Es beginnt mit einem Paradeaufzuge der Gladiatoren in vollem Waffenſchmuck. Vor dem Kaiſer neigen ſie die Waffen und rufen: „Heil dir, Imperator! die zum Tode gehen, grüßen dich!“ Zuerſt findet nur ein Scheingefecht ſtatt, dann giebt der düſtere Schall der Tuben das Signal zum Gefecht mit ſcharfen Waffen. Die mannigfaltigſten Szenen löſen ſich in beſtändigem Wechſel ab. Einzeln oder in Scharen treten die Retiarier auf, faſt nackt, ohne Rüſtung, nur mit Dolch und Dreizack bewaffnet, und ſuchen den Schwergerüſteten das Netz über den Kopf zu ziehen, um ihnen dann mit Dolch oder Dreizack den Todesſtoß zu geben. Die Samniten, mit großen Schilden und kurzen geraden Schwertern, fechten gegen die Thrakier mit kleinen runden Schilden und krummen Schwertern. Kämpfer ganz in Eiſen zielen nach den Fugen in der Rüſtung des Gegners, Reiter rennen mit langen Lanzen gegen einander, und wieder andere führen den Kampf nach Art der Britannier auf Streitwagen ſtehend.

Das alles nicht zum Schein und Spiel, ſondern in ganzem furchtbaren Ernſt. Fiel einer lebend in die Hand des Gegners, ſo überließ der Feſtgeber die Entſcheidung über Leben und Tod den Zuſchauern. Der Überwundene bat dieſe um ſein Leben, indem er einen Finger in die Höhe hielt. Schwenkten ſie mit den Tüchern, ſo war ihm das Leben geſchenkt, kehrten

sie den Daumen um, so galt das als Befehl zum Todesstoß. Selbst Frauen, schüchterne Jungfrauen auch, gaben leichthin und ohne Bedenken das Zeichen, das einem Menschen den Tod brachte. Tapfere, die den Tod verachteten, fanden reichen Beifall, Zaghafte erregten die Erbitterung des Volkes, das es als eine Beleidigung ansah, wenn ein Gladiator nicht gern sterben wollte. Waren sie doch dazu in der Gladiatorenschule ausgebildet und hatten dort auch gelernt, mit theatralischem Anstande ihr Leben auszuhauchen. Hatte sie doch der Festgeber dazu von dem Lanista, dem Besitzer der Schule, gedungen. In den Institutionen kommt einmal folgende Rechtsfrage vor. Ein Lanista überläßt einem Privaten eine Anzahl Gladiatoren mit der Bedingung, daß er für jeden, der gesund und ohne schwere Verwundung aus dem Kampfe zurückkehrt, 20 Denare, für jeden Getöteten oder schwer Verwundeten 1000 Denare zahlt. Die Frage entsteht: Ist das Kauf oder Miete? Cajus entscheidet: Bei den ersteren ist es Miete, denn sie kehren zu ihrem Herrn zurück; bei den letzteren Kauf, sie gehören dem, dem sie gedient haben, denn was soll der Lanista mit den Toten oder Verstümmelten? Man hatte also ein erkauftes Recht auf ihren Tod, und so wurden denn die, welche etwa zu sterben zögerten, mit Peitschen und glühendem Eisen in den Kampf getrieben. Zur Wut entflammt, schrieen die Zuschauer: „Töte! peitsche! brenne! Warum führt der den Todesstreich so wenig herzhaft? Warum stirbt der so verdrossen?“

War das erste Blut vergossen, so steigerte sich das Gebrüll und der Beifallsruf der Menge, die förmlich nach Blut lechzte. Ehe die Überwundenen noch Zeit hatten, um Gnade zu flehen, erscholl schon der Ruf nach Blut, und erfolgte der Streich, der ihrem Leben ein Ende machte. Den noch zuckenden Körper schleiften Schergen in der Maske des Gottes der Unterwelt mit in die Brust eingesenkten Haken in die Totenkammer, während die Sieger stolz ihre Palmzweige schwenkten, und die Zuschauer in höchster Erregung auf den Bänken stehend, ihnen Beifall

zujauchzten. In den Zwischenpausen wurde der blutgetränkte Boden der Arena umgeschaufelt, Mohrensklaven schütteten frischen Sand auf und glätteten den Kampfplatz wieder. Dann begann das Blutvergießen aufs neue.

Neben den eigentlichen Gladiatorenspielen waren auch Tierkämpfe höchst beliebt und wurden in großartiger Weise ausgeführt. In allen Teilen der Welt jagte man den wilden Tieren nach, um die Amphitheater in Rom und den anderen großen Städten damit zu versorgen. Aus Ägypten holte man das Flußpferd, vom Rhein den wilden Eber, aus Afrika den Löwen, aus Indien den Elephanten. Selbst das Rhinozeros, Strauße und Giraffen fehlten nicht. Nicht einzeln, zu Hunderten brachte man die Tiere der Wildnis in die Arena. Sechshundert Bären, fünfhundert Löwen werden bei Einem Feste erwähnt. Bei den Spielen, die Trajan zu Ehren des dacischen Triumphs im Jahre 106 gab, kämpften im ganzen 11 000 Tiere der verschiedensten Art. Auch hier gab es mannigfaltige Abwechselungen. Bald kämpften die Tiere unter einander, bald mit eigens dazu abgerichteten Hunden, bald traten Menschen zu Fuß oder zu Pferd ihnen entgegen.

Noch großartiger waren die Schlachten, namentlich die Seeschlachten, die in dem dazu eingerichteten Amphitheater oder auf besonders zu diesem Zwecke ausgegrabenen Seen geliefert wurden. Ganze Flotten kämpften da gegen einander. Claudius gab auf dem Fuciner See das Schauspiel einer Seeschlacht zwischen Drei- und Vierruderern, die im ganzen 19 000 Mann Besatzung hatten. Domitian ließ einen neuen größeren See ausgraben, auf dem Flotten gegen einander kämpften, die den damals im Kriege üblichen an Größe fast gleichkamen. Das alles waren nicht Scheingefechte, sondern wirkliche Schlachten, in denen Tausende fielen oder im Wasser umkamen.

Machen derartige Schauspiele noch den Eindruck des Großartigen, so dagegen nur den des Gräßlichen und Widerlichen die Hinrichtungen, die auch wie Schauspiele im Amphitheater

vollzogen wurden. An Pfähle gebunden, völlig wehrlos, oder auch, nur zur Verlängerung ihrer Qual, mit Waffen ausgerüſtet, wurden da die Verurteilten den ausgehungerten Beſtien gegenüber geſtellt. Blutend, mit zerriſſenen Gliedern lagen ſie da, und das Volk jubelte dazu vor Luſt. Noch Schlimmeres kam vor. Die Verurteilten wurden zu theatraliſchen Schauſtücken benutzt mit Aufbietung aller Dekorationskünſte, in denen es jene Zeit weit gebracht, nur daß in dieſen Schauſpielen der Tod, die Leiden und Qualen nicht fingiert, ſondern wirklich erduldet wurden. Da erſchienen die Unglücklichen in golddurchwirkten Gewändern, Kränze auf dem Haupte, aber plötzlich brachen aus den Kleidern Flammen hervor und verzehrten ſie. Da ſah man den Mucius Scävola die Hand über ein Kohlenbecken halten, den Herkules auf dem Oeta den Scheiterhaufen beſteigen und verbrennen, da wurden Räuber am Kreuze hängend Glied um Glied von Bären zerriſſen. Das alles mit vollendeter theatraliſcher Maſchinerie zur Ergötzung eines ſchauluſtigen Volkes.

Wir wenden uns mit Abſcheu von ſolchen Schauſpielen weg; das Altertum kannte dieſen Abſcheu nicht. Vergebens würden wir in der Litteratur nach Ausſprüchen ſuchen, welche dieſes Blutvergießen tadeln und verwerfen. Selbſt ein Mann wie Plinius, der ſich ſonſt von einem edleren, humaneren Geiſte beſeelt zeigt, lobt in dem Panegyrikus auf Trajan die Spiele, „welche die Gemüter der Männer nicht verweichlichen, ſondern zu ſchönen Wunden und Verachtung des Todes entzünden, da man in ihnen ſelbſt bei Sklaven und Schädlichen Liebe des Lobes und Begierde nach Sieg wahrnimmt.“ Seneca nennt ſie eine leichte Zerſtreuung. Nur einmal, als er zufällig geſehen, daß man in der Zwiſchenpauſe ungeübte Gladiatoren mit einander kämpfen ließ, ohne Kunſt ein bloßes Morden, äußert er ſich ungehalten darüber, daß man Menſchen einander abſchlachten laſſe, nur um den während der Pauſe im Amphitheater Zurückgebliebenen ein Amüſement zu bereiten. Ovid lehrt ſogar, die bei dieſen Schauſpielen gebotene Gelegenheit zu Liebes-

händeln zu benutzen. Man redet mit der Nachbarin und berührt im Eifer des Gespräches ihre Hand, man erbittet sich von ihr das Programm und geht eine Wette ein über den Ausgang des Kampfes. Also auch Frauen sahen diesen Schauspielen zu; und während unten in der Arena das Blut in Strömen floß, Menschen mit dem Tode rangen, knüpfte man oben leichtfertige Liebeshändel an. So begierig war man nach diesen Schauspielen, daß selbst bei Gastmählern Gladiatorenkämpfe gehalten wurden, und oft genug bei den Orgien das vergossene Blut sich in den verschütteten Wein mischte.

Das ist das Heidentum und, merken wir wohl, nicht das ungebildete, rohe, sondern das Heidentum auf der Höhe seiner Bildung. Ich weiß recht gut, was an der antiken Bildung Grundlegendes ist und Vorbildliches für alle Zeiten, weshalb wir, und mit Recht, auf unseren Schulen die Klassiker der Griechen und Römer lesen und der Jugend den Blick in die Schönheit und Herrlichkeit der alten Welt erschließen, aber es wäre einseitig und unwahr, wollten wir dabei übersehen, was der alten Welt fehlt. Es fehlt ihr die wahre Herzensbildung. Bei aller Vollendung der Form bleibt doch das Herz das alte natürliche, rohe Menschenherz. Umwandlung des Herzens, Heiligungsarbeit des Menschen am eigenen Herzen, das sind dem Heidentum ganz fremde Begriffe. Herbart hat einmal gesagt, es sei auch Aufgabe des klassischen Unterrichts, der Jugend zu zeigen, daß sich auf die Dauer in Griechenland und Rom nicht leben läßt. Das Herz wird nicht befriedigt.

Gerade hier thun wir einen erschreckenden Blick in die völlige Entleerung des Lebens von sittlichen Zwecken. Das Leben hatte eigentlich keine Aufgabe mehr. Die einzig große Aufgabe, die das antike Leben kennt, die Ausbildung des Staatswesens, war nicht mehr vorhanden. Seit der Kaiser sagen konnte: „Der Staat bin ich!“ hatte das politische Leben aufgehört. Was davon noch vorhanden war, die Volksversammlungen, der Senat, die aus der Republik stammenden

Ämter, war alles nur noch Scheinleben. Kein Wunder, wenn das Leben ganz im Genuß aufgeht, und „Brot und Spiele" eigentlich in allen Ständen die Losung wird. Tiefer liegt der Grund dieser Entleerung des Lebens darin, daß das Heidentum kein Ziel im Jenseits kennt und darum auch kein wahres Ziel im Diesseits. Einem Menschen, der das Ziel seines Lebens im Jenseits erkannt hat, bleibt immer, wie auch sonst sein Leben sich gestalte, die eine große Aufgabe der Arbeit am eigenen Herzen, ihm behält das Leben immer die große Bedeutung einer Schule fürs Jenseits, und wie trübe die Zeiten sein mögen, nie wird ihm das Leben leer und bedeutungslos. Davon wissen die Heiden nichts, deshalb bleibt ihnen in Zeiten des Verfalls wie in der Kaiserzeit nichts übrig als Amüsement. Das treibt sie in den Zirkus und in das Theater und macht es in ihren Augen zu einem Ereignis, ob die Pferde mit roten oder mit grünen Farben zuerst ans Ziel kommen, ob dieser oder jener Gladiator siegt.

Und wenn damals, was uns jetzt ganz undenkbar scheint, Männer und Frauen, Vornehme und Geringe ihre Augen an Mord und Blutvergießen weideten und darin nichts sahen, als „eine leichte Unterhaltung", so erklärt sich das nur daraus, daß in ihren Augen diejenigen, welche in der Arena unter grausamen Martern starben, eigentlich gar keine Menschen waren, sondern nur Barbaren, Fremde, Kriegsgefangene, Sklaven, Verbrecher, vom Menschengeschlecht ausgestoßene, schädliche und unnütze. Es fehlt dem Altertum der echte Begriff der Humanität. Die Würde des Menschen als Menschen, die allen zukommt, auch dem Fremden, dem Barbaren, die allen unverlierbar bleibt, auch dem gesunkensten Verbrecher, die an allen zu ehren ist, auch an den Feinden, die ist den Heiden verborgen. Darin wurzelt auch die Sklaverei, die im Altertum überall verbreitet, Griechen und Römern als eine vollberechtigte, unentbehrliche Institution gilt.

5. Sklaverei.

Der Sklave ist in den Augen der Alten kein Mensch, er hat weder einen freien Willen, noch irgend einen Anspruch auf Recht, noch ist er der Tugend fähig. Plato, der edelste unter allen Denkern des Altertums, schwankt darüber etwas. Er gesteht zu, daß es Sklaven giebt, die Tugend geübt, ihre Herren, sich selbst opfernd, gerettet haben; er erklärt die Frage, wie man über die Sklaverei urteilen soll, für schwierig, kommt aber zuletzt doch darauf hinaus, daß sie eine natürliche Einrichtung ist, da die Natur selbst die Einen zum Herrschen, die Andern zum Dienen bestimmt habe. Aristoteles hat gar keine Bedenken. In einer wohleingerichteten Haushaltung, meint er, giebt es zweierlei Instrumente, leblose und lebende. Die ersteren sind Sklaven ohne Seele, die letzteren (die Sklaven) sind Instrumente mit einer Seele. Aber wenn so auch den Sklaven eine Seele zugesprochen wird, so wird diese doch für unvollkommen erklärt, es ist eine Seele ohne Willen. Ganz ähnlich reden die Römer. Florus bezeichnet die Sklaven als ein anderes Geschlecht von Menschen, und nach Varro in seinem Buche über den Ackerbau giebt es dreierlei Geräte für den Ackerbau, stumme, z. B. Wagen, solche, die unartikulierte Töne von sich geben, z. B. Ochsen, und solche, die reden, das sind die Sklaven. Selbst ein Mann wie Cicero erhebt sich darüber nicht. Als ihm sein Sklave Sositheus, der ihm sehr nahe stand, gestorben war, schreibt er an Atticus: „Sositheus ist gestorben, und sein Tod hat mich mehr bewegt, als es der Tod eines Sklaven thun sollte," ganz wie wir uns etwa entschuldigen, wenn uns der Tod eines Hundes oder eines Kanarienvogels betrübt. Der Prätor Domitianus hatte einen Sklaven, der auf der Jagd sich ein Versehen zu schulden kommen ließ, indem er einen Eber zur Unzeit tötete, zur Strafe dafür kreuzigen lassen. Cicero urteilt darüber nur: „Es könnte das vielleicht hart erscheinen."

Am schärfsten ist diese Anschauung im römischen Recht aus-

geprägt. Der Sklave ist keine Person, sondern eine Sache, in bezug auf welche ihr Besitzer das volle Eigentumsrecht, das Recht sie zu gebrauchen oder zu mißbrauchen hat. Der Sklave selbst hat kein Recht. Er kann kein Eigentum besitzen. Was er hat, gehört seinem Herrn. Deshalb kann der Herr auch keinen Sklaven wegen Diebstahls belangen. Nimmt ein Sklave seinem Herrn etwas, so bleibt die genommene Sache ja doch im Rechte des Herrn. Der Sklave kann keine Ehe schließen. Eine Klage wegen Ehebruch giebt es gegen Sklaven nicht. Bei ihm ist auch von keiner Vaterschaft oder Verwandtschaft die Rede. Man gebraucht die Namen wohl, sagt wohl, der Sklave hat einen Vater, Verwandte, aber vor dem Rechte hat das keine Bedeutung. Er gilt auch nichts als Zeuge vor Gericht. Bedarf man seines Zeugnisses, so wird er der Tortur unterworfen. Nur so hat sein Zeugnis Bedeutung.

War auch in vielen Fällen die Behandlung der Sklaven im Leben milder, als das Recht, im ganzen entspricht sie doch diesen Anschauungen. Sie werden wie eine Sache gekauft und verkauft, verschenkt und vertauscht, vererbt und vermacht, nach Laune oder Bedürfnis. Sie werden auch verliehen und vermietet. Behandelt der Mieter den Sklaven schlecht, leidet er darüber Schaden, wird verstümmelt oder dergleichen, so fällt das lediglich unter den Gesichtspunkt der Deteriorierung einer Sache. Der Schaden wird dem Herrn ersetzt, und es ist wieder gut; nach dem Sklaven selbst wird nicht gefragt. Schon auf dem Sklavenmarkte geht es ähnlich zu wie bei uns auf einem Viehmarkte. Die Sklaven und Sklavinnen stehen da, die wertvolleren besonders, oft auf einer Tribüne, die minder wertvollen in Haufen. Der Verkäufer preist seine Ware an, gebraucht auch allerlei Mittel, um sie besser aussehend zu machen; die Käufer besehen die Sklaven, betasten und befühlen sie, um sich zu überzeugen, daß sie gesund sind. Der Sklave muß gehen, laufen, springen, den Mund aufmachen, seine Zähne zu zeigen u. s. w. Sind die Sklaven gekauft, so werden sie je nach ihren Fähig-

keiten oder nach Gelegenheit für ein Handwerk bestimmt oder eine Kunst, für den Ackerbau oder zum Betteln oder auch für die Gladiatorenspiele und das Bordell. Sie werden als Thürhüter vor der Pforte an die Kette gelegt, wie bei uns ein Haushund, nachts in die Ergastula eingeschlossen, wie Tiere im Stalle. Man läßt sie wie diese brandmarken und zeichnen, man läßt sie prügeln und ans Kreuz schlagen oft schon beim geringsten Anlaß, schont ihrer, so lange man Vorteil von ihnen zu ziehen hofft, und wirft sie zu den toten Tieren in die Grube, wenn sie gestorben sind, es sei denn, daß man sie nach dem Rate des Cato mit den alten Ochsen und Kühen schon vorher verkauft. Wie heute zur Bildung eines Landmanns auch ein Kursus in der Tierarzneikunde gehört, so damals für einen großen Gutsbesitzer einige Kenntnis der Medizin zur Behandlung kranker Sklaven. Meist ließ man übrigens die alten und kranken laufen, ohne sich um sie zu kümmern, oder tötete sie einfach, wie man ein Tier tötet. In der Stadt Rom wurden sie gewöhnlich auf einer Tiberinsel ausgesetzt. Claudius gab ein Gesetz, daß die so ausgesetzten frei sein sollten und, wenn genesen, nicht verpflichtet, zu ihren Herren zurückzukehren. Wer sie tötete, statt sie auszusetzen, sollte darüber angeklagt werden können.

Nicht daß die Sklaven gerade systematisch gequält worden wären, sie waren ja ein Stück Eigentum, ein kostbares Kapital, mit dem man möglichst schonend umging; aber ohne Rücksicht darauf, daß dieses Kapital aus Menschen bestand, suchte man es doch möglichst auszunutzen. Deshalb Arbeit bis an das möglichst große Maß der Leistung und Unterhalt bis an das möglichst geringe Maß des Nötigsten. Der geringste Arbeiter hat es heute unendlich besser, als damals der Sklave.

Am schlimmsten hatten es diejenigen, welche zur Feldarbeit verwendet wurden; ihrer waren viele tausende, denn die ausgedehnten Plantagen der römischen Großen wurden nur mit Sklaven bewirtschaftet. Es kommt vor, daß ein reicher Römer,

C. Cäcilius Claudius Isidorus, über 4000 Sklaven hinterläßt, und gewiß hatten andere nicht weniger. Nur wenige gingen frei umher und fanden ihre Wohnung etwa, wo Cato sie ihnen anweist, neben dem Futterplatze im Ochsenstall. Die meisten arbeiteten an der Kette, um dann die Nacht auf dem feuchten Boden des Ergastulums zuzubringen. Diese ergastula, Sklavenzwinger, waren zum Teil unterirdische, schmutzige und ungesunde Kerker. Augustus ließ sie einmal untersuchen, aber nicht, wie wir denken sollten, im Interesse der Menschlichkeit, sondern lediglich um zu sehen, ob nicht etwa Fremde widerrechtlich darin gefangen gehalten würden. Von einer Verbesserung des Loses der Sklaven war keine Rede, obwohl zu Tage kam, wie schrecklich ihr Los war. Fast noch schlechter hatten es die Sklaven, welche in der Stadt in großen Fabriken und andern Geschäften arbeiteten. Der Feldsklave genoß doch immer noch die freie Luft, diese mußten, kaum bekleidet, den Kopf halb geschoren, an der Stirn gebrandmarkt, den ganzen Tag in der dumpfen Werkstatt arbeiten ohne jede Erholung. Dagegen waren die Hausſklaven, deren es in den Palästen Roms oft viele hunderte gab, in mancher Beziehung besser gestellt. Sie waren bisweilen sogar, namentlich am kaiserlichen Hofe, vornehme reiche Leute und hatten selbst schon als Sklaven, mehr noch als Freigelassene großen Einfluß auf ihre Herren. Dennoch war auch ihr Los hart, in manchen Fällen schrecklich. Stumm und nüchtern mußte ein solcher Sklave ganze Nächte hindurch hinter dem Sessel seines schwelgenden Gebieters stehen, den Speichel abwischen oder den Auswurf des sich in der Trunkenheit Übergebenden schnell beseitigen. Wehe ihm, wenn er durch Flüstern, oder auch nur durch Niesen oder Husten die Ruhe des Schwelgers störte. Er war jeder Laune seines Gebieters preisgegeben. Ein Wort, und er wurde zu den Feldsklaven auf eine der zahlreichen Besitzungen seines Herrn in den Sklavenzwinger geschickt, er wurde bis aufs Blut gepeitscht oder grausam getötet, oder, wie es auch vorkam, den Fischen zum Fraß vorgeworfen. Caligula ließ einen Sklaven,

der bei einem öffentlichen Schauspiel ein geringes versehen, in den Kerker werfen, mehrere Tage nach einander furchtbar peitschen und erst hinrichten, als das faulende Gehirn des Armen dem Wüterich zu viel Gestank verbreitete. Ein römischer Großer verurteilte einen Sklaven, der bei einem Gastmahle in Gegenwart des Augustus aus Unvorsichtigkeit ein kostbares Gefäß zerbrach, den Fischen vorgeworfen zu werden, und selbst des Kaisers Fürbitte konnte ihn nicht retten. Nicht bloß die Willkür eines launischen Herrn, auch das Gesetz verfuhr so strenge mit den Sklaven. Nach altem römischem Rechte wurden, wenn ein Herr in seinem Hause ermordet und der Thäter nicht herauszubringen war, sämtliche Sklaven, die mit ihm die Nacht unter seinem Dache zugebracht hatten, hingerichtet. Noch in der Kaiserzeit wurde diesem Gesetze gemäß gehandelt. Als unter Nero der Stadtpräfekt Pedanius Sekundus ermordet war, wurden 400 Sklaven jedes Geschlechts und Alters bis zu den kleinsten Kindern herab hingerichtet. Zwar erhob sich im Senat Widerspruch dagegen, aber ein angesehener Senator C. Cassius hielt eine Rede zu Gunsten des alten Brauchs und brachte es dahin, daß der Senat beschloß, das Gesetz streng durchzuführen, ja sogar noch eine Verschärfung dahin beantragte, daß alle Freigelassenen, die im Hause gewesen, aus Italien verbannt werden sollten. Die Rede des C. Cassius, die uns Tacitus aufbewahrt hat, läßt uns ebenso tiefe Blicke in die damalige Sitte wie in die verderblichen Folgen der Sklaverei thun. Er erinnert daran, in welcher Gefahr alle Herren von Sklaven schwebten, wenn man hier von der väterlichen Sitte abweiche. Wen wird seine Würde noch verteidigen, wenn die Würde der Stadtpräfektur nichts geholfen hat? wen wird die Zahl seiner Sklaven schützen, wenn den Pedanius Sekundus seine 400 Sklaven nicht geschützt haben? Unmöglich hat doch der Mörder, ohne Verdacht zu erregen, den Mord planen und ausführen können. Die Sklaven im Hause müssen etwas davon gemerkt haben, aber sie haben es nicht verraten. Man muß die Sklaven durch

Furcht dahin bringen, daß sie es thun. „Wenn die Sklaven verraten, was sie wahrnehmen, dann können wir als Einzelne unter vielen, sicher unter den Ängstlichen, und wenn einmal gestorben sein muß, nicht ungerächt unter den Schuldigen leben. Unsern Vorfahren waren die Sklaven verdächtig, selbst dann, wenn sie auf demselben Gute, in demselben Hause mit ihnen geboren waren und die Liebe ihrer Herren von klein auf erfahren hatten. Nachdem wir aber ganze Nationen in die Sklavenfamilien aufgenommen haben, Nationen mit verschiedener Religion, mit fremden Göttern oder auch ohne alle Götter, wirst du diesen Mischmasch von Menschen nur durch Furcht zusammenhalten und regieren." Also Mißtrauen auf Seiten der Herren, Furcht auf Seiten der Sklaven: das sind die Prinzipien, nach denen die Sklavenhalter handeln sollen, und in ihrem Interesse auch der Staat. Wendet man aber ein, daß so auch Unschuldige umkommen, so erwidert Cassius: „Wenn aus einem geschlagenen Heere der je Zehnte getötet wird, ziehen auch Tapfere das Todeslos. Jedes große Exempel hat etwas ungerechtes an sich, was aber durch den gemeinen Nutzen wieder aufgewogen wird."

Nie hat ein Gegner der Sklaverei die demoralisierenden Wirkungen derselben so klar dargestellt, wie hier der Vertreter der Sklavenhalter im Senat. Mit Notwendigkeit mußte die Sklaverei entsittlichend auf die höheren Stände wirken. Dem Tier gebietet der Mensch, ohne sich zu erniedrigen, denn es ist ihm untergeordnet, aber seinem Mitmenschen wie einem Tiere befehlen, das muß ihn selbst sittlich erniedrigen; weil da nichts ihm Rücksichten auferlegt, ist er immer in Gefahr, seinen Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen. Die Herren machte die Sklaverei grausam und hart, und nicht selten finden wir sogar Frauen, die jede weibliche Milde verleugnend ihre Freude daran haben, ihre Sklavinnen zu martern. In den Sklaven fanden die Herren fügsame Werkzeuge jeder Schandthat, und namentlich die Unzuchtssünden hätten nie bis zu diesem furchtbaren Grade sich steigern können, hätte nicht jeder Herr an seinen Sklavinnen,

jede Herrin an ihren Sklaven allezeit bereite Diener ihrer Lust und schlaue Zwischenträger für jede Liebesintrigue gefunden. Was der Herr gebietet, ist niemals schimpflich! lautet ein römischer Grundsatz, und bei einem römischen Redner lesen wir: „Die Unzucht ist für den Freigebornen Verbrechen, für den Sklaven Notwendigkeit, für den Freigelassenen Dienst.“ Der niedrige Stand der Frauen im Altertum ist auch Folge der Sklaverei. Schlimmer noch wirkte dieselbe auf die Kinder ein. Diese waren ganz den Sklaven überlassen, und der Sklave hatte keine Auktorität. Der Sklave war dem Kinde in allem gefällig, sonst hatte er ja den Zorn seines Herrn oder seiner Herrin zu fürchten. Väter, wie sie in der Komödie auftreten, wo ein Vater seinem Sklaven zuruft: „Elender, du hast meinen Sohn verdorben!“ mochte es genug geben. Die schlimmste Folge der Sklaverei war, daß jede ehrliche Arbeit in Verachtung kam und als Sklavendienst zum Schimpf wurde. Einen Mittelstand ließ die Sklaverei nicht aufkommen, und so fehlte der Damm, der die Verbreitung der in den höheren Ständen herrschenden sittlichen Verkommenheit in weitere Kreise hätte aufhalten können. Wenn in Rom das von dem Kaiserhofe und einer gesunkenen Aristokratie ausgehende Verderben so rasch und so tief das ganze Volk durchdrang, so ist daran nicht zum geringsten die Sklaverei schuld.

Die Sklaven dagegen mußten gerade so werden, wie man sie behandelte. Achtete man sie jeder Tugend unfähig, behandelte man sie willkürlich und launenhaft, so wurden sie auch niedrig in ihrer Gesinnung, faul, lügenhaft, betrügerisch. Der schlaue betrügerische Sklave ist eine stets wiederkehrende Person sowohl in der griechischen als in der römischen Komödie. Daran, die Sklaven moralisch zu bessern, dachte niemand. Für sie gab es ja nur Eine Tugend, ihrem Herrn unbedingt gehorchen, es sei im guten oder im bösen. Irgend eine moralische Verantwortung hatte der Sklave nicht. Umgekehrt betrachteten die Sklaven ihre Herren auch nur als ihre Feinde und waren,

wenn immer nur eine Möglichkeit sich bot, zur Rache und zum Aufruhr geneigt. So viel Sklaven einer hat, so viel Feinde hat er auch, war eine oft gehörte Rede.

Ein sehr schlechtes und verderbliches Element des römischen Volkslebens waren sodann die Freigelassenen. Die Zahl derselben war groß. In den Bürgerkriegen hatten viele Sklaven im Heere gedient und waren dann vom Sieger mit der Freiheit belohnt. Auch sonst kamen Freilassungen oft vor, seltener freilich wohl aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit, öfter aus Eigennutz, indem den Freigelassenen ein hohes Lösegeld oder auch die Verpflichtung auferlegt wurde, von ihrem Verdienste ihren Herren eine Abgabe zu leisten, und aus Eitelkeit, damit recht große Scharen von Freigelassenen im Leichenzuge ihres Herrn paradierten. Es mußte dem sogar durch Verordnungen Maß und Ziel gesetzt werden. In allen Kreisen der Bevölkerung finden sich denn auch Freigelassene. Aus ihnen rekrutiert sich das niedere Beamtentum, das Kleingewerbe und der Kleinhandel. Einzelne bringen es auch zu großem Vermögen und glänzen als Parvenüs durch ebenso geistlose wie übertriebene Verschwendung. Manche bleiben in der Familie ihres ehemaligen Herrn als Kammerdiener, als Sekretäre oder Verwalter, und nicht bloß in den Häusern römischer Großen, auch am Kaiserhofe spielen sie eine bedeutende Rolle. Der freie Römer scheute sich noch vor jedem Dienstverhältnis, selbst dem Kaiser zu dienen schien ihm ein Schimpf. Lieber ließ er sich als Proletarier vom Staate füttern. So mußten die Kaiser ihre Diener unter den Freigelassenen suchen. Die Posten der Sekretäre, der Schatzmeister sind unter den Julischen Kaisern regelmäßig von ihnen besetzt, und mehr als einmal haben Freigelassene in Wirklichkeit den Staat regiert. Dennoch klebte ihnen immer der Makel der unfreien Geburt an, die Würde eines freien Mannes kam ihnen nicht zu. So fehlte denn auch durchweg die Gesinnung des freien Mannes. Sie blieben sklavisch gesinnt auch als Freigewordene. Unter ihnen fanden die Tyrannen ihre gefügigsten Werkzeuge, und zu jeder

Frevelthat konnte man aus ihrer Zahl leicht Helfer finden. In allen Kreisen der Bevölkerung heimisch, haben die Freigelassenen an ihrem Teile besonders viel zur Verbreitung des sittlichen Ansteckungsstoffes beigetragen.

Wir würden übrigens irren, wenn wir meinten, im Altertum sei nie jemandem der Gedanke an das Menschenrecht des Sklaven gekommen. Schon bei den älteren griechischen Dichtern findet er sich klar und schön ausgesprochen. „Viele Sklaven führen wohl den häßlichen Namen, aber ihr Sinn ist freier als der der Nichtsklaven," sagt Euripides einmal, und ein anderer griechischer Dichter sagt noch bestimmter: „Wenn er auch ein Sklave ist, er ist doch nichts weniger als sein Herr, er ist ein Mensch." Viel energischer fängt dann die Stoa an, das Menschenrecht der Sklaven geltend zu machen. Es ist das die Konsequenz der stoischen Lehre von der Einheit des Menschengeschlechts. „Der Mensch ist dem Menschen etwas Heiliges," sagt Seneca, „alle sind wir aus denselben Elementen gebildet und haben denselben Ursprung." „Man täuscht sich, wenn man meint, daß die Sklaverei den ganzen Menschen ergreife. Das beste Teil entgeht ihr. Der Leib ist dem Herrn unterworfen, die Seele bleibt frei." Er betrachtet es als ein Unglück, wenn ein Mensch als Sklave geboren wird, aber Bestimmung der Natur ist das nicht, er nennt sogar einmal die Sklaven „seine niedriger gestellten Freunde." Wir werden später sehen, daß derartige Gedanken in der Heidenwelt immer mehr Raum gewinnen, auch mehr und mehr auf das römische Recht und die Sitte umbildend einwirken. Aber zunächst waren sie doch von geringem Einfluß. Im Leben galt die Sklaverei als unbedingt notwendig und damit gerechtfertigt. Sie hatte trotz alledem den thatsächlichen Bestand, das Gesetz und die öffentliche Meinung für sich.

Erst als gepredigt wurde: „Welche der Sohn frei macht, die sind recht frei," erst als der verkündigt wurde, der selbst die Gestalt eines Knechtes angenommen hat und den Sklaventod

am Kreuze gestorben ist, erst da brach auch für die Sklaven der volle Tag der Freiheit an, den ihnen weder die Theorien der Stoiker noch Senecas schöne Worte von der Menschenwürde je hätten bringen können. Es wird heute viel von Humanität geredet, und diese dem Christentum als etwas höheres entgegengesetzt oder wenigstens als etwas hingestellt, was für das angeblich abgelebte Christentum Ersatz bieten soll. Dabei vergißt man völlig, daß erst das Christentum wahre Humanität gebracht hat.

6. Das Bedürfnis einer sittlichen Erneuerung.

Ein düsteres Bild hat sich vor uns entrollt. Ich bin mir zwar bewußt, es nicht absichtlich dunkler gefärbt zu haben, aber wir werden, um nicht zu schwarz zu sehen, doch nicht vergessen dürfen, daß mitten in diesem furchtbaren Verderben auch noch gesundere Elemente vorhanden gewesen sein müssen. Sonst hätte das römische Reich nicht mehr so lange bestehen können, wie es in der That noch bestand. Was wir von dem sittlichen Leben der Zeit wissen, stammt meist aus Rom selbst, und unzweifelhaft war hier im Zentrum das Verderben am größten, während in den Provinzen und in den Feldlagern der Legionen der Verfall noch nicht so weit fortgeschritten war. Von da geht denn auch eine Reaktion gegen dieses Verderben aus und bringt nach dem Aussterben des Julischen Hauses dem Reiche noch einen glänzenden Nachsommer unter den edlen Kaisern des zweiten Jahrhunderts. Auch daran muß erinnert werden, daß in den Berichten über jene Zeit, wie über alle Zeiten, ganz natürlich die Schattenseiten stärker hervortreten, als was noch von Lichtseiten vorhanden ist. Denn das Gute macht immer weniger von sich reden und zieht sich gerade in Zeiten des Verfalls noch mehr in die Stille zurück. Wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß es auch damals noch stille, ehrbare Häuser gegeben hat, in die das Verderben nicht eingedrungen war,

wo man sich einfach von der Hände Arbeit nährte, und die züchtige Hausfrau als gute Mutter ihre Kinder aufzog. Aber selbst das alles in Betracht gezogen, wird das allgemeine Ergebnis doch kein anderes sein können als dieses: die heidnische Welt ist wie religiös, so auch sittlich in der Auflösung begriffen; wie der heidnische Glaube, so hat auch die heidnische Sittlichkeit bankrott gemacht, und es ist keine Kraft vorhanden, aus der eine Erneuerung hervorgehen könnte.

Man hat neuerdings wohl die Behauptung aufgestellt, das Sittenverderben sei damals nicht schlimmer gewesen, als zu mancher andern Zeit, und hat, um diese Behauptung zu rechtfertigen, Parallelen aus späteren Jahrhunderten herangezogen. Es giebt solche gewiß. Der Hof Ludwigs XIV. und die Fürstenhöfe seiner Zeit bieten manchen Pendant zu dem Kaiserhofe in Rom. Aber zweierlei darf man dabei doch nicht übersehen. Einmal, daß zu keiner Zeit das sittliche Verderben so allgemein gewesen ist, wie in der Kaiserzeit. Während am Hofe zu Versailles die größte Sittenlosigkeit herrschte, wie einfach, wie streng war da noch das Leben der bürgerlichen Stände! Eine solche dem Verderben noch nicht zugängliche ganze Schicht der Bevölkerung gab es in Rom nicht mehr. Nur die Provinzen waren noch weniger davon ergriffen, und doch läßt sich auch da überall, namentlich in den großen, Rom nacheifernden Städten, wie Antiochien und Alexandrien, das sittliche Verderben spüren, und die Leerheit des Lebens, das Fehlen höherer sittlicher Ziele ist in Griechenland und Ägypten, in Gallien und Syrien ebenso. Sodann ist zu beachten, und das ist die Hauptsache, daß für die christlichen Völker im Christentum eine Kraft der Erneuerung gegeben ist, aus der das sittliche Leben immer wieder, auch aus dem tiefsten Verderben heraus, regeneriert werden kann. Eine solche Kraft fehlt der alten Welt. Nachdem ihre Blütezeit, die Zeit einer verhältnismäßigen Gesundheit vorüber, nachdem einmal das Verderben eingetreten ist, ist sie diesem auch unrettbar verfallen. Das Heidentum trägt keine sittlich erneuernde Kraft in sich.

Oder wo sollte sie liegen? In der Religion? Wir werden sehen, daß später, gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, eine starke Reaktion des heidnischen Glaubens Platz greift. An Stelle des im ersten Jahrhundert vorherrschenden Unglaubens gewinnt der Aberglaube die Herrschaft, und dieser Wechsel wirkt auch auf das sittliche Leben zurück; aber Reaktion ist noch keine Wiedergeburt. So mächtig der heidnische Glaube noch einmal aufflackert und namentlich im Widerspruch gegen das Christentum als bedeutsame Macht auftritt, sittlich umwandelnd kann er schon deshalb nicht wirken, weil ein ganz anderes Verhältnis zwischen heidnischem Glauben und Sittlichkeit besteht, als zwischen christlichem Glauben und christlichem Leben. Ein Zusammenhang zwar ist auch da vorhanden. Die Götter sind auch dem Heiden die Beschützer des Sittengesetzes; sie bestrafen das Böse und belohnen das Gute. Aber darin liegt der große Unterschied, daß sie weder die Urheber des Sittengesetzes sind noch Vorbilder seiner Erfüllung. Ebensowenig geht von ihnen die Kraft zur Erfüllung des Sittengesetzes aus. Im Gegenteil, nach dem Sittengesetz gemessen sind die Götter selbst die schlimmsten Übertreter. Welche Sittenlosigkeit erzählen die heidnischen Mythen von den Göttern, und es fehlt auch keineswegs an Beispielen, daß die Heiden sich zur Rechtfertigung ihres unsittlichen Wandels auf das Vorbild der Götter selbst beriefen. Der Aufblick zu den Göttern hatte eher etwas Verführerisches als eine sittlich reinigende Kraft. „Könnte ich nur," ruft einmal Antisthenes, ein Freund des Sokrates, aus, „die Aphrodite fangen! Mit dem Wurfspieß wollte ich sie durchbohren, so viel ehrbare und treffliche Frauen hat sie uns verführt!" Bei Terenz kommt es vor, daß ein Ehebrecher sich ausdrücklich auf die Ehebrüche des Jupiter beruft, ein Zug, der gewiß nicht bloß erdichtet, sondern aus dem Leben gegriffen ist. „Thut das der Gott," so schließt jener, „warum sollte ich Mensch es nicht auch thun?" Auch wenn man sich besinnt, daß die Mythologie für den Heiden kein Glaubensartikel war, muß man doch sagen, von solchen

Göttern kann keine sittlich reinigende Kraft ausgehen. Für sein sittliches Leben ist der Heide ganz auf die eigene Kraft angewiesen. Hier liegt der Grund, weshalb der alten Welt keine Tugend so sehr fehlt, wie die Demut. Für die Demut hat der Grieche und Römer gar kein Verständnis, denn was er an Tugenden hat, das hat er aus eigener Kraft erreicht ohne die Götter, deshalb ist er stolz darauf und rühmt sich dessen, auch den Göttern gegenüber. Die Stoiker dünken sich ebenso gut zu sein wie die Götter. Sogar Seneca, bei dem sich sonst so viel Klagen über die menschliche Schwachheit finden, sagt einmal: „Giebt man sich der Philosophie ganz hin und richtet man auf sie seinen Sinn, so kommt man allen übrigen Menschen weit voraus und bleibt hinter den Göttern nicht weit zurück." Und noch charakteristischer ist der Wahlspruch, der sich auch bei Seneca findet: „Bewundere nur dich selbst!" Buße, Erneuerung durch Buße hindurch, das sind den Heiden ganz fremde Begriffe. Darin liegt der tiefste Grund, weshalb von der heidnischen Religion wohl eine reaktionäre Bewegung, nicht aber eine sittliche Erneuerung, nicht eine Wiedergeburt ausgehen konnte.

Oder sollte sie etwa vom Staate ausgehen? Da steckt ohne Zweifel noch das Beste, was die damalige Zeit hat. Immer ist noch ein guter Rest vorhanden von altrömischer Tapferkeit und Vaterlandsliebe, von Gemeinsinn und Opferwilligkeit. In den Legionen, die am Rhein die Grenzen schirmen gegen die schon anstürmenden Barbaren, die mehr als einmal noch die siegreichen Adler nach Deutschland hinein und über das Meer nach Britannien tragen, im Norden und Osten sogar die Grenzmarken des Reichs noch weiter hinausrücken, und deren Feldlager zugleich Kulturmittelpunkte sind: da lebt noch etwas von dem alten Geiste. Darum fällt ihnen auch naturgemäß die Herrschaft zu, und die in den Lagern groß gewordenen Soldatenkaiser sind es, die den alten in allen Fugen krachenden Bau der alten Welt noch eine Zeit lang zu-

sammenhalten. Aber eine sittliche Erneuerung kann auch von da nicht kommen. Ist doch auch der Staat krank bis ins innerste Mark, und diese Soldatenherrschaft selbst nur ein Symptom der Krankheit. Was dem Staate fehlt, ist das Gewissensband, das die Staatsbürger willig macht, den Gesetzen zu gehorchen, nicht bloß aus Zwang, sondern um des Gewissens willen. Kein Staat kann bestehen ohne Gehorsam gegen die Gesetze, aber wehe dem Staate, der darauf angewiesen ist, diesen Gehorsam lediglich durch Zwangsmittel hervorzurufen, dessen Bürger sich nicht mehr im Gewissen gebunden fühlen, zu gehorchen, und deshalb willig gehorchen! Der heidnische Glaube, die Scheu vor den rächenden Göttern war ein solches Gewissensband gewesen. Das Band hat sich gelöst und löst sich von Tag zu Tag mehr, je mehr die Religion verfällt. Es war nur kräftig, so lange die Götter selbst nationale Götter waren, und mußte sich lockern, je mehr an die Stelle der alten nationalen Götter fremde Götter, und an die Stelle der althergebrachten nationalen Kulte allerlei Fremdkulte traten, die der eine sich hierher, der andere dorther holte, die aber immer Fremdkulte blieben. Der Staat selbst bedarf der Regeneration, soll er nicht auseinander fallen, und die edleren Kaiser der späteren Zeit bis auf Diocletian hin suchen auch nach einem religiösen Boden, auf dem diese Regeneration allein möglich ist, suchen nach einem neuen Gewissensbande, das Auseinanderfallende wieder zu einigen. Sie finden keins. Der Staat bedarf der Religion, sie ist seine festeste Grundlage. Aus dem religiösen Leben kann auch eine Erneuerung des Staatslebens hervorgehen zu neuer Blüte nach zeitweiligem Verfall, aber niemals kann umgekehrt der Staat mit den ihm zu Gebote stehenden Kräften das religiöse und sittliche Leben eines Volkes erneuern.

Es bleibt noch die Philosophie. Von den ersten Kaisern oft mißtrauisch angesehen, oft geradezu verfolgt, weil man hinter dem Philosophen den Republikaner vermutete, gewinnt sie mehr

und mehr Raum, bis sie mit Marc Aurel, dem Philosophen, sogar den Kaiserthron einnimmt. Zur Bildung eines vornehmen Römers gehört es jetzt unbedingt, die Philosophenschulen besucht zu haben. Diese werden auf alle Weise gefördert, selbst Staatsgehalte für die Lehrer ausgeworfen. Je mehr die Philosophie ganz in Moral aufgeht, und die Aufgabe des Philosophen nicht bloß in das Lehren, sondern auch in das Erziehen zur Tugend gesetzt wird, desto mehr gewinnt die Sitte Verbreitung, Philosophen ins Haus zu nehmen, und zur Ausstattung eines vornehmen Haushalts rechnete man jetzt ebenso den Hausphilosophen, wie im Mittelalter den Burgpfaffen. Der Hausphilosoph sollte seinen Schützlingen, ähnlich wie ein Beichtvater und Seelsorger, mit Rat zur Hand gehen und in der Todesstunde Trost spenden. Es war das ein Bedürfnis, welches ohne Zweifel auch dem Christentum entgegenkam, von dem allein es wahrhaft befriedigt werden konnte. Selbst auf den Straßen ließen sich jetzt Philosophen hören. Mitten in den Taumel der Sinnenlust, dem die Welt hingegeben war, lassen die Cyniker ihre Stimme erschallen und predigen Entsagung und Bedürfnislosigkeit als den Weg zum Frieden. Den Bettelmönchen des Mittelalters nicht unähnlich ziehen sie umher ohne festen Wohnsitz, ohne Familie, oft mit einem zerlumpten Mantel oder gar nur mit einem Bärenfell bekleidet, mit ungekämmtem Haar und zottigem Bart, den Ranzen auf dem Rücken, von milden Gaben lebend. Auf dem Forum halten sie den Reichen an, um ihm zu bezeugen, daß „nichts unglücklicheres ist, als ein Mensch, dem nie etwas Widerwärtiges zustößt"; auf der Straße stehen sie inmitten eines Pöbelhaufens und reden von der Verderbtheit der Welt. Oft lohnen ihnen nur Spottreden oder gar Prügel, aber sie nehmen das ruhig hin, denn, sagen sie, es ist der Wille der Gottheit, und dem muß man alles nachsetzen und opfern.

Gewiß auch aus diesen Erscheinungen fühlt man es heraus, daß die alte Welt mit ihren Zuständen nicht zufrieden ist; auch

hier kommt das Sehnen und Verlangen nach einer Erneuerung zu Tage, aber freilich auch die Ohnmacht, sie selbst herbeizuführen. Was waren denn diese Bußprediger meist für Leute? Sie predigen von Enthaltsamkeit und Tugend, aber hält man ihnen ein Stück Kuchen hin, spottet ein Zeitgenosse, so lassen sie die Zunge sinken, und ihre Seelengröße besteht darin, daß sie nichts kleines annehmen. Und wenn es auch edlere Gestalten gab unter den Philosophen, als diese Afterphilosophen, was wurde denn auch in ihren Schulen eigentlich getrieben? Rhetorik, weiter nichts. Man redete von der Tugend, o mit wie viel schönen Worten, mit welcher Kunst des Mienenspiels und der Handbewegungen; man deklamierte ohne Ende über die alten Themata, „daß der Tod kein Übel ist", und „daß der Weise, der sich von allen Bedürfnissen frei hält, der Glückliche ist", man pries die alten Vorbilder, man brüstete sich in seiner eigenen Tugendherrlichkeit. Aber in Wirklichkeit sind das alles (wir haben es oben an Seneca gesehen) nur Worte. Wie man zu der vielgepriesenen Tugend kommt, wie man selbst ein anderer Mensch wird, wie man den Tod überwindet — das weiß in Wirklichkeit keiner von den Schönrednern zu sagen. Auf das Volk hatten diese Philosophen erst recht keinen Einfluß. Das verachten sie ja, die stolzen Inhaber einer esoterischen Weisheit, und sehen es als zu jeder höheren Bildung und Tugend unfähig an. „Mit seinem öden Himmel, seiner einzigen Lehre von der Pflicht, ohne andern Lohn als den des befriedigten Gewissens, seiner stolzen Haltung gegenüber den Göttern, von denen er nichts verlangte, und gegenüber dem Nichts, in welches er ohne Zittern hineinschaute, war der Stoizismus für die auserlesenen Seelen gemacht, nicht für die Menge," sagt ein neuerer Geschichtschreiber der Kaiserzeit. Von der heidnischen Philosophie gilt weder, was St. Paulus von der Predigt des Kreuzes rühmt, daß sie nicht stehet in hohen Worten, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft, noch was des Evangeliums Ruhm ist, daß es den Armen gepredigt wird.

So ist nirgends eine Kraft zu finden, die der Riesenaufgabe einer sittlichen Erneuerung der alten Welt gewachsen wäre. Diese Kraft mußte anderswoher kommen, von oben. Als denen „die unweise waren, ungehorsame, irrige, dienende den Lüsten und mancherlei Wollüsten und wandelten in Bosheit und Neid und haßten sich untereinander", die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, des Heilandes, erschien, da erst war der Quell erschlossen, aus dem der kranken Menschheit neues, gesundes Leben zuströmte, da sammelte das Evangelium Gemeinden, die von dem, was die heidnische Welt geworden war, das Gegenteil waren, keusch, züchtig, arbeitsam, nach oben gerichtet, das Salz der Erde, das Licht der Welt. Aber freilich, je verderbter und sittenloser die Welt war, in deren Mitte sie standen, desto furchtbarer mußte der Kampf werden, bis an die Stelle der alten heidnischen Welt eine neue christliche Welt trat, in der zwar auch noch immer die Sünde vorhanden, und deren Sittlichkeit auch nur Stückwerk ist, in der aber die Gnade mächtiger ist als die Sünde, in der die Kräfte der zukünftigen Welt walten als Kräfte der Wiedergeburt, und in der wir darum sagen können: Wir waren weiland unweise, ungehorsame, irrige, wir waren es und sinds nun nicht mehr. Gott sei Lob und Dank!

Drittes Kapitel.

Die Christen.

Phil. 2, 15: Auf daß ihr seid unsträflich mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht, unter welchem ihr scheinet als Lichter in der Welt.

1. Die Predigt des Evangeliums.

Niemals im ganzen Laufe der Weltgeschichte haben zwei so ungleiche Mächte einander gegenübergestanden wie das antike Heidentum und das junge Christentum, der römische Staat und die christliche Kirche. Wahrlich hier steht das scheinbar Kleinste dem scheinbar Größten gegenüber. Vergegenwärtigen wir uns die ungeheure Macht, die im römischen Reiche zusammengefaßt ist; denken wir nicht bloß an die materiellen Mittel des Staats, erinnern wir uns auch, daß das Heidentum das ganze Leben im Besitz hat, den Staat und die Familie, das öffentliche und das häusliche Leben erfüllt, alle Bildung beherrscht, und vergessen wir nicht, welche zähe Kraft einem seit Jahrhunderten herrschenden Kultus innewohnt. Stellen wir dem die christliche Kirche in ihren Anfängen gegenüber, die von dem allem gar nichts besitzt, weder Staatsmacht noch Schätze, weder Kunst noch Wissenschaft; ein kleiner Haufe nach dem Urteil der Welt ungebildeter Menschen, Fischer, Zöllner, Teppichmacher, die nichts haben als das Wort vom Kreuz, die Botschaft, daß der verheißene Messias erschienen

ist, daß in dem Gekreuzigten und Auferstandenen das Heil da ist für alle Völker. Ja das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, klein und unscheinbar, ist gleich einem Sauerteige, wenig verglichen mit der Masse des Mehls, aber es ist auch ein lebendiges Samenkorn, es ist auch ein umwandelnder Sauerteig, es trägt eine Kraft in sich, die nicht von dieser Welt ist und darum mächtiger als die ganze Welt.

Denken wir uns nur einmal Paulus auf dem Areopag in Athen. Ihn umgiebt die Herrlichkeit der alten Welt, vor Augen hat er die schönsten Kunstwerke, die Griechenland geschaffen, die Propyläen, das Parthenon, die Meisterwerke eines Phidias, er hat, die altberühmte Stadt durchwandelnd, die zahlreichen Tempel gesehen, die Altäre und Götterbilder und den Eifer, mit dem ihnen gedient wird, ihn umringen in den Schulen griechischer Weisheit aufgewachsene Philosophen, Epikurer und Stoiker, stolz auf ihr Wissen, form- und redegewandt: und doch tritt der jüdische Teppichmacher hin und predigt ihnen, daß das alles nun einer vergangenen Zeit angehört, daß jetzt eine neue Epoche begonnen hat, und erbietet sich, ihnen etwas zu bringen, vor dem alle jene Herrlichkeit erbleicht, all ihr Gottesdienst sich nichtig erweist und all ihre Weisheit als Thorheit. Dazu gehörte mehr als menschlicher Mut, dazu gehörte eine Freudigkeit, wie sie nur aus der Gewißheit hervorgehen konnte, in dem Evangelium eine Gotteskraft zu besitzen, die allen jenen Weltmächten gewachsen ist, wie derselbe Apostel dieser Gewißheit Ausdruck giebt, wenn er an die Korinther schreibt (1 Kor. 1, 25): „Die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind."

Von Anfang an trägt das Christentum das Bewußtsein, zur Weltherrschaft berufen zu sein, und die volle Gewißheit des Sieges über alle Weltmächte in sich. „Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt!" hat der Herr zu den Jüngern gesprochen, und: „Gehet hin und machet alle Völker

zu meinen Jüngern," befiehlt er ihnen scheidend. So gehen sie hin, die Welt ihm zu erobern, dem sie gehört, und hegen keinen Zweifel, daß ihnen der Sieg zufallen wird. „Der bei uns ist, ist größer denn der in der Welt ist!" und „unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!" ruft Johannes aus.

Freilich was das Christentum der ganzen heidnischen Weltmacht entgegenzusetzen hat, das ist lediglich das Wort, das Zeugnis von Christo. Aber dieses Zeugnis wird gepredigt aus lebendigem Glauben heraus mit Beweisung des Geistes und der Kraft. Ihm zur Seite steht das Zeugnis des Lebens und Wandels als thatsächlicher Beweis für alle, welche umwandelnde und erneuernde Kraft in dem Worte liegt. Die Predigt von der Liebe Gottes in Christo bethätigt sich in der Übung der Liebe zu den Brüdern, und was sie bekennen, das besiegeln die Christen im Leiden mit ihrem Blute. „Ihr sollt zeugen von mir!" das ist der Auftrag des Herrn an seine Jünger, und damit weist er ihnen den Weg, die Welt zu überwinden. Zeugen sind auch die ersten Christen gewesen, und zeugend von Christo mit dem Wort und mit dem Leben, in ihrem Lieben und Leiden, haben sie den Sieg gewonnen, oder vielmehr, er selbst hat gesiegt durch seine Zeugen.

In den römischen Katakomben findet sich unter den ältesten Bildwerken, die vielleicht noch dem zweiten Jahrhundert angehören, eine Darstellung der Wasserspende in der Wüste, wie Moses mit dem Stabe den Felsen schlägt, und ringsum das Volk mit Schöpfgefäßen sich an das hervorquellende Wasser herandrängt. Das Bild ist ohne Zweifel ein Reflex des Eindrucks, den die Predigt des Wortes damals machte. In der dürren Wüste des Heidentums, wo sie so lange nach Wasser gesucht und gegraben hatten und zuletzt daran verzweifelt waren, welches zu finden, sprudelte nun wieder frisch der Brunnen des lebendigen Wassers, das in das ewige Leben quillet, und so manche nach Wahrheit dürstende Seele unter

den Heiden, so mancher, der in den Schulen der Philosophen, in den Tempeln der verschiedensten Götter oder in den Bethäusern der Juden nach Wahrheit gefragt, fand hier seine tiefste Sehnsucht gestillt.

Wir besitzen ein paar Bekehrungsgeschichten von Heiden, die zwar nicht der allerersten Zeit angehören, die aber doch recht geeignet sind, uns zu zeigen, welchen Eindruck die christliche Wahrheit auf empfängliche Gemüter machte, und auf welchem Wege sie zur Wahrheit kamen. Die eine findet sich in einem romanartigen Buche aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, den sogenannten Klementinischen Homilien, in dem angeblich Klemens von Rom uns seine Geschichte erzählt. „Von Kind auf," berichtet er, „dachte ich viel an den Tod und was nach dem Tode wohl sein werde. Auch die Fragen beschäftigten mich, ob die Welt geworden sei? und was gewesen, ehe sie wurde? So besuchte ich denn die Schulen der Philosophen, um dort Antwort auf jene Fragen zu finden. Da sah ich aber nichts, als daß sie Lehrsysteme aufbauten und wieder niederrissen, hörte nichts als Streit und Zwietracht, künstliche Schlüsse und Beweisführungen. Bald siegte die Behauptung: Die Seele ist unsterblich! bald die entgegengesetzte: Sie ist sterblich! In jenem Falle freute ich mich, in diesem war ich traurig. Ich überlegte mir, daß die Behauptungen nicht nach ihrer inneren Wahrheit oder Unwahrheit, sondern nur nach den größeren oder geringeren Kräften der Disputierenden wahr oder falsch erschienen. Ich seufzte aus tiefster Seele, daß sich so nichts Gewisses entscheiden lasse, und konnte die Traurigkeit nicht los werden. Dann wieder sagte ich mir: Was mühe ich mich unnütz ab? Wenn ich nach dem Tode nicht sein werde, so brauche ich mich doch jetzt, da ich noch bin, nicht darüber zu grämen? Ich will die Traurigkeit aufschieben bis dahin, daß ich nicht mehr sein werde und dann also auch nicht traurig. Wenn ich aber sein werde, was soll ich mich jetzt grämen? Aber gleich kam mir wieder ein anderer

Gedanke. Ich fragte mich: Werden dort nicht Qualen über mich kommen größer als die jetzigen? Wenn ich nicht fromm lebe, werde ich dann nicht wie Sisyphus und Ixion und Tantalus leiden müssen? Aber das alles ist ja nicht wahr, warf ich ein. Wenn es nun doch wahr wäre? Jedenfalls, sagte ich mir, ist es das beste, fromm zu leben. Aber nun wußte ich wieder nicht, was dazu gehöre, was Gott angenehm sei. Ich fand nichts Gewisses und konnte meine Seele nicht beruhigen. Was soll ich machen? ich will nach Ägypten gehen und einen Hierophanten bitten und mit vielem Golde bewegen, daß er mir einen Toten beschwört und erscheinen läßt, und ich mich so durch den Augenschein überzeuge, daß die Seele unsterblich ist." Von diesem Entschluß bringt ihn jedoch ein befreundeter Philosoph wieder ab, da es die Götter hassen, wenn die Toten beunruhigt werden. So ist Klemens denn ganz ratlos, bis er von dem Auftreten Christi und seiner Apostel hört und sich aufmacht, diese zu suchen. · Er findet zuerst den Barnabas, und das ist ihm das Merkwürdigste bei dessen Predigt, daß Barnabas sich um die Einwürfe der Philosophen, ihre subtilen Fragen und ihren Spott über seine kunstlosen und unlogischen Reden gar nicht kümmert, sondern ruhig fortfährt, die Thatsachen des Lebens Jesu und seine Werke zu bezeugen, und sich dafür statt aller künstlichen Beweisführungen einfach auf Zeugen beruft. Nachher findet er den Petrus, erhält von diesem gewisse Antwort auf seine Fragen und wird Christ. Das ist zwar alles nur Dichtung, aber die Farben der Darstellung sind gewiß dem Leben entnommen, und was Klemens hier im Roman von sich selbst erzählt, ist ohne Zweifel die wirkliche Geschichte vieler.

Ganz ähnlich erzählt uns auch Justin, der Märtyrer, wie er die Schulen der Philosophen durchwanderte, ohne zu finden, was er suchte, Gewißheit und Frieden für seine Seele. Ein Stoiker, in dessen Unterricht er zuerst trat, erklärte das, wonach sich Justin vor allem sehnte, gewisse Erkenntnis Gottes, für

[illegible] der philosophischen Spekulation [illegible] bei ihm er es denn versuchte, forderte schon [illegible] die Feststellung des [illegible] zurück, und er ging zu einem [illegible] sofort ab, weil er noch keine [illegible] verstehe, die, wie er erklärte, [illegible] in das Irdische versunkenen Seele [illegible] seien. Nun wandte [illegible] sich, und hier glaubte er sich am [illegible] in die Platonische Ideen- [illegible] Schüler, auch ein Weiser [illegible] sein. Da begegnete [illegible] am Gestade des Meeres [illegible] geriet mit ihm in ein [illegible] Der Greis zeigte ihm, daß [illegible] Gottes selbst geheiligten [illegible] unter den Ausführungen [illegible] mit einem Male sein stolzer [illegible] Verwirrung darüber nicht [illegible] als auf die [illegible] hin und fing an, ihm [illegible] nachgehend, fand [illegible] in den Schulen der verschie- [illegible] gewisse Gottes-

[illegible] was die Heiden [illegible] in den Christen volle Gewißheit des [illegible] Offenbarung zu finden [illegible] Wahrheit? sondern [illegible] durch Jesum Christum [illegible] disputiert wie [illegible] Endergebnis war nicht, [illegible] sondern da hieß es: [illegible] haben mit unsern

Augen und mit unseren Händen betastet haben vom Worte des Lebens, das verkündigen wir euch." Da wurde nicht über nichtige Dinge geschwatzt wie bei den Rhetoren, die mit der unglaublichsten Wortkünstelei jetzt eine Lobrede auf den Staub hielten oder auf die Faulheit, jetzt die gefährliche Krankheit eines Gliedes des kaiserlichen Hauses als willkommenes Thema für ein rhetorisches Kunststück behandelten, sondern da wurden die höchsten Dinge und was zum Seelenheil nötig ist einfach und schlicht besprochen. Da hörte man auch nicht von irgend welchen künstlichen Mitteln, das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, wie sie die umherziehenden Goeten und Hierophanten austüftelten, um sie dann als die alleinseligmachende Weisheit mit viel Geheimniskrämerei zu verkündigen, wie z. B. einer von diesen Leuten herausgebracht haben wollte, der sicherste Weg, das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, sei der, bei der Libation den Wein immer genau über dem Henkel des Kruges auszugießen, da diese Stelle die einzige vom Munde des Menschen nicht entweihte sei; sondern da wurden Thatsachen bezeugt, die Thatsachen der Erlösung: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber!" „Christus ist um unserer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt." Allen verständlich wurde da der eine wahre Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, gepredigt, nicht als das Ergebnis philosophischer Spekulation, sondern auf Grund seines Wortes, nicht als Geheimlehre für wenig Wissende, sondern in voller Offenheit allen, auch den Armen und Geringen. „Bei uns," sagt Tatian, „lernen nicht nur die Reichen, sondern auch die Armen Weisheit und genießen umsonst den Unterricht in der heilsamen Lehre." „Jeder christliche Handwerker," sagt Tertullian, „hat Gott gefunden, obgleich Plato behauptet, daß der Schöpfer nicht leicht gefunden und, wenn er gefunden sei, schwerlich allen bekannt gemacht werden könne."

Was der Herr als Zeichen und Beweis dafür hinstellt, daß er der rechte Messias ist: „den Armen wird das Evan-

gelium gepredigt!" das erfüllt sich jetzt in reichem Maße. Es gehört zur Signatur der Zeit, daß der Kreis der Armen, der Gedrückten, der Rechtlosen, der Geknechteten so groß ist. Was mußte es auf diese, auf alle die Besitzlosen, die keinen Teil hatten an den Schätzen und Genüssen Roms, auf die Scharen von Sklaven in ihrem menschenunwürdigen Zustande, auf die kleinen Leute, die unter die Füße getreten wurden, auf die Handwerker, die, weil sie von ihrer Hände Arbeit lebten, von der wissens- und bildungsstolzen antiken Welt für nichts geachtet wurden, von denen selbst ein Plato sagt, ihr Leben diene zu nichts anderem, als ihr Handwerk auszuüben, und wenn sie krank würden, müsse man sie ihrem Schicksale überlassen, da sie ihre Bestimmung nicht mehr zu erfüllen im stande seien: was mußte es auf diese alle für einen Eindruck machen, wenn ihnen der arme Jesus, der selbst den Sklaventod gestorben war, verkündigt, und in ihm der Zugang zu einem Gottesreiche eröffnet wurde, das alle umfaßt, in dem es nicht mehr Herren und Knechte giebt, in dem keiner mehr unter die Füße getreten wird. Noch Celsus im zweiten Jahrhundert spottet darüber, daß Wollarbeiter, Schuster, Gerber, die allerungebildetsten und bäurischsten Leute, die eifrigsten Verkündiger des Christentums sind und es zuerst unter die Weiber und Kinder bringen. Aber der Spott der Heiden giebt wider Willen Zeugnis davon, welche Macht die Predigt des Wortes ausübte, und was für den eingebildeten Heiden nur Gegenstand des Hohnes ist, das ists ja, wofür der Herr dankt, wenn er sagt: „Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret. Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir" (Matth. 11, 25. 26).

Eine andere Spottrede desselben Christenfeindes Celsus läßt uns einen noch tieferen Blick in die Macht der evangelischen Predigt thun. „Laßt uns hören," sagt er, „welche

Leute von den Christen gerufen werden. Wer ein Sünder, wer ein Unverständiger, wer ein Unwürdiger, und mit einem Worte, wer ein Elender ist, einen solchen wird das Reich Gottes aufnehmen. Sie sagen, daß Gott den Sünder, wenn er sich seiner Schlechtigkeit wegen demütigt, annehmen, den Gerechten aber, wenn er mit Tugend von Anfang zu ihm aufblickt, nicht annehmen werde." Das dünkt dem Celsus ganz ungereimt. Denn „es ist doch jedem offenbar," meint er, „daß diejenigen, welche von Natur zum Laster geneigt sind, keiner, nicht einmal durch Strafe, geschweige denn durch Erbarmen, ganz umwandeln kann." Gerade das war es, was solche Macht über die Gemüter ausübte, die Predigt von der Gnade. Erwachte doch auch in der Heidenwelt jetzt das Sündenbewußtsein und die Sehnsucht nach Erlösung. Es gab der Seelen jetzt manche, die unter der Last ihrer Sünden seufzten und nach einer Reinigung, einer Sühne fragten. Hier fanden sie, was sie in den heidnischen Tempeln, in den mancherlei Weihungen und Lustrationen, in den asketischen Übungen und mühevollen Entsagungen, die im Kultus der Heiden einen immer breiteren Raum einnahmen, vergeblich gesucht hatten. In dem Blute des Gotteslammes wurde ihnen umsonst die Vergebung aller Sünden angeboten, und in der Taufe ein Bad der Reinigung, das sie abwusch von aller Unreinheit. Die Einladung des Herrn: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," bewährte um so mehr ihre Kraft, als in der absterbenden Welt, deren Glanz und Freude täglich mehr im Erbleichen war, der Mühseligen und Beladenen auch täglich mehr wurden.

Und wenn der Blick der Menschen sich jetzt immer verlangender auf das Jenseits richtete, wenn, wie wir sahen, die Frage immer lebhafter ventiliert wurde, ob es ein Jenseits giebt? und wie man zu einem seligen Zustand im Jenseits komme? welchen Eindruck mußte es da machen, wenn die Thatsache der Auferstehung Christi verkündet wurde. Da war ja

die Lösung aller jener Fragen gegeben und zwar nicht auf Grund zweifelhafter Beweisführungen und Schlußfolgerungen, die sich, wie Klemens sagt, bald für, bald gegen die Unsterblichkeit wenden ließen, sondern auf Grund einer Thatsache. Hier wurde geboten, was der Heidenwelt fehlte, eine lebendige Hoffnung. An den Gräbern der Christen wurde sie bezeugt. Da hörte man nicht Klaggeheul, sondern Psalmengesang: „Der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten vor dem Herrn," „sei zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes," „und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du, Herr, bist bei mir;" da erschallte ein siegreiches „Hallelujah! der Tod ist verschlungen in den Sieg!" und die Inschriften auf den einfachen Gräbern: „Er lebt!" „In Frieden!" gaben davon Kunde, daß die Christen des ewigen Lebens gewiß geworden waren. Selbst die Angriffe der Heiden, die gegen keinen Artikel des christlichen Glaubens mit solcher Heftigkeit wie gegen diesen gerichtet waren, selbst der furchtbare Hohn, mit dem sie, als der Leib der Blutzeugen in Lyon verbrannt, und die Asche in die Rhone geschüttet war, riefen: „Wir wollen nun sehen, ob sie auferstehen werden," läßt deutlich genug durchfühlen, welche Macht gerade die Verkündigung der Auferstehung und des ewigen Lebens über die Gemüter ausübte.

2. Kultus und Gemeindeleben.

Mächtig wirkte auch der Kultus der Christengemeinden auf die Heiden. Dem heidnischen Kultus fehlt überall die Andacht. Bei den Römern ist er totes Zeremonienwesen, die Gebetsformeln werden pünktlich aufgesagt, obwohl sie sprachlich schon unverständlich geworden sind. Ob das Volk sie versteht ist gleichgültig, ja gleichgültig, ob es überhaupt gegenwärtig ist. Der Staat läßt die vorgeschriebenen Opfer durch seine Beamten bringen, das genügt. Ist das Volk gegenwärtig, so ist es stummer Zuschauer. Die Griechen charakterisiert es, daß selbst

bei den feierlichsten Aufzügen Scherze und Neckereien nicht fehlten. Wenn bei den großen Eleusinischen Mysterien die Mysten ihren Zug nach Eleusis hielten, wurden sie an der Brücke über den Kephissus mit allerlei oft recht unfeinen Scherzen und Neckereien begrüßt. Auch bei dem Reigentanz auf der Wiese in der Nähe von Eleusis fehlte dergleichen nicht. Die orientalischen Kulte waren vielmehr eine Art Orgien, bei denen an die Stelle der Andacht eine oft bis zur Raserei getriebene Extase trat.

Das gerade Gegenteil dieses heidnischen Kultus war der Gottesdienst der Christen. Zwar von Pomp und Pracht war bei den Armen nichts zu finden, aber ihr Gottesdienst war eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Keine Tempel, keine Altäre, keine Bilder, das war die Regel. Sie bedurften auch keiner Tempel, sie, die selbst nach dem Zeugnisse des Apostels der lebendige Tempel Gottes waren, erbauet auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. In den Häusern hin und her, in kleinen engen, Stuben oder, wo ein wohlhabendes Gemeindeglied einen solchen Raum besaß, in einem Saal versammelte man sich zu Gesang, Schriftlesung, Gebet und Feier des Abendmahls. Oft kam es in der ersten Zeit noch vor, daß dieses oder jenes Gemeindeglied, dem die Gabe verliehen war, ein Wort der Erbauung redete. Meist war das (und später ausschließlich) Sache der Vorsteher. Wir besitzen einige Schilderungen dieses ältesten Gottesdienstes, die ebenso einfach sind, wie dieser selbst, aber in ihrer Einfachheit Zeugnis ablegen, wie lebendig hier noch alles war, nirgends tote Form, alles volle Wahrheit. Plinius d. J. hatte als Statthalter in Bithynien Nachforschungen über den Glauben und das Leben der Christen angestellt, auch durch die Folter einigen Diakonissen Geständnisse abgepreßt. Was er erfahren, stellt er in einem Briefe an den Kaiser Trajan zusammen. „Die Christen," heißt es da, „geben an, daß sie die Gewohnheit hätten, an einem bestimmten Tage vor Sonnenauf-

gang sich zu versammeln und Christo als einem Gotte gemeinsame Lieder zu singen; daß sie ferner sich durch ein Gelübde (es ist offenbar das Taufgelübde gemeint) verpflichteten, nicht, irgend welche Verbrechen zu begehen, sondern vielmehr dazu, von Raub, Diebstahl, Ehebruch, Lug und Trug sich rein zu halten. Wenn dieses geschehen sei, so pflegten sie auseinander zu gehen, kämen aber nachher wieder zusammen, um gemeinsam eine Mahlzeit zu halten und zwar eine ganz gewöhnliche und unschuldige." Genauer noch schildert uns Justin den Gottesdienst: „Am Sonntage geschieht eine Versammlung aller, die in den Städten oder auf dem Lande wohnen, und es werden dann die Denkschriften der Apostel oder die Bücher der Propheten vorgelesen, so lange wir Zeit dazu haben. Darnach wenn der Vorleser geendet hat, giebt der Vorsteher in einer Rede Erinnerung und Mahnung, jenen herrlichen Vorbildern nachzueifern. Alsdann stehen wir alle miteinander auf und senden unsere Gebete empor. Und nachdem wir unser Gebet gethan haben, bringt man Brot und Wein und Wasser herbei, und der Vorsteher verrichtet Gebete und Danksagungen, so viel er vermag. Die Gemeinde antwortet mit ihrem Amen, und es geschieht die Austeilung der geweihten Dinge, welche jeder Anwesende empfängt, während sie den Abwesenden durch die Diakonen hingetragen werden. Die Wohlhabenden aber und die willig dazu sind geben ein jeglicher nach seinem Gefallen, und die gesammelten Gaben werden vor dem Vorsteher niedergelegt, welcher damit den Witwen und Waisen zu Hülfe kommt, auch der durch Krankheit oder sonstwie Heimgesuchten, der Gefangenen, der Fremdlinge, kurz aller derer, die in Bedrängnis sind, sich annimmt." Anfangs mit dem Abendmahl verbunden, später von ihm getrennt, wurden auch Liebesmahle gehalten, wie oben schon in dem Briefe des Plinius darauf hingedeutet ist. Die ganze Gemeinde fand sich da wie eine Familie zu gemeinsamer Mahlzeit zusammen. Tertullian schildert sie uns, wie sie zu seiner Zeit waren. „Unser Mahl," schreibt er,

„giebt von dem, was es ist, durch seinen Namen Rechenschaft. Es wird mit dem Worte bezeichnet, mit welchem die Griechen die Liebe benennen (Agape). Der Aufwand, den wir dabei machen, dient zur Erquickung der Armen um der Barmherzigkeit willen. Dieses ist die ehrenwerte Veranlassung unsers Mahls. Darnach beurteilt die Ordnung unseres übrigen Verhaltens, wie es unserer religiösen Pflicht entspricht, die nichts Gemeines, nichts Unmäßiges gestattet. Wir gehen nicht eher zu Tische, als bis unser Gebet zu Gott vorgekostet ist; wir essen so viel, wie die Hungrigen bedürfen; wir trinken nicht mehr, als den Schamhaften nützlich ist. Wir sättigen uns in dem Bewußtsein, daß wir auch während der Nacht zu Gott beten müssen; wir reden mit einander in der Erinnerung, daß der Herr uns hört. Nach Beendigung des Mahles ergeht an alle die Aufforderung zum Lobe Gottes, und wer aus den heiligen Schriften oder aus seinem eigenen Geiste etwas mitzuteilen vermag, der thut es. Darin liegt die Probe, wie wir getrunken haben. Mit Gebet wird die ganze Versammlung beschlossen, und wir gehen nicht auseinander, um auf den Straßen Unfug zu treiben, sondern um unsere Übung der Sittsamkeit fortzusetzen, weil wir nicht von einem Trinkgelage, sondern von einer Übung in der Zucht und Ehrbarkeit herkommen." In der kürzlich aufgefundenen „Lehre des Herrn durch die 12 Apostel," der ältesten Kirchenordnung, sind uns die Gebete aufbewahrt, die beim Abendmahl gesprochen werden. Über dem Brot wird gebetet: „Wir danken dir, unser Vater, für das Leben und die Erkenntnis, die du uns kund gethan hast durch Jesum, deinen Knecht. Dein sei die Herrlichkeit in Ewigkeit. Wie dieses gebrochene Brot zerstreut war auf den Bergen und zusammengebracht und Eins wurde, so möge deine Kirche gesammelt werden von den Enden der Erde in dein Reich. Denn dein ist der Ruhm und die Kraft durch Jesum Christum in Ewigkeit." Über dem Kelche: „Wir danken dir, unser Vater, für den heiligen Weinstock Davids,

deines Knechts, welchen du uns kundgethan haſt durch Jeſum, deinen Knecht. Dein ſei der Ruhm in Ewigkeit!“ Endlich am Schluſſe der Mahlzeit, wenn alle geſättigt waren, folgte das Dankgebet: „Wir danken dir, heiliger Vater, für deinen heiligen Namen, dem du eine Stätte bereitet haſt in unſerm Herzen, und für die Erkenntnis und den Glauben und die Unſterblichkeit, die du uns geoffenbaret haſt durch Jeſum, deinen Knecht. Dir ſei Ruhm in Ewigkeit! Du, allmächtiger Herr, haſt alles geſchaffen um deines Namens willen, Speiſe und Trank haſt du den Menſchen gegeben, daß ſie dir Dank ſagen. Uns aber haſt du begnadet mit göttlicher Speiſe und Trank und dem ewigen Leben durch deinen Sohn. Vor allem danken wir dir, daß du mächtig biſt. Dir ſei Ehre in Ewigkeit! Gedenke, Herr, deiner Gemeinde, ſie zu erretten von allem Böſen und ſie zu erwecken in deiner Liebe, und ſammle ſie von den vier Winden, ſie, die geheiligt iſt, in dein Reich, das du ihr bereitet haſt. Denn dein iſt die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Es komme die Gnade, und dieſe Welt vergehe. Hoſianna dem Gotte Davids! Wer heilig iſt der trete herzu, wer es nicht iſt, der thue Buße. Maranatha. Amen.“

Vergegenwärtigen wir uns dieſen Gottesdienſt in ſeiner Einfachheit und jugendlichen Friſche, denken wir uns die Gemeinde vielleicht in Zeiten der Verfolgung, jeden Augenblick gewärtig, daß Späher ſie verraten, oder ein Pöbelhaufe mit Geſchrei und Steinwürfen auf ſie eindringt; doch erklingen Hymnen und Pſalmen, man hört voll heiligen Ernſtes die ſchlichte Verkündigung des Lebenswortes, dann ſteht die Gemeinde auf zum Gebet, der Vorſteher betet vor, alle beten mit, und feierlich erſchallt das Amen, alle empfangen den Leib und das Blut des Gekreuzigten, dem ſie vielleicht bald im Tode nachfolgen werden, alle vereint das Liebesmahl, betend nehmen ſie mit dem Kuſſe des Friedens Abſchied — wahrhaftig, wir verſtehen, daß oft Heiden, die nur ein einziges Mal dem Gottesdienſte beiwohnten, dadurch für immer gewonnen wurden. In

ihren Tempeln toter Zeremoniendienst, hier Gottesdienst des lebendigen, Leben weckenden Wortes; dort eine stumme, unthätig zusehende Menge, während der Priester allein mit dem Gott verkehrt, hier eine mitthätige, singende, hörende, betende Gemeinde, alle Priester des lebendigen Gottes. Schon 1 Kor. 14, 24. 25 lesen wir, daß Ungläubige, die das sahen und hörten, davon ergriffen auf ihr Angesicht fielen, Gott anbeteten und bekannten, daß Gott wahrhaftig in der Gemeinde sei; und Eusebius bezeugt in seiner Kirchengeschichte ausdrücklich: „Die Kraft des Geistes war im Anfang des Evangelii so mächtig, daß eine unzählige Menge gleich bei dem ersten Anhören die Gottseligkeit zu Herzen nahm!"

Bei den Christen war, was den Heiden mangelte, Gemeindeleben. An Gemeinsinn fehlt es auch dem Altertum nicht, im Gegenteil, schon die zahlreichen Vermächtnisse und Schenkungen, die Ausführung öffentlicher Bauten, von denen uns Inschriften Kunde geben, zeugen davon in besonderem Maße. Auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens war der Associationstrieb sehr stark entwickelt. Wir finden Kollegien für die verschiedenen Industriezweige mit Kranken-, Sterbe- und Leichenkassen. Wir finden auch Kollegien zu religiösen Zwecken, Genossenschaften für den Dienst bestimmter Gottheiten. Auch die Provinzialversammlungen waren, wie wir sahen, mit religiösen Festfeiern verbunden. Aber etwas der Christengemeinde ähnliches kennt doch das heidnische Altertum nicht. Das ließ schon der Polytheismus nicht aufkommen. Der Gemeinsinn entwickelt sich im Altertum lediglich nach der politischen Seite. Nun bot aber das politsche Leben in seinem steigenden Verfall immer weniger Raum zur Thätigkeit. Nirgend war mehr Freiheit, alle waren Sklaven des Einen. Ja, jedes Sichhervorthun, jede ausgezeichnete Leistung war mit der Gefahr verbunden, die Eifersucht des Machthabers zu erregen. Mehr freie Bewegung bewahrte anfangs noch das kommunale Leben, aber die Kommunalämter, früher als Ehrenämter gesucht, wurden später durch die damit

verbundenen Ausgaben eine Last, der sich jeder so viel als möglich zu entziehen suchte, und deren Übernahme durchs Gesetz erzwungen werden mußte. In den Christengemeinden dagegen that sich ein zwar nur kleiner, aber desto regsamerer Kreis auf, in dem wirklich Gemeinschaft herrschte, in dem alle durch das Band Eines Glaubens in brüderlicher Liebe verbunden mit einander arbeiteten, beteten und litten. Hier war für jede Thätigkeit Raum, und alle Kräfte fanden Gelegenheit zu wirken. Hier hatte die Freiheit eine Stätte, hier konnten im Handeln und Dulden große Charaktere erstarken und sich entfalten.

3. Wandel der Christen.

Und welches Zeugnis gab der Wahrheit des Christentums der Wandel seiner Bekenner! „Bei uns," redet Athenagoras die Heiden an, „könnt ihr Unwissende, Handwerker, alte Weiber finden, welche, wenn sie auch den heilsamen Einfluß der christlichen Lehre nicht mit Worten zu beweisen im stande sind, doch den heilsamen Einfluß der aus derselben fließenden Gesinnung mit der That beweisen." Unzählige Male berufen sich die Verteidiger des Christentums auf die große und vorteilhafte Veränderung, die es in allen hervorruft, welche es annehmen. Woran schon St. Paulus in seinen Briefen mehrmals erinnert, was die Christen waren und was sie sind, das heben auch sie immer wieder hervor. „Wir, die wir einst der Wollust dienten," sagt Justin der Märtyrer in seiner zweiten Apologie, „streben jetzt nach Sittenreinheit. Wir, die wir Zauberkünste trieben, haben uns dem guten und ewigen Gott geweiht. Wir, die wir einst Geldgewinn mehr als alles liebten, teilen jetzt, was wir besitzen, mit allen und geben jedem Dürftigen. Wir, die wir einst einander gegenseitig haßten und mordeten, die wir die aus fremden Völkern Stammenden wegen der Verschiedenheit der Sitten nicht in unser Haus aufnehmen wollten, tragen nach der Erscheinung Christi kein Bedenken, mit ihnen zusammen zu leben.

Wir beten für unsere Feinde, wir suchen die uns mit Unrecht Hassenden zu überzeugen, damit sie nach den herrlichen Lehren Christi leben und dadurch die freudige Hoffnung gewinnen möchten, einmal dasselbe wie wir von dem allmächtigen Gott zu empfangen." Getrost kann sich Tertullian auf die Gerichtsverhandlungen berufen, in denen nie einem Christen ein anderes Vergehen nachgewiesen sei, als das Eine, daß er ein Christ sei. „Täglich habt ihr," so redet Tertullian die Heiden an, „zu Gericht zu sitzen und Urteile zu fällen über Verbrecher der mannigfaltigsten Art, über Mörder, Beutelschneider, Tempelräuber. Wer von diesen zählt zu den Christen? Oder wenn Christen unter ihrem Namen aufgeführt werden, wer von ihnen wird auch noch als schuldig wie jene bezeichnet? Die Eurigen allezeit sind es, welche die Gefängnisse, die Bergwerke bevölkern, die Eurigen, die den wilden Tieren zur Speise dienen; die Eurigen allezeit sind es, die die Reihen der Schuldigen bilden, welche die Spielgeber mästen. Da findet sich kein Christ oder nur als Christ." Auch die Heiden selbst konnten sich diesem Eindruck nicht entziehen; zu mächtig war die Einwirkung des christlichen Glaubens auf das Leben und den Wandel, als daß selbst heidnischer Haß ihn hätte verkennen können. Galenus, der berühmte Arzt, gewiß ein nüchterner Beobachter und ein unverdächtiger Zeuge, sagt einmal, die meisten Menschen müßten durch Gleichnisse belehrt werden. So hätten die, welche man Christen nennt, ihren Glauben aus den Gleichnissen ihres Stifters gezogen. Indessen handeln sie oft so wie die, welche der wahren Philosophie folgen. „Wir sind Zeugen, daß sie den Tod verachten gelernt haben, und daß sie aus Scham sich hüten vor den Freuden des Fleisches. Es giebt bei ihnen Männer und Frauen, die sich von der Ehe zurückhalten. Es giebt bei ihnen auch solche, welche in ihren Bemühungen, ihre Seele zu beherrschen und ehrbar zu leben, so weit gekommen sind, daß sie in nichts hinter wahren Philosophen zurückstehen."

Das Christentum bot noch keinerlei äußerliche Vorteile. Was nachher manche angelockt und der Kirche so viele Scheinglieder zugeführt hat, die Macht, Ehre, Reichtum suchten, davon war noch nichts zu finden, sondern im Gegenteil Schmach und Schande und beständige Gefahr. Noch war es auch nicht die Sitte, der Brauch und das Herkommen, was die Menschen äußerlich zu Christen machte. Wer kam, der kam aus eigenster Bewegung seines Herzens, dem war es ganzer und voller Ernst. Das Kommen selbst war schon ein Opfer, denn wer Christ wurde, mußte sich nicht bloß von tausendjährigen Vorurteilen, er mußte sich meist auch von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester, von Freunden und Verwandten, vielleicht von Amt und Dienst und Geschäft losreißen. Mit großer Schärfe tritt der Wendepunkt zwischen dem vorchristlichen und dem christlichen Leben hervor. Es gehört zur Zeit des Kampfes, daß plötzliche Bekehrungen viel häufiger sind als sonst, daß das Wunder, welches in jeder Bekehrung liegt, offenbarer, man möchte sagen handgreiflicher hervortritt. Wie oft hören wir, daß bei der Hinrichtung eines Christen seine Wächter, die Soldaten, die Henker, einzelne die es mit angesehen, sich auf der Stelle bekehren. Nach glaubhaften Zeugnissen kam noch Auffallenderes vor. Unter Diokletian hatte ein Schauspieler in Rom, Gennadius, in einem Stücke aufzutreten, in dem die Christen verspottet wurden. Er spielte seine Rolle anstandslos zum Jubel des Volks bis zu dem Augenblick, wo er nach dem Gange des Stücks die Taufe begehren sollte. Da ergreift es ihn plötzlich mit unwiderstehlicher Macht, er stockt, er hält inne und erklärt den erstaunten Zuhörern, er wolle selbst Christ werden. Damit verläßt er die Bühne, geht wirklich hin zur Taufe und besiegelt auch seinen Glauben bald durch den Märtyrertod.

Auch das gehört zu dem Außerordentlichen der Zeit, daß öfter Bekehrungen durch wunderbare Träume vorkommen, wie Origenes ganz ausdrücklich bezeugt. Daß überhaupt damals,

wenigstens bis ins 3. Jahrhundert hinein, die Wunderkräfte der apostolischen Zeit noch fortwirkten, kann nach unverdächtigen Zeugnissen nicht zweifelhaft sein. Aber man darf die Bedeutung dieser Wunder doch nicht hoch anschlagen. Zwar die Apologeten berufen sich darauf als auf ein Zeugnis für die Wahrheit des Evangeliums. Es finden sich aber keine Anzeichen, daß diese Wunder in besonderer Weise dazu mitgewirkt hätten, das Volk für den Glauben zu gewinnen. Das konnten sie schon deshalb nicht, weil die Heiden ihren Göttern noch viel zahlreichere Wunder zuschrieben. Inschriften und Weihegeschenke, Hände, Arme, Beine von Thon und Metall, bezeugen das. So findet sich eine Inschrift, in der ein Blinder und ein Lahmer ihre Heilung durch Äskulap erzählen. Dem Blinden befiehlt der Gott zur Rechten des Altars zu knieen, dann die Hand auf den Altar zu legen und die Augen damit zu bestreichen, und sofort erhält er unter dem Jubel des Volkes sein Gesicht wieder. Der Lahme muß Asche vom Altar mit Wein mischen und auf seine Seite legen, worauf auch er geheilt wird. An der Stelle eines Tempels bei Capua sind über 3000 solcher ex voto geopferten Weihgeschenke gefunden. Natürlich sahen die Heiden die Wunder ihrer Götter als echte Wunder an, während die durch Christen vollbrachten Wunder diesen nur den Vorwurf der Magie zuzogen.

Auch wo die Bekehrung nicht so plötzlich geschah, hatte man doch von der Umwandlung, die man erlebt, die bestimmteste Erfahrung, und wie den Christen das rings sie umgebende heidnische Wesen auf Schritt und Tritt ihren Christenberuf in Erinnerung brachte, daß sie dieser gegenwärtigen argen Welt nicht mehr angehörten, so waren sie sich auch auf Schritt und Tritt der Pflicht bewußt, anders zu leben, als die Heiden, und ihr ganzes Leben vom Christentum durchdringen zu lassen. Nach Außen prägt sich das in Sitte und Symbol aus. Im Hause fehlte nicht Schriftlesung und Psalmengesang. Vor jeder Mahlzeit wurde nicht bloß gebetet, sondern auch ein Stück des

aus der Kirche mitgenommenen gesegneten Brotes gegessen. Bei jedem Ausgang und Eingang, beim Ankleiden und Schuhanziehen, beim Waschen, beim Lichtanzünden, beim Niederlegen, beim Zubettegehen bezeichnete man sich mit dem Kreuzeszeichen; und das war noch nicht ein totes Zeichen, sondern eine lebendige Erinnerung an den Gekreuzigten, an die Taufe in seinen Tod und an die in der Taufe übernommenen Verpflichtungen.

Über dem ganzen Christenleben liegt ein ruhiger heiliger Ernst. Die Christen wissen, daß sie das Salz der Erde sind und das Licht der Welt, und bemühen sich, es zu sein. Ihre Blicke gehen in die Zukunft auf den Herrn, der verheißen hat wiederzukommen, und in Erwartung seiner baldigen Erscheinung jagen sie mit Eifer nach der Heiligung des Lebens, ohne die niemand vor ihm bestehen wird. Ihr Leben ist ein Kriegsdienst unter Christo, ihrem Feldherrn. Dem haben sie in der Taufe den Fahneneid geleistet und abgesagt dem Teufel und all seinen Werken und Wesen. Ihr Feldzeichen ist das Kreuz, ihre Parole das Glaubensbekenntnis, ihre Waffe, mit der sie Tag und Nacht auf der Wacht stehen, Station und Vigilie halten, das Gebet. „Laßt uns nie unbewaffnet einhergehen," mahnt Tertullian, „am Tage laßt uns der Station, bei Nacht der Vigilie eingedenk sein. Unter den Waffen des Gebets laßt uns das Feldzeichen unseres Feldherrn bewahren; betend laßt uns die Posaune des Engels erwarten." Hieher gehört auch das Fasten. Gefastet wurde oft und streng. Fasten galt als ein besonders wichtiges Mittel, den Ernst des Christenlebens zu beweisen und sich darin zu befestigen. Doch war es nicht geboten, sondern frei. Nur das Fasten in der Osterwoche wurde schon früh obligatorisch. Auch auf die Taufe bereitete man sich mit Fasten vor.

Das Christenleben war ein Leben aus Einem Guß. „Niemals," sagt der eben genannte Tertullian, „ist der Christ etwas anderes als eben ein Christ." Nicht in der Kirche bloß, auch im Hause, im Berufe, auf der Straße wollten die Christen

sich als Christen zeigen. Mit der größten Sorgfalt hüteten sie sich vor jeder Berührung mit dem Heidentum; mit der zartesten Gewissenhaftigkeit mieden sie alles, was irgendwie als Verleugnung ihres Christenglaubens angesehen werden konnte. Und wie schwer war das in einer Zeit, in der das ganze Leben mit einem Netz heidnischer Bräuche umstrickt war, welches der Christ, um seinem Gotte treu zu bleiben, in jedem Augenblicke zerreißen mußte. Jeder Schritt und Tritt forderte ein Bekenntnis, und jedes Bekenntnis brachte Gefahr. Die Symbole, mehr noch der Geist des Heidentums war überall. Ging der Christ auf die Straße, da standen die Götterbilder, da begegneten ihm die Prozessionen, in welchen diese feierlich umhergetragen wurden. Alle die vorübergingen, bezeugten der Gottheit ihre Verehrung, der Christ durfte es nicht. Ging er in den Senat, in eine Kurie, da stand ein Altar, Weihrauch und Wein daneben. Die Sitte forderte, daß man im Vorbeigehen eine Libation darbrachte und Weihrauch streute. Er ging in die Taberne, in eine Butike, ein Atelier, um etwas zu kaufen oder zu bestellen, überall fand er einen Altar und die kleinen oft nur einen Daumen langen Götterbilder. Er wurde von heidnischen Freunden, von heidnischen Verwandten zu einem Familienfeste eingeladen. Ging er nicht hin, so gab er Anstoß; ging er hin, so war es wieder nicht zu vermeiden, nun dadurch Anstoß zu geben, daß er den festlichen Opfern, den Libationen, die zu Anfang und Ende des Mahles namentlich auch dem Kaisergott dargebracht wurden, höchstens teilnahmlos beiwohnte, daß er dieses und das zu essen sich weigerte. Kam es doch oft genug vor, daß die Heiden bei solchen Gelegenheiten die Christen absichtlich in Versuchung führten, ihnen etwa eine mit Blut bereitete Speise vorsetzten, welche die Christen damals nach Apostelgeschichte 15, 29 allgemein nicht aßen. Um so mehr achteten es die Christen für ihre Pflicht, dann ihr Christentum offen zu bekennen. Wie Sitte und Brauch, so war auch die Sprache ganz vom Heidentum durchzogen. Die Formeln des Eides, die Beteurungen, das Zeugnis vor

Gericht, die Begrüßungen und Danksagungen, alles enthielt Erinnerungen an die heidnischen Götter. Beim Herkules! wie oft hörte man solche und ähnliche Ausrufe. Der Christ mußte sich davor hüten, er mußte wenigstens durch Schweigen protestieren. Er reichte einem Bettler auf der Straße eine Gabe. Natürlich wünschte der zum Dank ihm den Segen irgend eines Gottes. Strenge Christen glaubten auch dazu nicht schweigen zu dürfen, da es sonst scheinen könne, als nähmen sie wirklich den Segen eines Götzen hin; sie hielten sich verpflichtet offen auszusprechen, daß die Gabe um des lebendigen Gottes willen gegeben sei, damit dieser darüber gepriesen werde. Der Christ wollte Geld anleihen, der Schuldschein, den er zu unterschreiben hatte, enthielt einen Schwur bei den heidnischen Göttern. Der Christ mußte sich weigern, den Schein zu vollziehen.

In noch viel schwierigere Lagen brachten den Christen manche besondere Lebensverhältnisse. Dem christlichen Sklaven trug sein Herr etwas auf, was ihm, dem Heiden, ganz unverfänglich war, aber dem christlichen Sklaven als Sünde galt, und doch war er ganz in die Gewalt seines Herrn gegeben, der ihn, wenn ers nicht that, geißeln, ja töten lassen konnte. Die christliche Frau, die einen heidnischen Mann hatte, wie sollte sie ihren religiösen Verpflichtungen nachkommen, den Gottesdiensten beiwohnen, Kranke besuchen, Fremde beherbergen, Almosen austeilen, ohne bei ihrem Manne Anstoß zu geben? Der Beamte, der Soldat, wie sollte er es machen, seinen Dienst zu thun und doch seinen Glauben nicht zu verleugnen? Lange galt beides für ganz unvereinbar, und der Beamte gab lieber sein Amt auf, der Soldat trat aus dem Soldatenstande aus, um Christ bleiben zu können. Solche, denen das nicht möglich war, mußten vielfach die Treue gegen ihren obersten Herrn mit ihrem Blute bezahlen. Auch sonst mußte mancher, um Christ zu werden und zu bleiben, sein Gewerbe, sein Geschäft, aus dem er seinen Lebensunterhalt bezog, daran geben. Alle, die vom heidnischen Kultus gelebt hatten, Diener und Arbeiter bei den Tempeln,

Bildhauer, Weihrauchverkäufer, auch Schauspieler, Fechtmeister in den Gladiatorenschulen u. s. w. ließ die Kirche erst zur Taufe zu, wenn sie ihr Geschäft aufgaben, und wer ein solches Geschäft als Christ übernahm, wurde aus der Gemeinde ausgeschlossen.

Überhaupt war die in den Gemeinden geübte Zucht streng. Über die Sitten und den Lebenswandel der Gemeindeglieder wurde sorgsam gewacht, Verfehlungen ernstlich gerügt. Die in grobe Sünden, sogenannte Todsünden, fielen, wozu man Götzendienst, Gotteslästerung, Ehebruch, Unzucht, Mord, Betrug und falsches Zeugnis rechnete, wurden aus der Gemeinde ausgeschlossen. Erst nach längerer Prüfung und nachdem sie Beweise ihrer ernstlichen Reue gegeben, konnten sie wieder aufgenommen werden. Dieses jedoch nach älterer Praxis nur einmal. Wer dann wieder abfiel, fand keine Aufnahme mehr. So war die Kirche bemüht, sich durch strenge Zucht von unlauteren Elementen frei zu halten, und zugleich den Schwachen einen Halt zu bieten. Wohl fehlte es trotzdem nicht ganz an unlauteren Elementen, und Schwachheit kommt auch genug zu tage. Eine vollkommene Gemeinde der Heiligen ist auch die älteste Kirche nicht gewesen, sondern wie die Kirche aller Zeiten ein Acker, auf dem Weizen und Unkraut durcheinander wächst, aber bei alledem dürfen wir doch sogen, die Christengemeinden standen da wie weithin scheinende Lichter mitten in der Finsternis. Sie bewiesen durch ihren Wandel, daß hier neue Lebensmächte, Kräfte der zukünftigen Welt vorhanden waren, fähig die alte verfallende Welt von innen heraus zu erneuern.

Sollte die menschliche Gesellschaft wirklich erneuert werden, so mußten neue Fundamente gelegt werden. Die liegen aber in der Ehe, in der Familie. Diese Fundamente waren in der heidnischen Welt verfallen. Das Christentum erneuert sie, indem es die Freiheit der Ehe herstellt, die Ehe mit neuem Geiste erfüllt, dem Weibe seine gottgewollte Stellung wieder anweist, es aus der Sklavin des Mannes wieder zu seiner Gehülfin macht.

Im Altertum hat die Ehe, wie alles, ihren Schwerpunkt im Staate. Dem Staate Bürger zu erziehen, ist ihr Zweck. Deshalb ist auch der einzelne dem Staate gegenüber verpflichtet, in die Ehe zu treten, und der Staat sah sich, wie schon oben bemerkt, zuletzt genötigt, die Erfüllung dieser Pflicht mit Strafen zu erzwingen. Das Christentum macht die Ehe frei, es achtet die individuelle Freiheit und überläßt es dem einzelnen, ob er in die Ehe treten will oder nicht. Es achtet auch den ehelosen Stand, und wenn wir freilich zugestehen müssen, daß gerade nach dieser Seite hin bald falsche unevangelische Gedanken Raum gewinnen, eine Überschätzung des ehelosen Lebens als eines Standes besonderer Heiligkeit, wovon die Schrift nichts weiß, sich geltend macht, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß in der Achtung des ehelosen Lebens zugleich eine Überwindung der falschen heidnischen Anschauung von der Ehe liegt.

Denn davon, die Ehe selbst zu gunsten des ehelosen Lebens zu verachten, war man damals noch weit entfernt. Im Gegenteil erhält jetzt erst die Ehe ihre Ehre, indem sie als eine Gottesordnung erkannt und dem entsprechend behandelt wird. Die Ehe wird unter Mitwissenschaft und Einwilligung der Gemeinde geschlossen. Beabsichtigte Ehen werden dem Bischofe angezeigt und unter dessen Segen eingegangen. Ehen, die ohne Mitwirkung der Kirche geschlossen waren, galten der Kirche als keine wahren Ehen. Der Ehe wird jetzt ein höheres Ziel gesteckt, als es die heidnische Ehe je gekannt. „Sie ist," sagt Klemens von Alexandrien, „eine Schule der Tugenden für die Eheleute zu ihrer eigenen Erziehung und zur Erziehung ihrer Kinder für die Ewigkeit. Jedes Haus, jede Familie muß ein Abbild der Kirche sein, denn, spricht der Herr, wo zwei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Es ist ein viel engeres, tieferes Band, das jetzt Mann und Frau in der christlichen Ehe verbindet, das Band des gemeinsamen Glaubens. Wir finden bei Tertullian

ein Lob der christlichen Ehe, in dem er die volle christliche Ehe, in der beide, Mann und Weib, Christen sind, mit der Mischehe, der Ehe eines christlichen Weibes mit einem heidnischen Manne vergleicht. Aus seinen herrlichen Worten können wir nicht bloß sehen, wie hoch die Ehe geachtet war, sondern auch, was das Christentum aus der Ehe machte, indem es sie mit christlichem Geiste durchdrang. „Wie soll ich der Aufgabe genügen, das Glück einer Ehe zu schildern, welche die Kirche zusammenfügt, das dargebrachte Opfer bestätigt, und der Segen besiegelt, welche die Engel verkündigen, und der Vater für gültig erklärt? Was für ein Joch zweier Gläubigen, die Eine Hoffnung haben, Eine Lebensregel, die Einem Herrn dienen. Beide sind sie Bruder und Schwester, beide Mitknechte; da ist keine Trennung des Fleisches oder des Geistes. Da sind wahrhaft zwei in Einem Fleisch, wo aber Ein Fleisch ist, da ist auch Ein Geist. Zusammen beten sie, zusammen knieen sie, zusammen fasten sie, eins das andere belehrend, eins das andere ermahnend, eins das andere tragend. Miteinander sind sie in der Kirche, miteinander beim Mahle des Herrn, miteinander in Trübsalen, in Verfolgungen, in Zeiten der Ruhe und Erquickung. Keines verbirgt etwas vor dem andern, keines meidet das andere, keines ist dem andern zur Last. Ungehindert werden die Kranken besucht, die Armen unterstützt. Da werden ohne Zwang Almosen gegeben, ohne Bedenklichkeiten Opfer gebracht, ohne Hindernis wird die tägliche Andacht gehalten. Keine verstohlene Bezeichnung mit dem Kreuz, kein Gruß mit Zittern, keine stumme Segnung. Im Wechselgesang erschallen Psalmen und Lieder; sie wetteifern miteinander, wer am besten seinen Gott lobt. Christus freut sich, wenn er solches sieht und hört, ihnen sendet er seinen Frieden. Wo zwei sind, da ist auch er; wo er ist, da ist der Böse nicht.“ In einem Hause, wo es so bestellt war, da konnten auch die Kinder aufwachsen in Zucht und Vermahnung zu dem Herrn, und von solchen christlichen Familien sagt Klemens von Alexandrien mit Recht:

„Die Mutter ist der Ruhm der Kinder, die Frau ist der Ruhm des Mannes, beide sind der Ruhm der Frau, Gott ist der Ruhm aller insgesamt."

Wie das ganze Volksleben auf dem Bestande des häuslichen Lebens ruht, so hängt dieses wieder davon ab, welche Stellung die Frau einnimmt. Zwar soll in der Ehe der Mann Herr sein nach Gottes Ordnung, aber der ganze Charakter der Häuslichkeit und des Familienlebens wird doch mehr durch die Frau als durch den Mann bestimmt. Darum konnte in der Heidenwelt kein gesundes Familienleben bestehen, weil die Frau nicht die rechte Stellung einnahm. Bei den Griechen war sie des Mannes Sklavin, bei den Römern war sie zwar höher geehrt, aber doch auch dem Manne gegenüber rechtlos. Die volle ganze Menschenwürde hat das Altertum dem Weibe niemals zugestanden. Voll und ganz Mensch ist nur der Mann. Das Christentum befreit das Weib aus dieser Knechtschaft und Rechtlosigkeit, indem es das Weib dem Manne in dem, was das Höchste ist, in der Beziehung zu Christo und dem Gottesreiche, gleichstellt. Sie ist auch Miterbin des Lebens. „An derselben Vollkommenheit," so giebt Klemens von Alexandrien diesem Gedanken Ausdruck, „soll gleicherweise der Mann und gleicherweise das Weib teil haben." Daraus folgt alles Übrige von selbst. Bleibt sie auch nach der natürlichen Seite des Lebens dem Manne untergeordnet, so ist sie doch jetzt nicht mehr seine Magd, sondern seine Gehülfin. „Du hast es nicht für unwert geachtet, deinen Sohn von einem Weibe geboren werden zu lassen," sagt das Einsegnungsgebet der Diakonissen in der alten Kirche. Diese Thatsache, die Geburt des Gottessohnes von einem Weibe giebt dem Weibe überhaupt eine andere Stellung. Zwar wie Gott das Weib zum Dienen geschaffen hat, so bleibt auch in der Kirche sein Beruf zu dienen. Öffentlich lehren soll das Weib in der Gemeinde nicht, denn das würde ihm eine Autoritätsstellung geben, die ihm nicht zukommt. Aber wie alles in der Kirche Dienst

ist, auch das Lehramt, auch das Regieramt, so liegt darin keine Zurückstellung des Weibes, sondern es wird ihm nur der der Schöpfungsordnung Gottes entsprechende Platz angewiesen. Emanzipierte Frauen sind ein Produkt des heidnischen Wesens, wie denn zu den Zeiten des Verfalls auch in Rom trotz der niedrigen Anschauung vom Weibe emanzipierte Weiber, die mit den Männern die Nacht durchzechten und in der Gladiatorenrüstung fochten, sich breit genug machten. Aber als Mütter, die der Kirche ihre großen Männer erzogen, als Diakonissen im Dienst der Barmherzigkeit, als Märtyrerinnen, die mit den Männern um den ewigen Kranz rangen, dienend überall, betend, arbeitend, duldend, so haben sie den großen Kampf mitgefochten, und wahrlich, es ist nicht der kleinste Anteil am Siege, der ihnen gebührt.

War ihr Beruf zu dienen, achtete die christliche Frau es als ihre höchste Ehre, eine Magd Christi zu sein, so verstand es sich von selbst, daß sie nicht mehr einherging wie die vornehmen Damen der Zeit in dem übertriebenen unnatürlichen Luxus der Toilette. Das alles legte sie ab, wenn sie Christin geworden war, erschien nach der apostolischen Mahnung im einfachen zierlichen Kleide, und ließ es sich gern nachsagen: „Die geht auch viel ärmer einher, seit sie Christin geworden ist!“ in dem Bewußtsein, daß sie in Wahrheit reicher geworden, und daß Keuschheit, Zucht, einfaches und natürliches Wesen der schönste Schmuck ist. Sie bedurfte ja auch der früheren Pracht nicht mehr. Sie ging nicht mehr in die Tempel, nicht mehr ins Theater, sie feierte die Feste der Heiden nicht mehr mit. In der Stille des Hauses waltete sie; da arbeitete sie mit ihren Händen, da sorgte sie für Mann und Kinder, da übte sie gern und freudig Gastfreundschaft. Wenn sie ausging, ging sie Kranke zu besuchen, ging zur Kirche, das Wort Gottes zu hören, das Abendmahl zu feiern; was sollte da der Schmuck? Und auch wenn sie heidnische Freundinnen zu besuchen ging oder eine Einladung bei heidnischen Verwandten

annahm, auch da verschmähte sie es nicht, ganz einfach zu erscheinen. Ging sie so doch, um Tertullians Worte zu gebrauchen, mit ihren eigenen Waffen angethan, zeigte sie es doch, „daß ein Unterschied ist zwischen Mägden Gottes und den Dienerinnen des Teufels, war sie doch andern zum Vorbild, daß sie an ihr sich erbauten, und nach dem apostolischen Worte Gott gepriesen wurde auch an ihrem Leibe."

Es tritt in der alten Kirche ein starker Widerwille gegen den allerdings damals so beispiellos übertriebenen Luxus der Frauen hervor. Wie eifert Tertullian, aber nicht dieser allein, sondern auch andere Kirchenlehrer gegen das Färben der Haare und den ganzen künstlichen Kopfputz. „Der Herr hat gesagt: ‚Ihr könnt nicht ein Haar schwarz oder weiß machen,' sie widerlegen Gott; siehe doch, sagen sie, wir färben das schwarze oder weiße Haar rötlich (damals die beliebte Modefarbe), daß es viel anmutiger wird. Fern sei von den Töchtern der Weisheit solche Thorheit! — Was nützt denn solche Geschäftigkeit im Schmücken der Haare dem Seelenheil? Warum könnt ihr euren Haaren keine Ruhe lassen, daß ihr sie jetzt zusammenbindet, jetzt aufgelöst hängen laßt, jetzt in die Höhe kämmt, jetzt ausreißet? Die einen haben ihre Freude daran, sie in Locken zu kräuseln, die andern mit scheinbarer aber doch nicht löblicher Einfachheit sie glatt herabfallen zu lassen. Ihr fügt außerdem, ich weiß nicht was für Ungeheuer von falschen Haarflechten hinzu, die bald wie eine Mütze oder ein Helm gestaltet das Haupt bedecken, bald rückwärts im Nacken sich häufen. Es sollte mich wundern, wenn das nicht auch gegen das Gebot des Herrn stritte, der gesagt hat, daß niemand seiner Länge etwas hinzusetzen könne. Wenn euch die Ungeheuerlichkeit nicht schamrot macht, so müßte euch doch die Verunreinigung beschämen, daß ihr die abgeschnittenen Haare vielleicht eines Unreinen, vielleicht eines Schuldigen, vielleicht eines für die Hölle Bestimmten einem heiligen und christlichen Haupte aufsetzt. Thut doch diese ganze Sklaverei des Putzes weg von eurem freien Haupte! An jenem

großen Tage der Christenfreude will ich doch sehen, ob ihr mit der weißen, roten und gelblichen Schminke und mit dem ganzen umfangreichen Kopfputz auferstehen werdet, ob die Engel die so Angemalten in der Luft dem Herrn entgegentragen werden. Haltet euch doch heute fern von dem, was dann verworfen wird. Heute sehe euch Gott so, wie er euch dann sehen wird."

Das Schminken erklärt Tertullian ausdrücklich für eine Sünde, denn, die sich schminken, wollen sich schöner machen, als Gott sie gemacht hat, und tadeln also Gott, den Bildner des Alls. Er verwirft die Purpurkleider, denn hätte Gott purpurne Kleider haben wollen, dann hätte er die Schafe mit roter Wolle geschaffen. Ja selbst Kränze finden vor ihm keine Gnade. Hätte Gott Kränze haben wollen, so ließe er nicht bloß Blumen, sondern Kränze wachsen. Es klingt uns das wunderlich, und ist ja auch ohne Frage einseitig, aber wir dürfen nicht übersehen, daß darin eine an sich berechtigte Reaktion gegen die Unnatur des damaligen Luxus hervortritt. Tertullian eifert für das Einfache und Natürliche gegen das Unnatürliche und Gemachte. „Was wächst, das ist Gottes, was künstlich gemacht wird, das ist des Teufels," lautet der Satz, den er nicht müde wird, immer wieder zu predigen. Vergessen wir auch nicht, was bei den Heiden mit diesen Toilettenkünsten alles zusammenhing, und welchem Greuel der Unzucht sie dienten. Es bedurfte einer starken Reaktion, um die Einfachheit und Keuschheit des weiblichen Lebens herzustellen.

Endlich denken wir auch daran, wie ernst die Zeiten waren und was sie von der christlichen Frau forderten. Es waren eben Zeiten des Kampfes, wenig dazu angethan, das Schöne, selbst soweit es berechtigt ist, zu pflegen. Zu pflegen galt es vielmehr den Mut und die Tapferkeit. „Abthun muß man Genüsse, deren Weichlichkeit auch die Tapferkeit des Glaubens verweichlichen könnte. Ich weiß nicht, ob die Hand, die gewohnt ist, sich mit dem Armband zu schmücken, es ertragen wird, wenn die harte Kette sie steif macht. Ich weiß nicht,

ob das Bein es dulden wird, statt mit dem Knieband im Block gefesselt zu werden. Ich fürchte, daß der Nacken mit Smaragden und Perlen behangen dem Richtschwert keinen Raum geben wird. Darum, Gesegnete des Herrn, denken wir oft an das Harte, das unserer wartet, und wir werden es nicht fühlen. Lassen wir das Heitere dahinten, und wir werden es nicht vermissen; stehen wir bereit, jede Gewaltthat zu erdulden, indem wir nichts haben, was zurücklassen zu müssen uns Furcht machte. Die Tage der Christen sind allezeit, sonderlich aber gegenwärtig, nicht goldene, sondern eiserne. Märtyrergewänder werden zugerüstet, die Engel halten sie schon empor. So tretet denn hin, geschmückt mit den Schönheitsmitteln und den Zierraten der Propheten und Apostel, nehmt den Glanz aus der Einfachheit und die Schminke aus der Keuschheit, bemalt die Augen mit Schamhaftigkeit und den Mund mit Schweigsamkeit, hängt in die Ohren das Wort Gottes und legt um den Nacken das Joch Christi. Beugt das Haupt vor dem Ehemanne, und ihr seid genug geschmückt. Beschäftigt die Hand mit der Wolle und laßt den Fuß im Hause weilen, und Hand und Fuß werden schöner sein, als wären sie in Gold gefaßt. Kleidet euch in die Seide der Frömmigkeit, in das Leinen der Heiligkeit, in den Purpur der Scham. So geschmückt, werdet ihr Gott zum Liebhaber haben."

Die Heiden spotteten oft darüber, daß die Christengemeinden so viele Frauen zu ihren Gliedern zählten. Sie nannten das Christentum höhnisch eine Religion für alte Weiber und Kinder. Aber sie haben es erfahren müssen, was das Christentum aus diesen Frauen machte, sie haben wider Willen den Unterschied zwischen der heidnischen und christlichen Frau anerkennen müssen. Dort Putzsucht, Eitelkeit, Koketterie ohne Maß, hier Einfachheit und Natürlichkeit; dort Schamlosigkeit und Zuchtlosigkeit, hier Keuschheit und Zucht; dort Frauen, die ihre Zeit zwischen Toilettemachen und ihre Toilette zeigen teilen, im Theater und im Zirkus, bei Gastmählern und Festen glänzen, hier Hausfrauen,

die dem Manne zu gefallen trachten, Mütter, die für ihre Kinder leben; dort ein verweichlichtes Geschlecht, geschminkt und verkünstelt, hier Heldinnen, die auch beim Anblick der Löwen im Amphitheater nicht erbleichen, die ruhig den Nacken dem Schwerte beugen. „Was für Frauen finden sich unter den Christen!" ruft der Heide Libanius verwundert aus.

Auch den Kindern hat das Evangelium erst ihr Kindesrecht gegeben. Im Altertum sind auch sie rechtlos. Der Vater kann unbedingt über sie verfügen. Er kann sie aufnehmen und erziehen, er kann sie auch, wenn er das nicht will, aussetzen und töten. Das Gesetz der XII Tafeln sprach dem Vater ausdrücklich dieses Recht zu. Plato und Aristoteles billigen es, wenn Eltern Kinder, die sie zu ernähren nicht im stande sind, oder die dem Staat nichts nützen können, schwache und kranke, aussetzen. Wer ein ausgesetztes Kind aufnahm, konnte darüber verfügen und es als Sklaven behandeln. Die väterliche Gewalt über die Kinder war schrankenlos, sie verfügte auch über Leben und Tod. Das Christentum lehrt die Eltern ihre Kinder anders ansehen, als ein Geschenk Gottes, als ein anvertrautes Pfand, wofür sie Gott verantwortlich sind. Es redet nicht bloß von den Pflichten der Kinder, sondern auch von den Pflichten der Eltern, und indem es diese als Stellvertreter Gottes mit einem Stücke seiner Majestät und Ehre umgiebt, stellt es den Eltern die hohe Aufgabe, ihre getauften Kinder als Gottes Kinder für sein Reich zu erziehen. Bald wurde die Kindertaufe allgemeine Sitte, und so hatten auch die Kinder von früh auf teil an den Segnungen des Christentums. Kinder auszusetzen galt den Christen selbstverständlich als unerlaubt, es wurde wie Mord angesehen und behandelt; und wenn das väterliche Ansehen hoch gehalten wurde, so konnte doch von einem unbedingten Rechte über die Kinder nicht mehr die Rede sein, nachdem man gelernt hatte, diese als Gottes Eigentum anzusehen.

Jedes Christenhaus wird jetzt zu einem Tempel Gottes. Fleißig las man da Gottes Wort, eifrig und treulich wurde

da gebetet. „Hast du ein Weib, so bete mit ihr," heißt es in der Ordnung der ägyptischen Kirche, „der Ehebund sei kein Hindernis für das Gebet." Oft erscholl auch Psalmen- und Lobgesang. Morgens begann man mit gemeinsamer Schriftlesung und Gebet, das mit dem Hallelujah abschloß. Dann gaben sich alle Hausgenossen den Friedenskuß und gingen an ihre Arbeit. Keine Mahlzeit wurde eingenommen ohne Tischgebet. Jedes auch das einfachste Mahl hatte etwas von dem Charakter des heiligen Mahles, der Eucharistie. Abends beschloß man den Tag wieder mit einer gemeinsamen Andacht. Unter dem Namen des Fackelgesangs ist uns ein altes Abendlied aufbewahrt, wie man es in den ersten Jahrhunderten in den christlichen Häusern vernahm:

„Heiteres Licht der heiligen Herrlichkeit
Des ewigen Vaters, Jesus Christus,
Wir kommen beim Untergang der Sonne
Und bei dem Licht des Abends
Und preisen den Vater und den Sohn
Und den heiligen Geist Gottes.
Du bist würdig, zu allen Zeiten
Gepriesen zu werden mit heiligen Stimmen,
Sohn Gottes, der du das Leben giebst,
Darum rühmet dich die Welt."

Nicht minder gestaltet das Christentum nun auch das Verhältnis zwischen Herrschaften und Dienstboten um. „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen," — vor der Verkündigung kann die Sklaverei auf die Dauer nicht bestehen. Jetzt heißt es: „Hie ist kein Jude noch Grieche, hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu" (Gal. 3, 28). „Die christliche Gerechtigkeit macht in unsern Augen alle gleich, die den Namen Mensch tragen," führt ein alter Kirchenlehrer aus. Der Sohn ists, der alle frei macht. Wie er uns befreit hat von der Sünde und der Knechtschaft des Gesetzes, so ist von

ihm auch die Freiheit für alle Lebensgebiete gekommen. „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2 Kor. 3, 17). Während sich bei den Heiden der Wert des Menschen nach seinem äußeren Stande richtet, ist dieser für den Christen ohne Bedeutung, sein innerer wahrer Wert ist davon unabhängig. Sklave sein oder Herr sein ist nur etwas Zufälliges. Der Sklave kann in Wahrheit, nämlich innerlich, frei, und der Herr kann in Wahrheit, nämlich innerlich, ein Sklave sein. Es giebt nur Eine wahre Sklaverei, das ist die Sklaverei der Sünde, und nur Eine wahre Freiheit, das ist die Freiheit in Christo.

Eben deshalb ist die christliche Kirche von nichts weiter entfernt als von dem Gedanken, die Sklaven sofort zu emanzipieren. Sie erkennt auch in diesem Stücke die bestehenden Ordnungen an und lehrt die Sklaven, sie nach Gottes Willen zu achten. „Jeder bleibe in dem, darin er berufen ist,“ lautet der Grundsatz des Apostels. Ja so sehr gilt den Christen die innerliche Freiheit als die Hauptsache, daß davor die äußere bürgerliche Freiheit oft ganz zurücktritt. Tertullian berührt in der Schrift vom Kranze auch die Sitte, daß die Sklaven bei ihrer Freilassung sich bekränzten, und redet dabei einen Christen an: „Auch die Freiheit der Weltleute bekränzt sich. Du bist schon von Christo losgekauft und um einen hohen Preis. Wie sollte die Welt den, der in dem Dienste eines andern steht, loslassen können? Sieht es auch aus, als ob man frei geworden wäre, so ist man doch dienstbar. Alles ist in der Welt Schein, nichts Wahrheit. Auch zuvor wareſt du frei von der Herrschaft eines Menschen, als von Christo losgekauft, und nun bist du ein Knecht Christi, obwohl von Menschen frei gelassen.“ Aber so steht es auch nicht, als ob die Kirche alles gelassen hätte, wie es war. Das neue Prinzip wirkt sich aus und gestaltet das Verhältnis von Herrn und Sklaven innerlich um. Die Behandlung der Sklaven von seiten ihrer christlichen Herren und das Verhalten christlicher Sklaven gegen ihre Herren wurde sofort ein anderes. Sie sahen sich jetzt als Brüder an, wie

Paulus an den Philemon von dem Sklaven Onesimus schreibt: „daß du ihn wieder hättest nun nicht mehr als einen Knecht, sondern mehr denn einen Knecht, einen lieben Bruder.“ Als Glieder der Kirche war ja zwischen ihnen kein Unterschied mehr. Sie kamen in dasselbe Gotteshaus, beteten Einen Gott an, bekannten Einen Herrn, beteten und sangen miteinander, aßen von demselben Brote und tranken aus demselben Kelche. Das mußte den Herrn ganz anders gegen seinen Sklaven stimmen. Unmöglich konnte er doch den noch wie eine Sache behandeln, der sein Bruder in Christo war. Allerdings forderte die Kirche, wenn der Herr ein Christ war, vor der Aufnahme eines Sklaven ein Zeugnis seines Herrn über seine Führung, aber der Sklave wurde dann auch ohne jede Beschränkung vollberechtigtes Mitglied der Gemeinde. Auch der Zugang zu ihren Ämtern, selbst zum bischöflichen Amte, stand ihm offen. Es kam sogar vor, daß der Sklave in derselben Gemeinde Presbyter war, der sein Herr als einfaches Gemeindeglied angehörte.

Die Kirche arbeitete an beiden, Sklaven und Herren. Die Sklaven ermahnte sie zum Gehorsam; sie sollten die Erkenntnis, daß ihr Herr ihr Bruder sei, nicht zum Vorwand des Ungehorsams nehmen, sondern nur um so treuer dienen. Sie erzog die Sklaven, die nach heidnischen Begriffen zur Tugend unfähig waren, wirklich zur Tugend, und wahrlich nicht vergeblich. Es gab der Sklaven manche, die unter überaus schwierigen Verhältnissen die Echtheit ihres Christenlebens bewährten in Treue und großer Geduld. Auch unter den Märtyrern findet sich eine ganze Reihe von Sklaven. Die schönste Krone ist ihnen so gut zu teil geworden wie den Freien. Die Herren dagegen wurden vermahnt zur Liebe gegen ihre Sklaven, zur Billigkeit und Milde. „Gebiete deinem Sklaven oder deiner Sklavin,“ heißt es in der Lehre des Herrn durch die 12 Apostel, „welche auf denselben Gott hoffen, nicht in deiner Härte, damit sie nicht erschrecken vor Gott, der über euch beiden waltet; denn er kommt zu rufen nicht nach Ansehen der Person, sondern die,

welche der Geist bereitet hat." Schlechte Behandlung der Sklaven galt als genügender Grund zur Exkommunikation eines Herrn. Der Sklave soll nicht auf Freilassung drängen. „Bin ich ein Sklave, so trage ich es, bin ich ein Freier, so rühme ich mich meiner freien Geburt nicht," in diesem Worte Tatians spricht sich die Gesinnung aus, die man bei den Sklaven pflegte. Kann er die Freiheit nicht erlangen, so soll er sein Geschick tragen und sich daran genügen lassen, daß er innerlich frei ist. Namentlich wird den Sklaven untersagt, ihre Loskaufung auf Gemeindekosten zu verlangen. Die Kirche wollte sich nicht den fleischlichen Freiheitsgelüsten der Sklaven dienstbar machen. Aber sie betrachtete es doch als ein lobenswertes Werk, wenn ein Herr einen Sklaven freiließ. Sie legte zwar keinem gesetzlich auf, seine Sklaven freizulassen, es sollte das freier Entschluß sein, aber sie sah die Freilassung gern. Freilassungen kamen denn auch oft vor. Manche entließen, wenn sie Christen wurden, an ihrem Tauftage alle ihre Sklaven, oder man wählte die Freudenfeste der Kirche zu ihrer Freilassung, namentlich Ostern, um sich dankbar zu bezeigen für die empfangene Gnade. Von einem reichen Römer zur Zeit Trajans wird uns erzählt, daß er, Christ geworden, am Osterfeste seinen sämtlichen 1250 Sklaven die Freiheit schenkte. Seit dem dritten Jahrhundert wurde es Sitte, die Freilassung in der Kirche in Gegenwart des Priesters und der Gemeinde vorzunehmen. Der Herr führte die Sklaven an der Hand zum Altare, dort wurde die Freilassungsurkunde verlesen, und zum Schluß sprach der Priester den Segen. Auch äußerlich stellte es sich damit dar, daß sie der Kirche ihre Freiheit dankten. Diese erschien als das, was sie war, die Hüterin und Spenderin der Freiheit. Die Freigelassenen waren wirklich frei. Während so manche von denen, die heidnische Eitelkeit oder Gewinnsucht freigelassen, nur die eine Sklaverei mit der andern vertauschten, während sie ohne Hülfsmittel hinausgestoßen in eine Gesellschaft, in der die Arbeit nichts galt, sich selbst überlassen ohne

sittlichen Halt, nur das Proletariat vermehrten, standen die in der christlichen Gemeinde Freigelassenen ganz anders da. Ihre früheren Herren achteten es als ihre Pflicht, ihnen als ihren christlichen Brüdern zu helfen und zu raten, und so fanden sie sich nicht vereinsamt, sondern inmitten einer Gemeinschaft, die sie lehrte, ihre Freiheit recht zu gebrauchen, die sie zu thätigen, nützlichen Menschen erzog.

Denn wie anders sahen die Christen jetzt die Arbeit an. Sie galt ihnen nicht wie den Heiden als eine Schande für einen freien Mann, sondern als eine Ehre, sie galt ihnen nicht als eine unwürdige Knechtschaft, sondern als ein von Gott allen Menschen Befohlenes. War doch der Herr selbst ein Arbeiter gewesen, ein Zimmermann, eines Zimmermanns Sohn, waren doch auch die Apostel Arbeiter gewesen, Petrus ein Fischer, Paulus ein Teppichweber. Oft heben es die Väter hervor, daß Handwerker Gott besser kennen, als die Weisen der Heiden. „Ihr werdet bei uns Handwerker finden," sagt Athenagoras, „welche, wenn sie auch die Vorzüge unserer Lehre nicht mit Worten beweisen können, sie durch die That beweisen." Daß den Christen so manche Lebensstellungen, z. B. Soldatenstand, Beamtenstand, die Anstellungen im Tempeldienst, mit denen die Heiden ihr Brot verdienten, verschlossen waren, trug auch dazu bei, daß die eigentliche Handarbeit bei ihnen um so mehr in Ehren gehalten wurde. Die oft genannte Lehre der Apostel weist die Gemeinden an, jeden aufzunehmen, der im Namen des Herrn kommt, aber sie sollen ihn prüfen. Ist er ein Durchreisender, so soll ihm nach Kräften geholfen werden, doch darf er nicht länger als zwei oder drei Tage bleiben. „Will er sich aber bei euch niederlassen und ist ein Handwerker, so soll er arbeiten und essen. Versteht er kein Handwerk, so tragt nach eurem Verstande Sorge, daß nicht ein Müssiggänger bei euch lebe als Christ. Will er aber nicht arbeiten, so ist er einer, der mit dem Christentum ein Geschäft macht. Enthaltet euch der Gemeinschaft solcher." Die größten Weisen des Altertums,

Plato und Aristoteles, erklärten die Arbeit für etwas, womit ein freier Mann sich nicht beschäftigen kann, ohne sich zu erniedrigen, der Apostel mahnt, daß jedermann mit stillem Wesen arbeiten soll und sein eigen Brot essen, und stellt kategorisch den Satz auf: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen, und wir sehen, die Gemeinden handelten nach diesem Satze, aus dem dann eine neue Welt erwachsen ist, die Größeres geleistet hat, als was Plato und Aristoteles je gesehen.

Das Korrelat zur Verachtung der Arbeit ist bei den Heiden die Leidenschaft für das Schauspiel. Brot und Spiele! lautet die oft gehörte Losung. Man will sich ohne Arbeit vom Staat ernähren lassen und auf öffentliche Kosten an Spielen ergötzen. Bei den Christen lautet die Losung: Bete und arbeite! Von hier aus verstehen wir die Entschiedenheit, mit der die alte Kirche die Spiele im Theater, im Zirkus, in der Arena verdammt. Mit stillem Wesen arbeiten, davon ist freilich das Bild, welches der Zirkus bietet und das Amphitheater, das gerade Gegenteil. Da ist kein stilles Wesen, sondern leidenschaftliche Erregung. „Gott hat geboten," sagt Tertullian, „den heiligen Geist, als der seinem Wesen nach ein reiner und sanfter ist, mit Ruhe und Sanftmut zu behandeln, und nicht durch ein wütendes, zorniges und tobendes Wesen zu beunruhigen. Wie wird sich dieses nun mit den Schauspielen vereinigen lassen, da kein Schauspiel ohne heftige Erregung des Geistes ist?" „Im Zirkus," sagt er, „führt der Furor den Vorsitz. Sieh nur, wie das Volk zum Schauspiel kommt, schon lärmend, schon verblendet, schon durch die Wetten aufgeregt. Der Prätor ist ihnen zu saumselig, ihre Augen hängen unverwandt an der Urne mit den Losen. Da warten sie gespannt auf das Zeichen, und jetzt ist nur eine Stimme des Wahnsinns. Er hat das Tuch geworfen! rufen sie einander zu, als ob sie es nicht (daran erkenne ich den Wahnsinn) alle gesehen hätten! Doch ich nehme dieses Zeugnis der Blindheit an, sie haben allerdings nicht gesehen, was da herabfiel. Sie meinen, es sei ein Tuch, und es ist

die Gestalt des Teufels selbst, der von der Höhe sich hinabstürzt. Denn von da an kommt es zu der höchsten Leidenschaft und zu Hader und zu alle dem, was den Priestern des Friedens nicht gestattet ist, zu Verwünschungen ohne Grund, zu Gunstbezeugungen ohne Verdienst." „Wird man," fragt er an einer anderen Stelle, „in der Zeit an Gott denken? wird der Frieden in seinem Gemüte haben, der für einen Wettfahrer eifert?" Zudem ist da alles zwecklos, das Gegenteil der ernsten Arbeit, zwecklos die Läufe, noch zweckloser das Schleudern und Springen. Nutzloses Thun ist es in den Augen Tertullians, wenn sie so viele Mühe anwenden, um den Körper zu der Schlangenfertigkeit und allen Künsten der Arena abzurichten. Noch entschiedener mußten natürlich die Gladiatorenspiele verurteilt werden, die Tierhetzen, die Hinrichtungen im Amphitheater. Da „trösten sie sich mit Mord über den Tod." Kurz, das Amphitheater ist der Tempel aller bösen Geister.

Alle solche Schauspiele meidet ein Christ. Er hat, wie Cyprian einmal ausführt, andere bessere Schauspiele. Er hat die Schönheit der Welt, die man ansieht und bewundert, den Aufgang der Sonne, das unendliche Meer, die Erde, die Luft und alle ihre Bewohner, den beständigen Wechsel von Sonnenschein und Regen. Er hat in der Schrift die großen Gottesthaten, das erhabene Schauspiel des Kampfes zwischen Christus und dem Teufel, der Teufel und die ganze Weltmacht zu den Füßen Christi liegend. „Das ist ein Schauspiel, welches kein Prätor veranstaltet und kein Konsul, sondern der, der allein vor allem ist und über allem, und von dem alles ist, der Vater unseres Herrn Jesu Christi."

4. Liebesthätigkeit.

Wo St. Paulus (Eph. 4, 28) mahnt: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes," fügt er hinzu, „auf daß er habe zu

geben dem Dürftigen." Damit wird der Arbeit erst ihr rechtes Ziel gewiesen. Es ist nicht egoistische Beschaffung des eigenen Lebensunterhalts allein, noch weniger Reichwerden und Genuß, sondern wir sollen arbeiten, um den Brüdern zu dienen, und in der Barmherzigkeitsübung findet die Arbeit erst ihren schönsten Lohn. Darnach haben die Christen der ersten Zeit sich gehalten. Arbeitend mit den Händen haben sie mit dem Erarbeiteten den Brüdern gedient. Sie, die Armen, haben doch, auch in diesem Sinne, viele reich gemacht. Die Kirche ist in späteren Zeiten reicher geworden, sie hat mehr Almosen gegeben, ihre Anstalten zur Versorgung der Armen sind glänzender geworden, aber zu keiner Zeit ist doch ihre Barmherzigkeitsübung verhältnismäßig so groß, und setzen wir vor allem hinzu, so rein gewesen, wie in der Zeit des Kampfes. In reichem Maße erfüllte sich aber auch des Herrn Wort: „Daran wird jedermann erkennen daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe zu einander habt." Die Heiden haben es erkannt; verwundert staunen sie das ihnen neue fremde Liebesleben an, und wir dürfen wohl sagen, wie der Sieg des Herrn ein Sieg der dienenden Liebe war, so hat auch seine Kirche durch dienende Liebe gesiegt.

Es war das den Heiden etwas ganz neues. Ein neu Gebot gebe ich euch, so führt der Herr das Gebot der Liebe ein. Das heidnische Altertum ist durchaus und entschieden egoistisch. Die Caritas, die barmherzige Liebe, ist keine Tugend der antiken Welt, sagt einer der größten Kenner des Altertums, Boeckh. Rücksichtslos macht da jeder sein Interesse geltend, unbekümmert um andere, denn weil er nur das Leben im Diesseits kennt, kennt er auch kein anderes Ziel, als hier glücklich zu werden, und das Glück ist im Grunde nur Genuß, mag dieser bald gröber, bald feiner gefaßt werden. Das eigene Ich ist das Zentrum, um das sich alles dreht. Der antike Mensch verachtet alle, die er in seinen Dienst zieht, er haßt alle, die sich ihm widersetzen. Beschränkt ist dieser Egoismus nur durch den Egoismus des Staats. Um glücklich zu sein, bedarf das In-

dividuum des Staates. Zum Glück gehört auch in einem wohlgeordneten Staate zu leben. Der Einzelne ist nur etwas als Glied des Ganzen, als Bürger. Der Mensch wird ganz ein „politisches Wesen," alle Tugenden sind nur politische. Auf Äschylus' Grabmal stand nur, daß er bei Marathon mitgefochten, nichts davon, daß er ein großer Dichter gewesen. Der Staat selbst wieder ist auf durchaus egoistischen Grundlagen erbaut. Wer nicht Bürger des Staates ist, ist in Wirklichkeit auch nicht Mensch, er ist ein Barbar, gegen den alles erlaubt ist. Kein Band verbindet die Völker, jedes hat vor sich offene Bahn für seinen Egoismus. Es hat das Recht, sich andere Völker zu unterwerfen und sie zu seinen Sklaven zu machen. Gegen die Besiegten giebt es keine Pflichten. Billigkeit gegen die Schwachen, Mitleid mit den Unterdrückten kennt das Altertum nicht.

In der That, man erschrickt, wenn man diesen konsequent durchgeführten Egoismus sieht. „Der Mensch ist für den unbekannten Menschen ein Wolf," heißt es einmal bei Plautus, und das ganze Leben des Altertums ist ein Beleg dazu. Wie durch und durch egoistisch sind selbst die Gedanken Platos, des Edelsten unter den Weisen, über den Staat. Alle Bettler sollen daraus vertrieben werden. Der Armen soll man sich nicht annehmen, wenn sie krank sind. Ist die Konstitution eines Arbeiters nicht stark genug, um dem Übel zu widerstehen, so kann ihn der Arzt ohne Skrupel verlassen, er ist ja doch zu nichts nütze, als sein Handwerk auszuüben. „Kannst du dich vielleicht so weit herablassen, daß dich die Armen anekelten?" fragt Quinctilian. Man hilft dem Armen ja doch nicht (d. h. man macht ihn doch nicht reich, worin allein das Glück besteht), man verlängert nur sein Elend. „Um den Armen," heißt es bei Plautus, „macht sich der schlecht verdient, der ihm zu essen und zu trinken giebt. Denn auch das, was er ihm giebt, verdirbt nur und verlängert jenem das Leben zu seinem Elende." Man braucht höchstens denen Gutes zu thun, die

uns Gutes gethan haben; die uns Böses thun, darf man hassen, ja sie zu hassen ist Pflicht. Nach Aristoteles sind Zorn und Rache berechtigte Leidenschaften; ohne sie würden den Menschen mächtige Triebfedern zum Guten fehlen. Auch Ciceros Ideal reicht nicht höher. „Der gute Mann ist der, der nützt, wem er kann, und keinem schadet, es sei denn, er werde durch Unrecht gereizt;" und selbst das „nützen, wem er kann", wird dadurch noch beschränkt, daß man selbst keinen Schaden davon hat. Von Selbstverleugnung, von einer Liebe, die mehr giebt, als sie selbst ohne Schaden entbehren kann, von Liebe auch zu den Feinden, hat Cicero so wenig wie das übrige Altertum eine Ahnung. Wohl redet es gern und viel von Großmut, von Freigebigkeit, von Gastfreundschaft, aber hinter allen diesen Tugenden versteckt sich doch nur wieder der Egoismus. Großmut und die vielgepriesene Gnade ist im Grunde nur der aristokratische Stolz, der verächtlich auf andere herabsieht und sich viel zu groß dünkt, um von ihnen beleidigt werden zu können. Man übt in reichem Maße Liberalität, aber gegen Freunde und Mitbürger, nicht gegen alle Menschen; man übt sie, weil sie Ruhm und Ansehen schafft und dem Staate nützlich ist. Die Gastfreundschaft ist nicht eine allgemein menschliche Tugend, sondern eine Tugend der Reichen, die sich gegenseitig aufnehmen und mit sorgsamer Rücksicht auf Rang und Stand bewirten. Man braucht sie nur mit der christlichen Gastfreundschaft in den ältesten Gemeinden zu vergleichen, wo der Arme so willkommen war wie der Reiche, wo aller Heiligen Füße gewaschen wurden, und ihr Glanz erblaßt. Selbst wenn Seneca, wie es oft vorkommt, vom Wohlthun redet, blickt der Egoismus durch. Man soll geben ohne Bewegung des Herzens, mit vollkommen ruhigem Geiste. Das Mitleid ist also im Grunde nur eine Schwäche.

So kennt denn die alte Welt auch keine eigentliche Liebesthätigkeit. Zwar an Gemeinsinn fehlt es ihr, wie wir sahen, nicht, es fehlt auch nicht an Schenkungen und Vermächtnissen

zu gemeinnützigen Zwecken. Es wurde Getreide verteilt, es war in der ausgedehntesten Weise nicht bloß in Rom, sondern auch in den Provinzen dafür gesorgt, daß das Volk seine Vergnügungen und Spiele hatte. Aber das alles trägt einen andern Charakter. Menschenliebe ist nicht das treibende Motiv. Es sind Opfer, die der Eitelkeit gebracht werden, dem Ehrgeiz oder der Politik; es ist ein Loskaufen des Reichtums von der Armut, um von ihr nicht beunruhigt zu werden. Achtung vor der Armut, herzliches Mitleid sucht man vergeblich. Der Staatsmann oder der Kaiser, der Lebensmittel verteilen ließ, hatte dabei ganz andere Gedanken, und der reiche Römer, der den Klienten die Sportula reichen ließ, fühlte wahrhaftig kein Mitleid mit ihnen. Sie dienten dem Prunk des Hauses, dafür wurden sie bezahlt. Darum mußten denn auch die überreichen Gaben ohne Segen bleiben. Sie entwürdigten beide, die sie gaben und die sie nahmen. Fehlte auf der einen Seite die Liebe, so auf der andern der Dank.

Das obige Urteil wird dadurch nicht verändert, daß auch in der Heidenwelt einzelne Akte der Hülfleistung an Notleidende vorkommen. Man darf sich ja nicht vorstellen, als ob das natürliche Gefühl des Mitleids dort ganz gefehlt hätte. Als unter der Regierung des Tiberius beim Einsturz eines Amphitheaters in Fidenä 46 000 Menschen teils getötet, teils verwundet wurden, sandten die vornehmen Römer Ärzte, Medikamente und Nahrungsmittel für die Unglücklichen, nahmen auch einzelne von ihnen in ihre Häuser auf. Großartig war die Thätigkeit eines Titus, um bei den großen Unglücksfällen, die seine Regierung trafen, bei dem furchtbaren Ausbruch des Vesuvs, der Herkulanum und Pompeji zerstörte, bei einem Brande Roms und einer Pest, die dort wütete, den Notleidenden beizustehen. Kaum braucht auch erst erinnert zu werden, daß den Bettlern, die auf den Straßen, namentlich vor den Tempeln saßen, manche Gabe gereicht wurde. Aber was fehlt, ist geordnete regelmäßige Liebesthätigkeit. Diese findet man

selbst da nicht, wo man sie noch am ersten erwarten sollte, bei den Associationen. So nahe es gelegen hätte, daß sich z. B. in den Begräbnisvereinen, die den Zweck hatten, ihren Gliedern ein anständiges und den religiösen Bräuchen entsprechendes Begräbnis zu sichern, in den Genossenschaften der Handwerker u. a. m. auch eine Unterstützung der notleidenden Glieder wie bei den Gilden im Mittelalter herausgebildet hätte, es findet sich davon wenig oder nichts. Auch die Vermächtnisse für die Genossen der Sodalität, deren viele vorkommen, sind nicht für die Armen und Notleidenden in ihr bestimmt, sondern sind Gratifikationen, die den Beamten der Genossenschaft oder auch allen ihren Gliedern dafür zu teil werden, daß sie das Gedächtnis des Schenkgebers feiern. Eine eigentliche Armenpflege, wie wir sie heute kennen, gab es nicht, Krankenhäuser bestanden nur für Soldaten, Fechter und Sklaven. Der Handwerker, der ohne Vermögen war, der Arme, der nicht Sklave war, fand keine Zufluchtsstätte. Ohne Trost, ohne Hoffnung fürs Jenseits, war er auch ohne materielle Hülfe in seiner Krankheit. Namentlich bei Epidemien tritt der antike Egoismus ganz nackt hervor. Man fürchtete den Tod und nahm sich selbst der eigenen Kranken nicht an, trieb sie aus dem Hause und überließ sie ihrem Schicksal. Die alte Welt ist eine Welt ohne Liebe. Man kann viel an ihr bewundern, sie hat große Männer und Helden hervorgebracht, aber dieses Band der Vollkommenheit fehlt ihr. Woher hätte auch die Liebe kommen sollen? Die Religion lehrte keine und weckte keine. Sie lehrte Liebe zum Vaterlande, Gehorsam gegen die Gesetze, Tapferkeit im Kriege, Aufopferung für des Staates Größe und Ehre — Menschenliebe nicht. Im Kultus war keine Anknüpfung für Liebesthätigkeit irgend einer Art. Eine Gemeinde als Trägerin der Liebesthätigkeit war nicht vorhanden. Der antike Mensch ist der natürliche Mensch in seiner reichsten Entwicklung. Der natürliche Mensch ist aber ein Egoist und bleibt es, bis ihn die Liebe von oben umwandelt.

Sie hat es gethan. Das Leben der Christengemeinde ist der thatsächliche Beweis. Da ist Liebe. Nichts verwunderte die Heiden mehr, nichts war ihnen unbegreiflicher. „Sehet," riefen sie, „wie sie sich unter einander lieben!" Unter einander nannten sich die Christen Brüder, und dieser Brudername war nicht ein bloßes Wort, sie lebten wirklich wie Brüder. Der Kuß, mit dem sie einander bei der Feier des heiligen Mahles begrüßten, war keine bloße Form; die Gemeinde war wirklich Eine Familie, alle ihre Glieder Kinder des Einen himmlischen Vaters. Einer diente dem andern, Einer betete für den andern. Sie hatten alles gemein. Auch der ganz Unbekannte, der von fernher kam, brachte er nur einen Empfehlungsbrief seiner Gemeinde mit, der ihn als Christen auswies, so wurde er als Bruder aufgenommen und behandelt. „Sie lieben sich, ohne sich zu kennen!" sagt erstaunt ein Heide. Das war freilich der direkteste Gegensatz gegen das heidnische Wort: Der Mensch ist dem unbekannten Menschen ein Wolf. Diese Bruderliebe erweitert sich dann zur allgemeinen Menschenliebe. Die aus der Liebe geborene und in der Liebe lebende Gemeinde ist das rechte Organ für die Übung der Liebe. Sie nimmt sich zunächst derer unter ihren Gliedern an, die der Hülfe in irgend einer Weise bedürfen, geht dann aber wieder über sich hinaus, um auch die mit Liebe zu umfassen, die noch draußen stehen. Denn auch diese sollen für die Gemeinde gewonnen werden. Die Liebe wirkt missionierend. Sie schließt keinen aus, wie die Gnade, der sie entstammt, keinen ausschließt, auch die Feinde, auch die Verfolger nicht.

Ohne Zweifel werden in den Christengemeinden die einzelnen auch für sich viele Liebeswerke gethan haben. Die Christen nahmen es ernst mit dem Wort des Herrn: „Wer dich bittet, dem gieb, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will." In der Lehre der Apostel heißt es: „Sei nicht ein solcher, der zum Nehmen die Hände ausstreckt, zum Geben aber schließt. Sei nicht bedenklich zu geben, und wenn

du giebſt, thue es nicht unwillig. Denn du wirſt erfahren, wer des Lohnes herrlicher Vergelter iſt. Weiſe den Bedürftigen nicht zurück, ſondern teile alles deinem Bruder mit und ſage nicht, daß es dir gehöre. Denn wenn ihr in dem Unſterblichen Genoſſen ſeid, wieviel mehr in den irdiſchen Dingen." „Was wählſt du die Perſonen aus?" ſagt Lactanz, „du ſollſt jeden für einen Menſchen halten, der dich bittet, und wer dich bittet, thut es ja auch, weil er dich für einen Menſchen hält." Tertullian ſchildert uns einmal die Hinderniſſe, welche eine Chriſtin, die in gemiſchter Ehe mit einem Heiden lebt, für ihre Liebesthätigkeit findet. „Welcher Heide," ſagt er da, „wird ſeine Frau zum Beſuche der Brüder von Straße zu Straße auch in den ärmſten Hütten umhergehen laſſen? Wer wird ſie in den Kerker ſich ſchleichen laſſen, um die Feſſeln der Märtyrer zu küſſen? Kommt ein fremder Bruder, welche Aufnahme wird er in dem fremden Hauſe finden? Soll einem etwas geſchenkt werden, ſo ſind Keller und Scheunen verſchloſſen." Gewiß wurde dieſe mannigfaltige und reiche Liebesthätigkeit der chriſtlichen Frau nicht lediglich im Auftrage der Gemeinde geübt. Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß die amtliche Liebesthätigkeit der Diakoniſſe die außeramtliche der Frau nicht ausſchließen ſoll. Jede Frau ſoll in dieſem Sinne Diakoniſſe ſein. „Wenn eine von ihnen, ohne Älteſte oder Diakoniſſe zu ſein, Gutes thun will, ſo thue ſie es nach ihrem Antriebe, denn dieſe heiligen Handlungen ſind die köſtlichſten Schätze des Herrn." Daß auch in freieſter Weiſe auf den Straßen Almoſen gegeben wurden, ergiebt ſich aus einem Worte Tertullians, in dem er den Heiden vorhält: „Unſere Barmherzigkeit giebt mehr auf den Straßen, als eure Religioſität in den Tempeln."

Eine ſolche individuelle Barmherzigkeitsübung entzieht ſich mehr der Beachtung. Der Herr weiß es, was auch damals von einzelnen gethan iſt, die Geſchichte hat es nicht aufbehalten. Da tritt nur die von der Gemeinde geübte Liebesthätigkeit

hervor, und diese ist ja auch für das Ganze von ungleich größerer Bedeutung. Gerade darin liegt das Neue, das Höhere, daß jetzt eine Gemeinschaft vorhanden war, die als solche sich berufen wußte, Barmherzigkeit zu üben. Von Anfang an, von den Tagen der Jerusalemitischen Gemeinde an, ist die Barmherzigkeitsübung eine ebenso notwendige Bethätigung des Gemeindelebens, wie die Verkündigung des Wortes und die Verwaltung der Sakramente, und wie für diese hat die Kirche auch für jene Organe und Ordnungen herausgebildet. Die materiellen Mittel zu ihrer Liebesthätigkeit flossen der Gemeinde durch freie Gaben ihrer Glieder zu. Das Prinzip völliger Freiwilligkeit, das schon der Apostel (2 Kor. 9, 7) betont, wurde dabei aufs strengste festgehalten. „Unsere Reichen," sagt Justin, „geben wann sie wollen und was sie wollen." „Jeder von uns," sagt Tertullian, „giebt sein bescheidenes Almosen, wenn er es will und kann, denn keiner ist gezwungen." Mit Recht sieht Irenaeus in dieser Freiheit den höheren Standpunkt des Neuen Testaments. „Es gab," sagt er, „Opfer und Almosen bei dem jüdischen Volke, es giebt solche in der Kirche, aber mit dem Unterschied, daß es dort Sklaven waren, die sie gaben, hier freie Leute. Die Juden waren zur regelmäßigen Entrichtung des Zehnten gezwungen, die Christen, durch Jesum befreit, weihen alle ihre Güter dem Herrn, indem sie freiwillig mehr geben als die Juden, weil sie eine größere Hoffnung haben." So streng wurde dieses Prinzip durchgeführt, daß als der Gnostiker Marcion sich von der Kirche wieder trennte, ihm die 200 000 Sesterzien, die er bei seiner Taufe geschenkt hatte, zurückgegeben wurden. Als die Kinder eines Mannes, der der Kirche in seinem Testamente eine Summe vermacht hatte, sich diese auszuzahlen weigerten, erinnert sie Cyprian zwar an ihre Pflicht, den Willen des Vaters zu erfüllen, erklärt aber zugleich von vornherein, daß es ihnen völlig freistehe, das Geld zu geben oder nicht. Wie die Kirche keine gezwungenen Gaben will, so will sie auch keine von solchen,

die ihr innerlich nicht angehören, die nicht aus Liebe geben oder von unrechtmäßig erworbenem Gut. Die apostolischen Konstitutionen enthalten darüber sehr bestimmte Vorschriften.

Die gewöhnliche Form des Gebens war die der Oblationen, der Opfer beim Abendmahl. Die Gemeindeglieder brachten Gaben herzu, meist Naturalien, von denen dann das erforderliche an Brot und Wein für das heilige Mahl genommen wurde, während der Rest zur Unterhaltung des Klerus und der Armen diente. Die Namen der Opfernden wurden auf Tafeln, den sogenannten Diptychen, verzeichnet und im Gebete genannt. Für die Verstorbenen brachten die Angehörigen an ihrem Todestage Gaben dar, eine schöne Sitte, die den Zusammenhang zwischen der oberen und unteren Gemeinde lebendig darstellte. Auch die schon Entschlafenen fuhren gleichsam noch fort, der Gemeinde zu dienen. Sonst gab man bei besonderen Gelegenheiten, bei freudigen Ereignissen, am Tauftage. Cyprian verkaufte Gärten, die er besaß, und schenkte den Ertrag an seinem Tauftage. Schon früh ist es auch Sitte, die Erstlinge der Erträgnisse in Keller und Tenne, allerdings zumeist zum Unterhalt der Kirchendiener, dann aber auch für die Armen zu geben. Wenn der Christ einen Teig machte um Brot zu backen, wenn er einen Wein- oder Ölkrug öffnete, nahm er das Erste davon und gab es als ein Dankopfer hin. Außerdem stand in dem Versammlungslokale ein Armenstock (bei Tertullian arca, bei Cyprian corban genannt), in den jeder monatlich eine mäßige Gabe aus freiem Willen einlegte. Man folgte darin offenbar der Sitte, wie sie bei den Associationen sich herausgebildet hatte und rechtlich feststand. Jedes Mitglied zahlte dort monatlich einen bestimmten Beitrag. Die Christen hielten es ebenso, nur daß bei ihnen der Beitrag freiwillig war und nicht wie bei den Associationen vielfach zu Festgelagen, sondern zur Armenversorgung verwendet wurde. Bedurfte man mehr Mittel, so wurde eine allgemeine Kollekte veranstaltet, zu der jeder aus dem Ertrage seiner Arbeit beisteuerte. Arme, die nichts

hatten, fasteten auch wohl, um das Ersparte zu geben. Bisweilen wurde ein allgemeines Fasten in der Gemeinde angeordnet, und der Ertrag zu milden Zwecken verwendet. „Selig," sagt Origenes, „wer fastet, um einen Armen zu speisen," und in der That eine schönere Art Almosen zu geben, ist nicht zu denken.

Was die Kirche empfing, das verwandte sie gleich wieder. Kapitalisiert wurde nichts. Waren doch die Bedürfnisse der Gegenwart groß genug, und für die Zukunft zu sorgen, durfte man getrost der Liebe überlassen. Auch drängte die Not der Zeit dazu. Unter den Verfolgungen war man ja des Kirchengutes nie sicher. Die beste Art es sicher zu stellen, war die, es wegzugeben. Als die Verfolgung unter Decius hereinbrach, verteilte Cyprian die sämmtlichen vorhandenen Armenmittel zur Verwendung an die Presbyter und Diakonen. Als nachher Mangel eintrat, befahl er, das Defizit aus seinem Privatvermögen zu decken. Als der Bischof Sixtus I. gefangen genommen war, versammelte sein Diakon Laurentius die Armen der Gemeinde und verteilte das ganze Kirchengut unter sie. Selbst die heiligen Gefäße verkaufte er, um den Erlös den Armen zu schenken.

Der Bischof leitete die Armenpflege, ihm zur Seite standen die Diakonen als seine Gehülfen. Die Namen der regelmäßig zu Unterstützenden wurden nach sorgfältiger Prüfung ihrer Verhältnisse in ein Verzeichnis aufgenommen und darnach ihnen die Gaben zugeteilt. Es waren solche, die ihr Brot nicht mehr verdienen konnten, oder auch solche, welche durch ihren Übertritt zur Kirche um ihren Lebensunterhalt gekommen waren, weil sie ein Handwerk oder Geschäft getrieben, das die Kirche nicht duldete. Doch wurde streng darüber gehalten, daß jeder so viel arbeitete, wie er noch konnte. Denen, die ihr Geschäft hatten aufgeben müssen, wurde wenn irgend möglich andere Arbeit zugewiesen, und sie durften sich nicht weigern, diese zu übernehmen, auch wenn sie geringer war als ihre frühere.

Waren sie dazu nicht willig, so wurden sie gar nicht unterstützt. Überhaupt gab man nichts ohne Prüfung. „Es schwitze dir das Almosen in deinen Händen, bis du erkannt hast, wem du geben sollst," sagt die Lehre der Apostel. Als große Sünde wird es erachtet, wenn ein Christ ohne Not Almosen nimmt. „Wehe dem, welcher nimmt!" heißt es eben dort. „Nimmt er freilich aus Not, so ist er unsträflich. Wer aber keine Not hat, wird Rechenschaft geben müssen, warum er genommen hat und zu welchem Zweck, und er wird, ins Gefängnis geworfen, verhört werden über das, was er gethan hat, und von dort nicht loskommen, bis er den letzten Heller wiedergegeben hat." Der Übertritt zur Kirche sollte nicht von Müssiggängern für irdische Vorteile ausgebeutet werden.

Eine besondere Klasse der Unterstützten bildeten die Witwen, für deren Versorgung der Apostel Paulus spezielle Vorschriften giebt. Führten sie wirklich ein ehrbares Witwenleben, so waren sie in der Gemeinde hochgeehrt und wurden bis an ihr Ende versorgt, wofür sie dann auch wieder der Gemeinde Dienste leisteten, z. B. in der Erziehung der Kinder. Arme Waisen wurden unter Aufsicht des Bischofs eben von den Witwen erzogen. Die Knaben lernten ein Handwerk und erhielten, wenn sie herangewachsen waren, die zur Betreibung desselben nötigen Werkzeuge; die Mädchen wurden, falls sie nicht denen sich anschlossen, die Jungfrauen blieben, mit einem christlichen Bruder verheiratet. Vielfach wurden auch von den Heiden ausgesetzte Kinder, deren Zahl ja groß war, aufgenommen und mit den Waisen zusammen christlich erzogen. Auch der Sklaven nahm sich die Gemeinde an, kaufte sie, falls ihre Lage besonders versuchlich und ihrem Christenglauben und Christenleben gefährlich war, aus Gemeindemitteln los und half ihnen, sich eine Existenz zu gründen. Oder wo Gefangene in die Hände von Barbaren geraten waren, zahlte man das Lösegeld für ihre Befreiung. Besonderer Pflege bedurften die um des Glaubens willen Gefangenen. Sie wurden in ihren Gefäng-

nissen besucht und so viel möglich verpflegt. Cyprian wird nicht müde, in seinen aus dem Exil geschriebenen Briefen sie immer wieder der Sorgfalt der Diakonen zu empfehlen.

Auch über die Grenzen der Einzelgemeinde ging die Wohlthätigkeit hinaus. Eine Gemeinde half der anderen. So unterstützten schon zu der Apostel Zeit die Heidengemeinden die verarmte Gemeinde zu Jerusalem. So schickte die römische Gemeinde unter Soter (150) reiche Gaben in die Provinzen, um dort das Elend einer Hungersnot zu mildern. Zu einer Zeit, in welcher die Einheit der Kirche noch nicht in äußeren Institutionen sich darstellte, war es der Eine Glaube, der sie zusammenhielt, und die Eine Liebe, die sie verkettete. Über das ganze weite Reich breitete die Liebesarbeit ihr Netz, und wo er ging und stand, bis an die Grenzen der Barbaren, ja über diese hinaus, wußte sich der Christ Brüdern nahe, die jeden Augenblick bereit waren, ihm in Not beizustehen.

Die Mittel, welche zu dieser Armenpflege erforderlich waren, müssen sehr bedeutend gewesen sein, und bedenkt man, daß die Gemeinden in den ersten Jahrhunderten sich doch vorzugsweise aus den niederen Ständen rekrutierten, so muß man es um so mehr bewundern, daß es möglich war, solche Mittel zusammenzubringen. Aus der ältesten Zeit haben wir zwar keine Nachrichten über den Umfang, den die Liebesthätigkeit einzelner Gemeinden hatte, aber nach dem, was wir aus etwas späterer Zeit wissen, war sie, auch nur die Geldmittel angeschlagen, jedenfalls sehr erheblich. Mit Leichtigkeit bringt Cyprian in seiner Gemeinde 12 000 *M.* zusammen, um die Numidischen Bischöfe bei Loskaufung von Gefangenen zu unterstützen. Etwas später, zur Zeit der Decischen Verfolgung, unterhielt die römische Gemeinde 1500 Arme, Witwen und Kinder. Noch etwas später zählt die Gemeinde in Antiochien auf etwa 100 000 Gemeindeglieder 3000 Unterstützte. Aber bewunderungswerter noch als die Größe der Liebesarbeit ist der Geist, in dem sie getrieben wurde. Waren bei den Heiden die Armen, die

Schwachen, die Unterdrückten verachtet gewesen, bestand da der Grundsatz, daß jeder nur so viel gilt, wie er hat, in der Kirche heißt es: Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr. Jeder muß in gewissem Sinne arm werden, um das Himmelreich zu erlangen. Äußerlicher Reichtum und äußerliche Armut ist nur etwas Nebensächliches. Der gottselige Arme ist in Wahrheit reich, und der gottlose Reiche in Wahrheit arm. „Es ist nicht der Census," sagt einer von den Vätern, „der reich oder arm macht, sondern die Beschaffenheit der Seele." In dem Bewußtsein, durch den armen Jesus reich geworden zu sein, sieht die Kirche die Armen als ihre Schätze an, in ihnen dient sie dem Herrn. Als nach Sixtus, des Bischofs, Märtyrertode von seinem Diakon Laurentius gefordert wurde, er solle die Schätze der Kirche aufweisen und ausliefern, rief er alle Armen zusammen und zeigte sie dem Stadtpräfekten mit den Worten: Das sind die Schätze der Kirche! Eine Kirche, die solche Schätze hat, muß siegen. Sie besitzt in ihrer Liebesthätigkeit ein Mittel der reinsten Propaganda, das zuletzt auch ihre Widersacher gewinnen muß.

Um so mehr machte diese Liebesthätigkeit auf die Heiden Eindruck, als die Christen auch die Heiden von ihrer Liebe nicht ausschlossen. „Unsere Religion," sagt Justin, „schreibt uns vor, nicht allein die Unsern zu lieben, sondern auch die Fremden und sogar die Feinde." „Wenn alle Menschen," sagt Tertullian, „Liebe zu ihren Freunden haben, so ist es das Besondere der Christen, daß sie auch die lieben, welche sie hassen." Das waren keine Redensarten. Als zu Cyprians Zeit in Karthago eine große Pest wütete, und die Heiden die Kranken verließen, die Leichen, statt sie zu bestatten, auf die Straße warfen, berief der Bischof die Gemeinde und stellte ihr vor: Wenn wir nur den Unsern Gutes erweisen, thun wir nicht mehr, als was die Zöllner und Heiden auch thun. Als echte Christen müssen wir das Böse durch das Gute besiegen, auch unsere Feinde lieben, wie der Herr uns vermahnt,

auch für die Verfolger zu beten. Da wir aus Gott geboren sind, so müssen wir uns auch als Kinder unseres guten Vaters erweisen, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte." Auf seine Aufforderung ging die Gemeinde ans Werk. Die einen gaben Geld, die anderen arbeiteten selbst mit, und bald waren die Toten bestattet. Ähnlich war es in Alexandrien bei einer Pest zu Zeiten des Kaisers Gallienus. Während die Heiden flohen, die welche krank wurden aus den Häusern stießen, die Halbtoten auf die Straße warfen, nahmen sich die Christen aller an, schonten ihrer selbst nicht im Dienste der Kranken und Sterbenden, und manche Brüder, auch Presbyter und Diakonen, opferten ihr Leben in solchem Dienste. Und das thaten die Christen, nachdem sie eben noch von den Heiden aufs grausamste verfolgt waren, während das Schwert noch täglich über ihrem Haupte hing.

5. Märtyrertum.

Mit dem Lieben ging ja das Leiden Hand in Hand. Das Zeugnis im Wort, im Wandel, in der Liebe vollendet sich im Zeugnis des Blutes, im Martyrium. Gerade darin, daß der Märtyrertod die Vollendung des im Leben abgelegten Zeugnisses ist, liegt seine Macht. Es ist nicht das Leiden an sich, es sind nicht die Marter- und Todesqualen an sich, die dem Martyrium seinen Wert geben, sondern die Gesinnung, in der das alles getragen wird. Nicht jedes Martyrium ist ein Sieg für die Kirche, sondern nur das echte und reine.

Zur Echtheit und Reinheit des Martyriums gehört aber zuerst, daß in Gesinnung und Verhalten des Märtyrers keine Widersetzlichkeit gegen den Staat und die von Gott geordnete Obrigkeit liegt. Der Christ hat seine weltliche Obrigkeit allezeit und in allen Stücken anzuerkennen, er hat alle von ihr erlassenen Gesetze und Anordnungen als von seiner Obrigkeit

ausgegangen zu ehren, auch dann, wenn die Gesetze und Anordnungen gegen Gottes Wort sind. Dann kann er sie zwar dadurch nicht ehren, daß er sie befolgt, denn er muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, aber dadurch, daß er sich willig und geduldig allem unterwirft, was die Gesetze dieserhalb über ihn verhängen. Er ehrt dann die Obrigkeit und das Gesetz durch Leiden, und völliger kann im Grunde ein Mensch die Achtung vor dem Gesetz nicht bezeugen, als damit, daß er diesem Gesetz sein Leben opfert. Aber jede Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, jede Nichtachtung der von ihr erlassenen Gesetze ist ihm Sünde. So leidet er nicht um Übelthat willen, sondern um Wohlthat willen (1 Petr. 2, 20; 3, 17), er leidet lediglich um Christi willen. Dann heißt es: „Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommet?“ (1 Petr. 3, 13.)

Diese Reinheit des Märtyrertums haben die ersten Christen aufs sorgsamste bewahrt. Immer und überall erbieten sie sich, den Kaiser zu ehren, und ihm zu gehorchen in allen Dingen als gehorsame Unterthanen, ausgenommen wenn er befiehlt, von Christo zu lassen und die Götzen anzubeten. Nirgend findet sich Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, und was diese um ihres Bekenntnisses willen über sie verhängt, das leiden die Christen geduldig, noch im Tode dem Kaiser Heil erflehend. Wie unzählige Male haben es die Märtyrer vor ihren Richtern, unter den Folterqualen, auf der Richtstatt bezeugt, daß sie dem Kaiser gehorsam zu sein willig sind, aber ihn selbst anbeten, ihm Weihrauch streuen, das können sie nicht. Wie oft haben die Apologeten es beteuert, daß die Christen gehorsame Unterthanen sind, die sich ein Gewissen daraus machen, auch nur im Kleinsten die Staatsgesetze zu übertreten. „Deshalb will ich den Kaiser ehren,“ sagt Theophilus in der Schrift an den Autolykus, „aber nicht, indem ich zu ihm, sondern indem ich für ihn bete. Den wahrhaftigen Gott nur bete ich an, wissend, daß der Kaiser von ihm eingesetzt ist. Du fragst vielleicht:

Warum betest du den Kaiser nicht an? Ich antworte: Weil er nicht da ist, angebetet, sondern auf gesetzliche Weise geehrt zu werden. Denn er ist kein Gott, sondern ein Mensch, zum Kaiser gesetzt, nicht daß er angebetet werde, sondern daß er gerecht richte." Tertullian macht die Heiden darauf aufmerksam, daß die Christen wohl in der Lage wären, sich zu widersetzen und mit Gewalt die Freiheit ihres Glaubens zu erkämpfen, da sie eine so große Zahl von Menschen sind und in den Städten fast überall die Mehrzahl bilden. Gleichwohl folgen sie den Geduldvorschriften ihrer göttlichen Religion und leben in Stille und Bescheidenheit, an nichts anderem erkennbar, als an der Besserung ihres früheren Lebens. Mit Recht weist er darauf hin, daß die Christen treuere und gehorsamere Unterthanen des Kaisers sind, als die Heiden. Ironisch ruft er aus: „Wir kennen die Treue der Römer gegen die Cäsaren! Nie ist eine Verschwörung ausgebrochen, nie hat weder der Senat noch der kaiserliche Palast das Blut der Kaiser fließen sehen; ihre Majestät ist stets in den Provinzen in Ehren gehalten! Und doch riecht der Boden Syriens noch immer nach Leichen, und das Wasser seiner Rhone hat Gallien noch immer nicht wieder von dem Blute rein gewaschen, mit dem es besudelt war." Dann stellt er dem die Treue und den Gehorsam der Christen gegenüber, die sich in keine Intrigue, in keinen Aufruhr einlassen, die in ihren Versammlungen für den Kaiser beten, wie der Kaiser auch sein mag, erbitten ihm von Gott ein langes Leben, ruhige Herrschaft, Sicherheit im Palast, tapfere Heere, Treue im Senat, Tugend im Volke, Frieden in der ganzen Welt. „Und mit Recht," schließt er, „könnte ich sagen, daß der Kaiser mehr unser als euer ist, als den unser Gott eingesetzt hat." Mit der gewissenhaftesten Sorgfalt hütete man sich selbst mitten in der Aufregung einer blutigen Verfolgung irgend etwas zu thun, was auch nur den Schein eines Ungehorsams hätte erwecken können. So z. B. mißbilligt es Cyprian aufs Bestimmteste, wenn solche, die um des christ-

lichen Glaubens willen verbannt waren, ohne von der zuständigen Obrigkeit die ausdrückliche Erlaubnis bekommen zu haben, zurückkehrten. „Werdet ihr," sagt er ihnen, „jetzt gefangen genommen und bestraft, so leidet ihr um eures Ungehorsams willen die verdiente Strafe, ihr leidet aber nicht um Christi willen." Auch der ihn verfolgenden Obrigkeit, auch ihrer Ungerechtigkeit und Grausamkeit soll der Christ nichts entgegensetzen, als stilles und geduldiges Leiden.

Ihren entsprechendsten Ausdruck findet diese Reinheit des Märtyrertums darin, daß die Märtyrer mit Loben und Danken sterben. „Ein Christ hat, selbst wenn er verurteilt wird, nur Lob und Dank," wie zahlreiche Belege findet dieses Wort in den Akten der Märtyrer. „Herr, allmächtiger Gott," betet Polycarp schon auf dem Scheiterhaufen stehend, „Vater deines geliebten Sohnes Jesu Christi, durch den wir die Erkenntnis von dir empfangen haben, Gott der Engel und der ganzen Schöpfung, des ganzen Menschengeschlechts, der Gerechten, welche vor deinem Angesichte leben: ich preise dich, daß du mich gewürdigt hast dieses Tages und dieser Stunde, teilzunehmen an der Zahl deiner Zeugen, an dem Kelche deines Christus." Als die Scillitanischen Märtyrer in Numidien (i. J. 180) ihr Todesurteil empfangen, danken sie Gott, und auf dem Richtplatz angekommen, fallen sie nochmals auf die Kniee und danken von Neuem. Sehr häufig hören wir auch, daß sie nach dem Vorbilde des ersten Märtyrers Stephanus für ihre Feinde beten. Ein Palästinensischer Christ Namens Paulus betete, ehe er den Todesstreich empfing, Gott möge doch alle Heiden zum Glauben und zum Heil führen und dem Richter, der ihn verurteilt hatte, und dem Henker, der das Urteil vollzog, vergeben. Einen Märtyrer, Pionius in Smyrna, hörte man noch aus den Flammen des Scheiterhaufens heraus für den Kaiser, seine Richter und alle Heiden beten. Als ein lautes Amen über seine Lippen kam, schlugen die Flammen über ihm zusammen und machten seinem Leben ein Ende.

Ausdrücke der Rache oder des Zorns hören wir niemals, keine Verwünschungen, keinen Fluch. Auch in den Inschriften der Katakomben findet sich nichts derart. Nirgend wird das Gericht über die Verfolger herabgerufen. Nur einen Seufzer lesen wir einmal in der Katakombe des Callistus: „O elende Zeiten, da wir nicht einmal in den Höhlen unseren Feinden entgehen können!“ Auch Bilder der Verfolgung (die Darstellung des Verhörs eines Christen im Cömeterium des Prätextatus ausgenommen) finden sich nicht. Nur symbolische Darstellungen sind häufig, Daniel in der Löwengrube, die drei Männer im Feuerofen, Elias im feurigen Wagen gen Himmel fahrend. Bedenken wir die Glut des Hasses, mit der die Heiden die Christen verfolgten, die unmenschlichen Grausamkeiten, die sie sich gegen diese erlaubten (wir werden noch genug davon hören), dann lernen wir die Reinheit eines Märtyrertums bewundern, welches auch dem gegenüber das Wort des Apostels befolgt: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem!“ und die Mahnung des Herrn: „Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“

In dieser Reinheit des Märtyrertums lag seine Macht. Hätten die Christen sich verführen lassen, dem sie verfolgenden Staate thatsächlichen Widerstand zu leisten, so wären sie verloren gewesen. Der Staat würde sie mit seiner ungeheuern Macht zermalmt haben. Hätten sie sich zu Zorn und Rachsucht hinreißen lassen, so wäre ihre Kraft gebrochen, ihr eigenes Gewissen wäre befleckt gewesen und damit ihrem Martyrium die Macht genommen, auf die Gewissen zu wirken. Denn darin liegt die Macht des reinen Märtyrertums, daß es nicht bloß durch seine Geduld die Gegner abstumpft, sondern daß es als Zeugnis die Gewissen trifft. Wie oft ist es vorgekommen, daß, von diesem Zeugnis unwiderstehlich getroffen, die Verfolger selbst noch auf der Richtstatt sich bekehrten und Christen wurden.

Die Echtheit des christlichen Märtyrertums beweist sich weiter darin, daß es sich von Schwärmerei und Fanatismus

frei hält. Schwärmerei ist ein rasch aufflackerndes, aber auch ebenso schnell erlöschendes unreines Feuer. Das hätte hier nichts ausgerichtet, das wäre der Macht des römischen Staats bald erlegen und hätte nicht die sittlichen Wirkungen ausüben können, die das Märtyrertum thatsächlich ausübte. Fanatismus hat die Kirche noch nie gebaut, und wo er Erfolge gehabt hat, sind es nur augenblickliche gewesen. Fanatismus ist eine Glut, die nur versengt. Im ganzen hat sich die Kirche davon bewunderungswert rein erhalten; wenn man auch zugestehen muß, daß namentlich in der Zeit der montanistischen Bewegung und unter dem Einflusse ihrer Glut die Grenze hie und da überschritten wird. Die Christen waren auch damals sündige Menschen und vollkommen ist auch damals ihr Leben nicht gewesen. Gegen den heidnischen Kultus, gegen die Götterbilder erlauben sich die Christen keinen Spott, keine kränkenden und beleidigenden Ausdrücke. Vereinzelt steht der Fall, daß ein Christ ein Götterbild zertrümmert. Es kam zwar vor, daß sich einzelne schwärmerisch erregte Christen zum Märtyrertum drängten, die Kirche hat es immer aufs entschiedenste gemißbilligt. „Wir loben," schreibt die Gemeinde zu Smyrna in dem Briefe, in dem sie den Märtyrertod ihres Bischofs Polykarp berichtet, „diejenigen nicht, die sich selbst preisgeben, denn das lehrt das Evangelium nicht." Cyprian ermahnt seine Gemeinde während einer heftigen Verfolgung: „Der Lehre gemäß, die ihr von mir empfangen habt, haltet Ruhe. Keiner mache Unruhe unter den Heiden oder gebe sich selbst den Heiden preis. Wenn er ergriffen wird, dann muß er reden, denn in der Stunde redet durch uns der in uns wohnende Herr." Als während einer Seuche in Karthago einzelne Christen sich darüber betrübten, daß sie auf dem Krankenbette statt als Märtyrer sterben könnten, erinnert sie der Bischof: „Erstlich steht der Märtyrertod nicht in deiner Gewalt, sondern hängt von Gottes Gnade ab. Sodann ist Gott der Erforscher der Herzen und Nieren und sieht deine

Gesinnung. Etwas anderes ist es, wenn der Gesinnung das Märtyrertum, etwas anderes, wenn zum Märtyrertum die Gesinnung fehlt. Denn Gott verlangt nicht unser Blut, sondern unsere Gesinnung. Diese Krankheit ist dazu geschickt, die Gesinnung zu prüfen." Nie versäumen es auch die Kirchenlehrer, daran zu erinnern, daß die Verfolgung zugleich ein Gericht über die Kirche ist und eine ernstliche Bußmahnung.

In solcher Nüchternheit gebrauchen die Christen dann auch sorgsam alle erlaubten Mittel, um der Verfolgung zu entgehen. Ob man fliehen dürfe, darüber waren die Ansichten geteilt. Tertullian verneint die Frage. Meist wurde sie bejaht mit bezug auf den bekannten Befehl des Herrn, doch darf die Flucht keine Verleugnung in sich schließen, sie darf nur ein Sichzurückziehen sein, wobei man doch dem Herrn alles überläßt und sich bereit hält, wenn seine Stunde gekommen ist. So hat sich Polykarp eine Zeit lang zurückgezogen, so Cyprian, aber beide haben durch ihren Märtyrertod bewiesen, daß ihr Sichzurückziehen keine Flucht war, sondern nur ein Sichaufsparen für den rechten Augenblick. Auch das hielt man nicht für Unrecht, die oft recht willkürlich handelnden römischen Behörden, wie es damals üblich war, durch Geschenke für die Gemeinde günstig zu stimmen. Daß aber ein Einzelner in der Verfolgung durch Bestechung sich loskaufte oder durch Betrug sich Sicherheit verschaffte, galt allgemein als Verleugnung. Andererseits sollen die Christen sich auch hüten vor allem, was die Aufmerksamkeit der Heiden auf sie ziehen könnte oder diese zu größerer Heftigkeit reizen. Umsichtig trifft Cyprian beim Beginn der Verfolgung die dieserhalb nötigen Anordnungen. Die Geistlichen sollen beim Besuchen der Konfessoren in den Gefängnissen abwechseln, das Volk soll sich nicht in Masse zu den Gefängnissen zudrängen. „Wir müssen," schreibt er, „in allem sanft und demütig sein, wie es den Knechten Gottes ziemt, uns in die Zeit schicken und für Ruhe sorgen." Still erwartete man den Augenblick, wo die Verfolgung an

den Einzelnen herantrat, stand aber auch um so fester und ertrug mit um so größerer Geduld, was auch immer kam.

Aus solcher Reinheit des Märtyrertums, einerseits aus dem guten Gewissen, nur um Christi willen zu leiden, aus solcher Nüchternheit und Klarheit andererseits ist die Ruhe geboren und die Freudigkeit, mit der die Zeugen Christi in den Tod gingen, ja ärgeres als den Tod erduldeten. Ist doch der augenblickliche Tod noch nicht das schlimmste, noch nicht einmal die ausgesuchten Martern, die dem Tode oft vorangingen. Um die ganze Größe des Kampfes zu ermessen, muß man auch auf den inneren Kampf sehen, der dem äußeren voraufging oder ihn begleitete. Welche Versuchung lag darin, sich die Notwendigkeit des Leidens wegzuklügeln, sich den Tod als ein unnützes Opfer, das sich ebenso gut vermeiden lasse, vorzustellen, namentlich dann, wenn es so leicht war, das Leiden zu umgehen, wenn, wie es vorkam, bestechliche Richter den Christen gegen Geld einen Schein anboten, als ob sie geopfert hätten, oder wenn wohlwollende Richter den Angeklagten vorstellten, es handle sich nur um eine äußere Zeremonie, die man begehen könne, ohne seine Überzeugung aufzugeben. Schmerzlicher als alle Martern, die Eisen und Feuer, Hunger und Durst bereiteten, mußte es sein, wenn es galt, sich von Vater und Mutter, Weib und Kind loszureißen und ihren Bitten, ihren Klagen, ihren Thränen das Ohr zu verschließen. Schwerer als der augenblickliche Tod auf der Richtstatt war die Verbannung in die Bergwerke, wo die Christen unter dem Auswurf der Menschheit, diesem gleich behandelt, arbeiten mußten, bei kärglicher Nahrung, in Lumpen gehüllt, von rohen Aufsehern geschlagen; und doch kostete es ihnen nur Ein Wort, und sie waren frei. Noch schwereres haben Einzelne erduldet. Christliche Jungfrauen wurden (es ist wahrhaft satanisch) verurteilt, ins Bordell geführt, um dort jedem preisgegeben zu werden. Die Heiden wußten, wie hoch die Christinnen die Keuschheit achteten, und daß ihnen der Verlust

derselben weher that als der Tod. Und doch, als der christlichen Jungfrau Sabina in Smyrna dieses Urteil angekündigt wurde antwortete sie nur: „Was Gott gefällt!“ Das ist Märtyrerheroismus, das heißt alles überwinden durch Christum. Ein Glaube, der so liebt und leidet, der war unüberwindlich, dem war der Sieg gewiß, und von dem konnte der Apostel, schon ehe der Kampf noch begonnen hatte, sagen: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“

Zweites Buch.

Der Kampf.

Matth. 10, 34: Ihr ſollt nicht wähnen, daß ich gekommen ſei, Frieden zu ſenden auf Erden. Ich bin nicht kommen, Frieden zu ſenden, ſondern das Schwert.

Erstes Kapitel.

Der erste Zusammenstoß.

Matth. 10, 22: Ihr müsset gehasset werden von jedermann um meines Namens willen.

1. Übersicht.

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert," hat der Herr gesprochen. Er hat es seinen Jüngern nicht verhehlt, welch ein Kampf ihrer wartete, ein Kampf auf Leben und Tod. „Ihr müsset gehasset werden von jedermann um meines Namens willen. Sie werden die Hände an euch legen und euch verfolgen, euch überantworten in ihre Schulen und Gefängnisse, und wer euch tötet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran." Es konnte nicht anders sein. Niemals im ganzen Laufe der Weltgeschichte stoßen zwei Gegensätze schärfer aufeinander, als das Christentum und das antike Heidentum, die christliche Kirche und der römische Staat. Es ist der Gegensatz des von unten her und von oben her, der natürlichen Entwickelung und der neuen Schöpfung, dessen, der aus dem Fleisch geboren ist, und dessen, der aus dem Geist geboren ist, und dahinter steht nach der Schrift der Gegensatz des Fürsten dieser Welt und des Herrn vom Himmel.

Friedlich können diese beiden Mächte nicht nebeneinander bestehen; es muß zum Kampfe kommen, und der Kampf muß

ein Kampf auf Leben und Tod werden. Hier ist jede Möglichkeit eines Kompromisses ausgeschlossen. Dieser Kampf kann wohl einmal durch Waffenstillstände unterbrochen werden, enden kann er nur mit der Überwindung der einen oder der andern Macht. Das Christentum tritt als absolute Religion auf, als göttliche Offenbarung, als unbedingte Wahrheit und macht Anspruch darauf, die Religion aller Völker zu werden, weil es das Heil für alle bringt. Eine Religion neben andern, die hätten die Heiden tolerieren können, wie sie so viele Religion tolerierten, die absolute Religion nicht. Abweichende Ansichten von Gott und göttlichen Dingen hätte man gewähren lassen können, die unbedingte Wahrheit, die eben, weil sie die Wahrheit ist, alles andere als Unwahrheit ausschließt, nicht. Eine neue Religion für ein einzelnes Volk, die hätte keinen Anstoß gegeben, die würde man anerkannt haben, so gut man so mannigfaltige heidnische Kulte, so gut man auch das monotheistische Judentum anerkannte, eine Weltreligion konnte man nicht anerkennen. Der Kampf ist ein Kampf um nichts geringeres als um die Weltherrschaft. Ein solcher Kampf konnte nur in dem völligen Siege des einen oder des anderen Teils seinen Abschluß finden.

Auf Grund der Verheißungen des Herrn tritt das Christentum sofort mit dem Bewußtsein auf, daß ihm die Weltherrschaft gebührt. Seine Boten wissen es, daß sie gesandt sind, ihrem Herrn die ganze Welt zu erobern, und das junge Christentum liefert auch gleich den Beweis, daß es eine weltbeherrschende Macht ist, so wunderbar rasch breitet es sich aus. Nachdem es über die Grenzen des jüdischen Landes und Volkes hinausgegangen war, nachdem der große Schritt gethan war, das Evangelium auch den Heiden zu bringen, und diese, ohne daß sie sich erst beschneiden zu lassen und Juden zu werden brauchten, in die christliche Gemeinde aufzunehmen, gewann es in dem syrischen Antiochien seinen ersten Mittelpunkt in der Heidenwelt, von dort trägt der große Heidenapostel Paulus es dann Stadt zu Stadt durch Kleinasien hindurch nach Europa,

durch Griechenland hindurch bis in die Welthauptstadt Rom. Überall haben die Judengemeinden gleichsam schon die Etappen seines Marsches, der die großen Hauptstraßen, die Verkehrswege, welche die Römer gebaut, entlang geht, bezeichnet. Die Synagogen bieten den Punkt, an dem es einsetzen kann. Da predigen Paulus und seine Mitarbeiter den erschienenen Messias und beweisen aus den Propheten, daß es Jesus ist. Zwar die Juden widersprechen meist, aber die Proselyten sind ein bereitetes Ackerfeld, auf dem der ausgestreute Same bald aufgeht. Der jüdische Widerspruch hat die Trennung von der Synagogengemeinde zur Folge, es bilden sich unter eigenen Vorstehern selbständige Christengemeinden, in denen die aus den Proselyten Gewonnenen den Übergang bilden zu denen, die bisher ganz dem Heidentum angehört hatten. Wir wissen, abgesehen von dem was die Apostelgeschichte bietet, zu wenig aus dieser ersten Zeit, um einen genauen Einblick in die Verbreitung des Christentums zu gewinnen, aber wenn wir beachten, daß Paulus auf seiner Reise nach Rom schon Christen in Italien findet, nicht bloß in der Hauptstadt selbst, auch in dem kleinen Puteoli, so dürfen wir annehmen, daß von Palästina her bis nach Rom hin, vielleicht schon über Rom hinaus, in allen größeren und kleineren Städten nach wenigen Jahrzehnten Christengemeinden, und wenn noch nicht vollständig organisierte Christengemeinden, doch Häuflein von Christen vorhanden waren. Ebenso breitete sich aber die Kirche nach Osten und Süden aus, ja wohl noch stärker, da die jüdische Bevölkerung hier eine dichtere war. Petrus finden wir in Babylon; Edessa ist schon früh ein Mittelpunkt der Kirche. Bedeutender noch wird die Gemeinde der Weltstadt Alexandrien, als deren Stifter man Johannes Marcus nennt. Andere sollen das Evangelium schon über die Grenze des römischen Reichs hinausgetragen haben, Thomas nach Parthien, Andreas nach Skythien, Bartholomäus nach Indien, d. h. wahrscheinlich nach Jemen. Von Rom wiederum scheint die Kirche einerseits in Afrika, andererseits in Gallien bis nach

Germanien und Britannien hin gepflanzt zu sein. Jedenfalls war noch kaum ein Jahrhundert seit dem Tage der Pfingsten verflossen, als schon das ganze römische Reich mit einem Netze von Christengemeinden bedeckt war. Mögen diese zum Teil auch der Zahl ihrer Mitglieder nach nur klein gewesen sein, so redet doch Tacitus schon zu Neros Zeit von einer „ungeheuren Menge" der Christen in Rom, und auch andere Symptome deuten darauf hin, daß nicht bloß dem Raume nach, sondern auch der Zahl seiner Bekenner nach das Christentum sich ungemein rasch ausbreitete.

Wie diese Ausbreitung geschah? Gewiß einmal durch eigentliche Missionen. Die Gemeinde in Antiochien wird nicht die einzige gewesen sein, die es für ihre Pflicht hielt, Boten des Evangeliums auszusenden (Apostelg. 13, 2), und wenn Paulus auch von sich sagen kann, er habe mehr gearbeitet denn alle, so standen doch neben ihm noch andere Arbeiter. Mag manches, was uns von der Wirksamkeit der übrigen Apostel berichtet wird, Sage sein, so viel steht fest, daß auch sie die Hände nicht in den Schoß gelegt haben. Daß es auch später umherreisende Apostel gab, zeigt uns die „Lehre des Herrn durch die 12 Apostel," in der genaue Vorschriften gegeben werden, wie sich Gemeinden gegen solche Wanderprediger zu verhalten haben. Jeder Apostel, der kommt, soll wie der Herr selbst aufgenommen werden. Aber er darf nur Einen Tag bleiben, wenn nötig auch zwei Tage. Bleibt er aber drei Tage, so ist es ein Zeichen, daß er ein falscher Prophet ist. Zieht der Apostel weiter so soll man ihm nichts mitgeben als Brot, mit dem er bis zur Herberge reicht. Fordert er Geld, so ist er ein falscher Prophet. Sieht man hier, daß sich leider auch bald Betrüger einfanden, die nur darauf ausgingen, auf Kosten der Gemeinden ein Vagabundenleben zu führen, so gewinnt man andererseits auch den Eindruck, daß es solcher reisenden Apostel viele gab. Das Christentum war, man möchte fast sagen, eine Wanderreligion, und man begreift jetzt noch besser seine rasche Verbreitung

allerdings vorwiegend in den Städten. Doch berichtet uns Origenes aus etwas späterer Zeit ausdrücklich, daß die städtischen Gemeinden eigene Missionare aussandten, um das Evangelium auch auf den Dörfern zu predigen. Selbst an Predigt auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, damals überhaupt nichts ungewöhnliches, fehlte es nicht. Dann aber werden wir an das Wort des Herrn denken müssen von der selbstwachsenden Saat (Mark. 4, 26—28): „Das Reich Gottes hält sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft, und schläft und stehet auf Nacht und Tag, und der Same gehet auf und wächset, daß ers nicht weiß. Denn die Erde bringt von ihr selbst zum ersten das Gras, darnach die Ähren, darnach den vollen Weizen in den Ähren." Jeder Christ wird zum Missionar, zum Zeugen des Herrn, in dem er Trost und Frieden gefunden. Reisende Handwerker und Geschäftsleute (denken wir z. B. an Aquila und Priscilla, die in den Paulinischen Briefen so oft vorkommen) erzählen von dem erschienenen Messias, bringen von dem, was sich in Jerusalem zugetragen, Kunde. Andere ergänzen die Erzählungen. In den Häusern sammelt sich ein kleiner Kreis, es findet sich eine leitende Persönlichkeit, und der Kreis gestaltet sich zur Gemeinde aus. Gerade diese Verbreitung im Stillen war wohl das Wichtigste. Einer sagte es dem andern, wo er Frieden und Trost gefunden, der Arbeiter dem Arbeiter, der Sklave seinem Mitsklaven. Man teilte sich gegenseitig mit, was man gehört, oder was man schriftlich empfangen hatte, eine Evangelienschrift etwa oder einen Apostelbrief. Die Empfänglichkeit dieser Kreise auf der einen Seite, die zündende, man möchte sagen, ansteckende Kraft des Christentums auf der andern Seite, das sind neben der Wirksamkeit der Apostel und apostolischen Männer die bei der Verbreitung des Christentums besonders in Anschlag zu bringenden Faktoren.

Damit ist auch schon angedeutet, in welchen Kreisen die Predigt von dem Gekreuzigten zunächst Aufnahme fand. „Sehet an unseren Beruf," schreibt St. Paulus 1 Kor. 1, 26. 27, „nicht

viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Edle, nicht viel Gewaltige sind berufen, sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu schanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete, das hat Gott erwählet, daß er zu schanden mache, was etwas ist." „Nicht viel" — einzelne aus höheren Ständen mochten sich auch schon frühe herzufinden. Wenigstens haben die neueren Forschungen in den Katakomben zu Rom, die Entdeckung von christlichen Grabkammern, deren reiche künstlerische Ausschmückung wohl noch dem zweiten Jahrhundert angehört, es wahrscheinlich gemacht, daß das Christentum schon früher und in stärkerem Maße, als man bisher geglaubt, auch in den vornehmeren römischen Familien Eingang gefunden haben muß. Die große Mehrzahl waren aber doch geringe Leute. Noch gegen Ende des zweiten Jahrhunderts spottet Celsus darüber, daß Wollarbeiter, Schuster und Gerber die eifrigsten Christen sind. Die Armen waren es vor allen, die auch als die Armen im Geist sich dem Evangelio von dem armen Jesus, der viele reich macht, erschlossen. Die Gedrückten und Geplagten, die der antike Geist verachtet hatte, die arbeitenden Klassen, die Sklaven, waren es, die ihr Herz dem Worte vom Gottesreiche, als dem Reiche der Freiheit und des Friedens aufthaten. Oder wo sonst suchende Seelen waren, innerlich schon mit der antiken Weltanschauung zerfallen, Seelen, die weder der heidnische Kult, noch die heidnische Philosophie befriedigte, innerlich mühselige und beladene, die hatten ein offenes Ohr für die Predigt des Evangeliums.

Während dieses aber so die einen anzog, erregte es bei den anderen, und deren waren zunächst die unendliche Mehrzahl, Widerspruch und Haß. Zu fremd war hier den Heiden alles, zu sehr den Anschauungen widerstrebend, in denen sie sich von Kind auf bewegt, als daß sie im stande gewesen wären, es zu verstehen. Dem vornehmen gebildeten Römer

war diese ganze Gemeinschaft von Handwerkern und Sklaven viel zu verächtlich, und ihr Aberglaube galt ihm von vornherein als viel zu unsinnig, um sich überhaupt damit zu beschäftigen und auch nur einmal genauer nachzufragen, was denn eigentlich daran sei. So genau die Schriftsteller der Zeit auch sonst alles Bemerkenswerte sammeln, das Christentum wird bei ihnen bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts hinein kaum erwähnt. Plinius d. J. und selbst Tacitus, obwohl er die Neronische Verfolgung erzählt, halten es offenbar noch nicht der Mühe wert, sich um diesen allgemein verachteten Haufen von Menschen weiter zu kümmern. Daß sie im Grunde nichts Besseres verdient haben, als so verfolgt zu werden, gilt ihnen auch ohne Untersuchung für ausgemacht. Gerade da, wo noch etwas von echt römischem Geiste herrscht, ist der Widerspruch am heftigsten, denn christlicher Geist und römischer Geist stehen im schärfsten Gegensatze. In den Kreisen der Aristokratie konnte die Kirche am schwersten Boden gewinnen. Sie waren auch großenteils sittlich zu verkommen, um noch Sinn für ein Höheres zu haben. Wo aber noch ein besserer Geist waltete, wo man bestrebt war, altrömisches Wesen festzuhalten und wieder zu kräftigen, schloß dieses Streben von selbst einen Widerwillen gegen eine orientalische Religion in sich, die man ohne eingehende Prüfung mit zu „dem Abscheulichen und Unsinnigen" rechnete, was in Rom zusammenfloß, zu den Neuerungen, die beseitigt werden mußten, um den Staat und das Volksleben auf altüberliefertem Grunde wieder zu heben.

Die Stimmung der mittleren Volksschichten lernen wir aus dem feinsinnigen Gespräche kennen, das Minucius Felix unter dem Titel Octavius zur Verteidigung des Christentums geschrieben hat. Cäcilius, der darin das Heidentum verteidigt, vertritt in seinen Anschauungen einen damals wie immer großen Kreis von Menschen, die mit einer gewissen Bildung ausgestattet, gleichwohl die Sachen nicht in der Tiefe zu fassen vermögen, sondern nur auf der Oberfläche. Konservativ ihrer

Gesinnung nach halten sie an der Religion fest, in der sie geboren sind, nicht aus Wahl, nicht aus Neigung, sondern aus Wohlanständigkeit, aus Liebe zur Ruhe. Man rechnet es zum guten Ton, darüber nicht viel zu disputieren. Man ist kein Träumer, kein Mystiker, im Gegenteil man zweifelt auch, spottet wohl gar etwas, läßt aber doch nicht gern an dem Hergebrachten rütteln und echauffiert sich leicht über die, welche in Religionssachen Neuerungen machen, ist auch gleich bei der Hand, jede Absurdität zu glauben, die solchen Leuten nachgesagt wird. Nichts erregt am Christentum mehr den Zorn des Cäcilius, als daß es im Besitz der gewissen Wahrheit sein will. Oft genug wiederholt er, daß man nichts Gewisses wissen könne. „Welche Kluft ist zwischen der menschlichen Schwachheit und der Erforschung göttlicher Dinge! Wir können nicht erkennen, was über uns im Himmel schwebt, noch was in unterirdischen Abgründen versteckt liegt." Dann aber hält er doch trotz seiner Skepsis an dem Hergebrachten fest. „Ist nicht," so lautet sein letztes Wort, „da es nichts Gewisses giebt in der Natur als den Zufall, die Tradition der Väter der ehrwürdigste und beste Führer auf dem Wege der Wahrheit? Folgen wir der Religion, die sie uns überliefert haben, beten wir die Götter an, die wir von Kindheit an zu fürchten gewohnt sind, und mit denen wir von jung auf in vertrauter Bekanntschaft stehen, und hüten wir uns, über sie zu streiten." Das dünkt ihm das Sicherste und Nützlichste. Die Nützlichkeit der alten Religion, daran hält er sich, da nun einmal über die Wahrheit nicht entschieden werden kann. „Weil alle Nationen darin übereinstimmen, daß sie die unsterblichen Götter anerkennen, obwohl eine dichte Wolke ihren Ursprung verhüllt, so kann ich bei dieser allgemeinen Übereinstimmung die gottlose Kühnheit oder Weisheit dieser Neuerer nicht ertragen, welche eine so alte, so nützliche, so heilsame Religion zerstören wollen." Gewiß standen viele so. Man hing nicht mehr mit dem Herzen an der alten Religion, aber man wagte auch nicht, geradezu mit ihr zu brechen; man

zweifelte wohl, man rechnete es zur Bildung, es mit dem alten Glauben nicht gerade genau zu nehmen, spottete auch gelegentlich darüber, das gehörte so zum guten Ton, aber zuletzt hielt man doch am Alten fest. Es fehlte die Energie, die dazu gehört, um ein Neues zu ergreifen.

Dazu kam, allen anstößig, die gedrückte Lage der Christen. Es gehörte viel dazu, sich diesen verachteten, verfolgten Menschen anzuschließen. Was man öffentliche Meinung nennt, bestimmt sich zumeist nach dem Erfolg. Der Christengott hatte bisher wenig Erfolge aufzuweisen. Die römischen Götter, ja die hatten Rom groß gemacht, in unzähligen Schlachten Sieg gegeben, die Weltherrschaft der Tiberstadt zu Füßen gelegt. Aber dieser Christengott? Weshalb nahm er sich seiner Gläubigen denn nicht an? Weshalb ließ er sie so verachten und mit Füßen treten? Mochten die Christen sich dem gegenüber auf die Zukunft berufen, mochten sie auf den Tag der endlichen Erlösung und Vollendung des Gottesreiches, auf die Auferstehung und die künftige Seligkeit hinweisen, das verschlug bei den Heiden nichts, weil die Gegenwart so trübe war. „Wer ist der Gott," fragt Cäcilius, „der den Toten helfen kann, während er für dir Lebenden nichts thut? Befehlen, herrschen die Römer nicht ohne ihn? Beherrschen sie nicht die Welt und euch auch?" „Der größte und beste Teil von euch ist eine Beute der Armut und der Kälte, nackt und hungrig. Euer Gott leidet das und scheint es nicht zu wissen. Er kann oder will den Seinen nicht helfen, er ist ohnmächtig oder ungerecht." Eine Argumentation, die gewiß durchschlagen mußte bei Heiden, denen die Gegenwart alles war, und deren Kultus zuletzt darauf hinauslief, von ihren Göttern zum Lohn für ihre eifrige Verehrung etwas zu erlangen.

Je weniger man das Christentum kannte, und je fremder und den bisherigen Anschauungen widersprechend hier alles war, desto leichter brachten Unverstand und Haß die seltsamsten Gerüchte auf, und je widersinniger diese waren, desto leichter

nur fanden sie Eingang nicht bloß bei dem großen Haufen, der allezeit leichtgläubig ist, sondern auch in weiteren, auch in maßgebenden Kreisen.

Ganz unfaßbar war den Heiden schon die geistige Gottesverehrung der Christen. Ohne Tempel und Bilder, ohne Altäre und Opfer konnte sich kein Heide einen religiösen Kultus denken. Hatten die Christen das alles nicht, so konnten sie auch keinen Gott haben. Zwar redeten sie von einem unsichtbaren, allgegenwärtigen Gott, aber das war den Heiden unbegreiflich. „Welche Absurditäten," ruft Cäcilius aus, „bilden sich diese Christen ein! Von dem Gott, den sie nicht sehen und keinem zeigen können, erzählen sie, daß er allgegenwärtig sei, daß er komme und gehe, daß er die Handlungen der Menschen, ihre Worte, ja ihre geheimsten Gedanken kenne und beurteile. Sie machen aus ihm einen Spion, einen unbequemen Polizeimann, der immer in Bewegung ist. Wie kann er sich denn mit jedem einzelnen beschäftigen, wenn er von dem Ganzen der Dinge hingenommen ist? oder wie kann er dem All genügen, wenn er für jeden einzelnen ganz da ist?" Ein unsichtbarer Gott war für die Heiden gar kein Gott. Deshalb erschienen ihnen die Christen als Gottlose, als Atheisten. Hinweg mit den Atheisten! war der gewöhnliche Ruf der Volkswut in den Verfolgungen. Oder weil die Christen nun doch irgend einen Gott haben mußten nach den Gedanken der Heiden, so übertrug man auf sie, was man schon den Juden nachgesagt hatte, man sagte, sie beteten einen Eselskopf an. So war zu Tertullians Zeit ein Bild verbreitet, eine Gestalt mit Eselsohren darstellend, mit einer Toga bekleidet, ein Buch in den Händen, und darunter stand: „Der Gott der Christen." So hat man erst kürzlich in den Ruinen der Kaiserpaläste zu Rom, in einem Raume, der wahrscheinlich als Wachtstube der Soldaten gedient hat, ein rohes mit Kohle an die Wand gezeichnetes Bild gefunden, das einen am Kreuze hängenden Mann mit einem Eselskopfe darstellt, und darunter steht mit schlechten griechischen Buchstaben:

„Anaxamenos betet seinen Gott an.“ Offenbar ein Spott der Soldaten über einen christlichen Kameraden.

Noch Schlimmeres als das sagte man den Christen nach. Ihre enge Verbindung mit einander, ihre Bruderliebe, ihr festes Zusammenhalten bis in den Tod glaubte man nur daraus erklären zu können, daß sie zu einem geheimen frevelhaften Bunde durch schauerliche Eide und noch gräßlichere Gebräuche sich verbunden hätten. In ihren Versammlungen, bei den Liebesmahlen, so erzählte man sich mit Grausen, werde Menschenfleisch gegessen und Menschenblut getrunken. „Über die Weihe der Neulinge,“ berichtet Cäcilius, „ist die Erzählung so verabscheuungswürdig wie bekannt. Ein Kind mit Opferkorn zugedeckt, um Unvorsichtige zu täuschen, wird den Neophyten vorgesetzt. Dieses Kind wird vom Neuling, der durch die Oberfläche des Korns zu gleichsam unschuldigen Stichen ermuntert wird, durch blinde und verborgene Wunden getötet. Dessen Blut, o Sünde, schlecken sie gierig auf, seine Glieder verteilen sie wetteifernd, durch diese Hostie werden sie verbündet, durch diese Mitwissenschaft des Verbrechens zu gegenseitigem Stillschweigen verpflichtet.“ Nach der Mahlzeit, hieß es weiter, und wenn sie sich berauscht, werde ein an den Leuchter gebundener Hund durch das Hinwerfen eines Bissens zum Sprunge gereizt, im Sprunge reiße er das Licht um, und in der so entstehenden Finsternis werde die greulichste Unzucht begangen, und die wildeste Orgie gefeiert. Auch gebildete und denkende Heiden wie der Redner Fronto unter Marc Aurel, ja wie es scheint der Kaiser selbst, glaubten solchen Gerüchten, und die, welche ihnen keinen vollen Glauben beimaßen, meinten doch, „ohne jede Grundlage der Wahrheit werde die Sage nicht das Gottloseste, nur mit Verschämtheit zu Meldende von ihnen berichten.“

Aber auch abgesehen von diesen Gerüchten, die sich doch mit der Zeit als völlig ungegründet erweisen mußten, wenn sie auch durch manches Jahrzehend geglaubt wurden und oft genug die Volkswut anstachelten, ja auf die Maßregeln der Obrigkeit

selbst Einfluß übten, galten die Christen den Heiden als ein allem menschlich Großen, Schönen und Edlen abholdes, aller Humanität feindliches, menschenhasserisches Geschlecht. Der Ursprung ihrer Religion ist barbarisch, alle Wissenschaft wird von ihnen verachtet. „Solches wird von ihnen geboten," schreibt Celsus: „Kein Gebildeter komme heran, kein Weiser, kein Kluger, denn als Böses gilt dieses bei uns; sondern wenn einer unwissend ist, ungebildet und unverständig, wenn einer unmündig ist, der komme getrost heran." Ihre Lehrer, behauptet er, predigen: „Sehet zu, daß nicht etwa einer von euch Wissenschaft erfaßt! Schlimm ist Wissenschaft, Wissenschaft führt ab von der Gesundheit der Seele, vor Weisheit gehen sie zu Grunde." Da die Christen genöthigt waren, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen, da sie an den Vergnügungen der Heiden nicht teilnahmen, deren Interessen nicht teilten, so galten sie als unbrauchbar fürs Leben, als ein lichtscheues, finsteres Geschlecht. Ihr Leben erschien den Heiden freudlos und düster. „Wir," sagt ein Heide, „verehren die Götter mit Frohsinn, mit Gastmählern, Gesängen und Spielen, ihr aber verehrt einen gekreuzigten Menschen, welchem, die dieses alles genießen, nicht gefallen können, der die Freude verschmäht und die Vergnügungen verdammt." Auch was die Christen redeten von einem Gericht über die Gottlosen, von den ewigen Höllenstrafen, galt als Beweis ihres Menschenhasses. Sie sind dem Heiden Cäcilius „eine bejammernswürdige, verbotene, verzweifelte Rotte," die sich gegen alles Gute und Schöne verschworen hat, eine „schlupfwinklige, lichtscheue Nation, stumm im öffentlichen Leben, geschwätzig in den Winkeln. Die Tempel verachten sie wie Leichenbrandstätten, sie speien aus gegen die Götter, sie belachen die Gottesdienste, sie bemitleiden, sie die selber Bemitleidenswerten, die Priesterschaft. Auf Ehren und Purpur sehen sie hoch herunter, indes sie selbst halb nackend laufen. In ihrer wunderbaren Thorheit und unglaublichen Frechheit verachten sie die gegenwärtigen Qualen, während sie Ungewisses und Zukünftiges

fürchten, und, indem sie vor dem Sterben nach dem Sterben Angst haben, ängstigen sie sich einstweilen vor dem Tode nicht. So schmeichelt ihnen die trügerische Hoffnung mit dem Troste des Wiederauflebens." Die Sorge der Christen um ihre Seligkeit war ja den Heiden ganz unverständlich, ja lächerlich, und so waren die Christen in ihren Augen zugleich die unsinnigsten und elendesten Menschen, weil sie um zukünftiger und ganz ungewisser Dinge willen, um einem eingebildeten Übel zu entgehen und eine eingebildete Seligkeit zu erlangen, auf die gewissen handgreiflichen Güter und Genüsse dieser Welt verzichteten. „Ihr seid in ängstlicher Erwartung (es sind wieder Worte des Cäcilius) und Bekümmernis und enthaltet euch ehrbarer Freuden, sehet keine Schauspiele an, wohnet keinen Aufzügen bei, fehlet bei öffentlichen Gastmählern; gegen Wettkämpfe, gegen Speisen und Getränke, deren Anbruch den Altären gespendet und gegossen ist, habt ihr Abscheu. Nicht mit Blumen bekränzt ihr das Haupt, ihr ehret den Leib nicht mit Wohlgerüchen, Salben behaltet ihr den Leichen vor, die Kränze verweigert ihr auch den Gräbern, bleiche zitternde Menschen, des Mitleids würdig, aber des Mitleids unserer Götter. So stehet ihr Elenden weder auf, noch lebet ihr einstweilen." Gewiß, hätte Cäcilius mit dem letzten Satze Recht, so hätte er überhaupt ein Recht, die Christen die elendesten Menschen zu nennen. Denn hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, sind wir nicht durch die Auferstehung Christi wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung, so sind wir ja wirklich die elendesten unter allen Menschen. (1 Kor. 15, 19.)

Das Gefährlichste für den Christen war, daß diese Vorwürfe auch eine politische Seite hatten, oder daß sie doch leicht nach der politischen Seite gewendet werden konnten. Eben weil das öffentliche Leben ganz vom Heidentum durchzogen war, mußten die Christen sich von demselben zurückziehen. Ihr Verhalten gegen den Staat war überall durch das Gebot bestimmt: „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn

willen," „jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat," aber mehr, als sie sich selbst dessen bewußt waren, standen sie doch innerlich im schärfsten Gegensatz gegen diesen Staat, und ihr Verhalten ihm gegenüber konnte für jetzt doch nur ein negatives sein. Ihre Interessen lagen anderswo als im römischen Staate und in dessen Größe und Ehre. „Nichts," gesteht Tertullian einmal ganz offen, „liegt uns ferner als das öffentliche Wesen." Sie mieden den Kriegsdienst und die öffentlichen Ämter. Mußte doch der Soldat den Opfern beiwohnen, und gehörte es doch auch zur Pflicht des Beamten, den Kultushandlungen vorzustehen. Deshalb hieß es: „Ihr seid ein träges Geschlecht, unbrauchbar und unthätig in Staatsgeschäften, da es doch dem Manne ziemt, für das Vaterland und den Staat zu leben." Während die heidnische Religion durchaus national ist, tritt das Christentum (ein für die Heiden ganz unsinniger Gedanke) als universale Religion auf, als eine Religion für alle Völker. Auch die Nichtrömer, auch die Barbaren, die Christum bekennen, sind dem Christen Brüder. Der Vorwurf lag nahe genug: Ihr seid selbst Nichtrömer, ihr seid Feinde des Staats. Das Christentum erschien den Heiden als durchaus antinational, und die in ihrem Glauben fest zusammenhaltende und gegen andere Menschen sich abschließende Gemeinde als eine gefährliche Faktion im Staate. Wurde des Kaisers Geburtstag gefeiert, so blieben die Häuser der Christen in den illuminierten Städten dunkel, ihre Thüren waren nicht bekränzt. Wurden zu Ehren irgend eines Triumphs Spiele gegeben, kein Christ ließ sich im Zirkus sehen oder im Amphitheater. Dem Kaiser Weihrauch zu streuen, dem Bildnisse des Kaisers Huldigungen darzubringen, beim Genius des Kaisers zu schwören, galt dem Christen als Abfall zum Götzendienst. Natürlich waren sie Majestätsverbrecher, Feinde des Kaisers. Für die Römer war der ewige Bestand Roms eine unumstößliche Wahrheit. Wie oft erscheint Rom auf Münzen als „die ewige Stadt." „Ihnen," sagt Jupiter bei Virgil, „setze ich weder

Ziel noch Zeiten, die Herrschaft ohne Ende habe ich ihnen gegeben." Die Christen redeten von einem Untergang der ganzen Welt, also auch Roms, ja erwarteten dieses Ende bald, und freuten sich darauf als auf eine Erlösung. Sie hofften auf ein anderes besseres Vaterland, und betrachteten dieses irdische nur als eine Fremde. So waren sie vaterlandslose Leute; ja man warf ihnen vor, daß sie auf den Untergang Roms sännen. Mochten sie sich dem gegenüber noch so oft darauf berufen, daß sie gehorsame, friedfertige Unterthanen seien, daß sie in ihren Gemeindeversammlungen und in ihren Häusern für den Kaiser fleißig beteten, daß sie pünktlich ihre Steuern zahlten, was half es ihnen? Hier lag in Wirklichkeit ein Gegensatz, der zu blutigen Konflikten führen mußte.

Alle Staaten des Altertums haben im Grunde etwas Theokratisches, Rom nicht zum wenigsten. Wie das Staatsleben überall von Religion durchzogen ist, so ist auch das religiöse Leben ein Stück des politischen Lebens. Es ist Bürgerpflicht, die vaterländischen Götter zu ehren und in religiösen Dingen ebenso wie in allen übrigen den Gesetzen des Staates zu gehorchen. Das menschliche Leben geht nach allen Seiten im staatlichen auf, der Staat umfaßt und regelt alle seine Gebiete. Der Heide vermag sich gar nicht vorzustellen, daß es irgend ein Gebiet des menschlichen Lebens geben kann, auf das sich die Macht des Staates nicht erstreckt. Ihm ist es gänzlich unverständlich, daß ein Mensch mit Berufung auf sein Gewissen, um Gottes willen, um Gott gehorsam zu sein, irgend einem Gesetze, einer Ordnung des Staates den Gehorsam verweigern zu müssen glauben kann. Der Staat selbst ist ihm sozusagen Gott und seine Gesetze göttlicher Art. In Rom gipfelt dieser theokratische Zug im Kaiserkult. Was für Götter sonst der Mensch auch verehren mag, das ist seine Privatsache, darin ist der Staat überaus tolerant, aber den Kaisergott muß er verehren, das ist seine Bürgerpflicht. Das crimen laesae majestatis, das Verbrechen, die Majestät des Kaisers zu verletzen, und das

crimen laesae publicae religionis, das Verbrechen die öffentliche Religion zu verletzen, hängen aufs engste mit einander zusammen. In diesem Sinne trafen alle jene Vorwürfe wirklich zu. Das Christentum war in der That für den Römer antinational, staatsfeindlich, kaiserfeindlich, nichtrömisch, eine Opposition gegen die Staatsreligion und damit gegen den Staat selbst; und so lange der Staat nicht auf andere Grundlagen gebaut wurde, so lange konnte er nicht anders, er mußte das Christentum als eine verbotene Religion behandeln und verfolgen. „Non licet esse vos," ihr habt kein Recht zu existieren, das ist der immer wiederholte Ruf gegen das Christentum. „Ihr steht außerhalb der gesetzlichen Ordnung," damit beginnt Celsus sein Buch gegen die Christen und stellt sozusagen das Todesurteil dem Prozeß voran. Die Gerichtsverhandlungen gegen die Christen, wie sie uns in zahlreichen Märtyrerakten vorliegen, immer kommen sie an diesem Punkte zur Entscheidung, daß die Christen sich weigern, dem Kaiser göttliche Ehre zu erweisen. „Du mußt unsern Fürsten lieben," ruft der Prokonsul, um nur ein Beispiel aus vielen zu geben, dem Märtyrer Achates zu, „wie es sich für einen Menschen geziemt, der unter den Gesetzen des römischen Staates lebt." Achates antwortet: „Von wem wird der Kaiser mehr geliebt als von den Christen? Wir bitten unaufhörlich für ihn um ein langes Leben, um ein gegen seine Völker gerechtes Regiment, um Frieden während seiner Regierung, um das Glück der Heere und des ganzen Erdkreises." „Gut," erwidert der Prokonsul, „aber um deinen Gehorsam zu beweisen, opfere mit uns zu seiner Ehre." Darauf erklärt Achates: „Ich bete zu Gott für meinen Kaiser, aber ein Opfer zu seiner Ehre darf weder gefordert noch gewährt werden. Wer dürfte einem Menschen göttliche Ehre erweisen!" Auf diese Erklärung wird er zum Tode verurteilt. Diese eine Akte ist typisch für alle. Der heidnisch-römische Staat, so lange er eben dieser heidnisch-römische Staat war, konnte nicht anders, als die Christen verfolgen.

Indem diese dem Kaiser göttliche Ehre verweigerten, leugneten sie eigentlich den Staat in seinem tiefsten Grunde. Umgekehrt, hätten die Christen in diesem Stück gehorcht, so hätten sie das Christentum in seinem tiefsten Grunde verleugnet. Hier liegt ein Konflikt, der keine Ausgleichung zuläßt, der nur durch einen Kampf auf Leben und Tod weggeschafft werden kann. Erst als der Kaiser sich selbst vor dem höchsten Gott beugte, erst als das Christentum selbst Grundlage des Staates wurde, hatte die Verfolgungszeit ihr Ende erreicht.

Urteilen wir nicht ungerecht über die Kaiser, welche die Christen verfolgten, über die Richter, welche ihnen das Todesurteil sprachen; machen wir aus ihnen nicht, wie es die späteren Märtyrersagen (nicht die alten echten Märtyrerakten, so viele ihrer uns erhalten sind) thun, fanatische und blutdürstige Wüteriche. Die Richter handeln nur den bestehenden Gesetzen gemäß und thun das in den bei weitem meisten Fällen kühl, ruhig, ohne Leidenschaft, wie Männer, die nur ihre Pflicht erfüllen. Unter den Kaisern giebt es auch solche, die, wie Nero und Domitian, dieses Stück Nero an Grausamkeit, wie Tertullian sagt, aus Grausamkeit und Blutdurst zu Verfolgern werden, aber die meisten ließen sich doch von edleren Motiven leiten. Sie erkannten, die Kaiser des zweiten Jahrhunderts mehr instinktiv, die des dritten schon mit klarem Blicke, die Gefahr, welche dem römischen Staate von dem neuen Geiste des Christentums drohte, und strebten ihn dagegen zu schützen. Wir müssen zugestehen, sie täuschten sich darin nicht. Das Christentum war in der That eine dem bisherigen römischen Staate feindliche Macht; dieser neue Geist, der die Christen beseelte, mußte den alten Staat zerstören. Daß in dem Christentum zugleich erneuernde, den Staat verjüngende Kräfte lagen, das konnten sie noch nicht erkennen. Es wäre ungerecht, von den Kaisern des zweiten Jahrhunderts die That Konstantins zu fordern. Sie wäre ja auch nach allen Seiten hin verfrüht gewesen.

Machen wir uns überhaupt von dem ganzen Kampfe keine unrichtige Vorstellung. Er war nicht, wie spätere Zeiten in ganz ungeschichtlicher Weise ihn denken, ein fanatischer Glaubenskampf in ununterbrochenem Wüten gegen den neuen Glauben. Ein Glaubenskampf war er nur auf Seiten der Christen, die litten und starben für ihren Glauben. Auf Seiten der Heiden war er das höchstens in seiner letzten Periode. Darin liegt von Anfang an die Schwäche des Heidentums und die Stärke des Christentums. Nicht die Priester, die Kaiser führen den Kampf, die Kaiser kämpfen aber nicht für ihren Glauben, gerade die eifrigsten Verfolger sind vorwiegend heidnisch ungläubig, während die heidnisch gläubigen die Christen oft in Ruhe lassen; sie kämpfen nicht für ihre Götter und deren Altäre, die waren ihnen meist ebenso gleichgültig wie der Christengott; sie kämpfen für die bestehende Staatsordnung, und nicht dahin geht ihr Streben, die Christen wieder zum heidnischen Glauben zu bekehren, sondern sie zur Unterwerfung unter die bestehende Ordnung zu zwingen. Zwar die Christen haben sich niemals zur Empörung gegen den Staat hinreißen lassen. Verachtet, verfolgt, mißhandelt, lehnen sie sich doch nie auf, erweisen sich allenthalben den Staatsgesetzen gehorsam, geben den Kaisern die ihnen gebührende Ehre. Aber in dem Einen Stücke konnten sie nicht gehorchen, daß sie den Götzen gedient, dem Kaisergott Weihrauch gestreut hätten, und in diesem Einen Stücke kam eben zu Tage, daß in dem Christentum der Keim einer ganz neuen staatlichen und sozialen Ordnung lag. Das ist der Charakter des Kampfs, den zu überschauen wir uns anschicken, er ist ein Kampf des antiken Geistes gegen den christlichen Geist, der alten heidnischen Weltordnung gegen die neue christliche Weltordnung.

Gewöhnlich zählt man 10 Christenverfolgungen, unter Nero, Domitian, Trajan, Hadrian, Marc Aurel, Septimius Severus, Maximinus Thrax, Decius, Valerian und Diokletian. Diese althergebrachte Zählung ist aber eine sehr äußerliche und läßt

den Verlauf des Kampfes durchaus nicht erkennen. Die Verfolgungen erscheinen hier als willkürliche Akte einzelner Kaiser, als ob die einen das Christentum verfolgt, die andern es anerkannt hätten. Anerkannt ist das Christentum in dieser ganzen Zeit niemals. Traten auch Zeiten verhältnismäßiger Ruhe ein, so blieb doch das Christentum dem Rechte nach eine verbotene Religion. Sodann erweckt die einfache Aneinanderreihung der Verfolungen den Schein, als wären sie alle derselben Art gewesen, während doch in der That die Neronische Verfolgung etwas ganz anders ist, als die Verfolgung unter Trajan und seinen Nachfolgern, und diese wider etwas ganz anders, als die unter Decius und Diokletian. Die erste wirkliche und allgemeine, auf systematische Unterdrückung der Kirche angelegte Verfolgung ist die unter Decius. Die Verfolgung unter Trajan und seinen Nachfolgern besteht nur in mehr oder minder häufigen Prozessen gegen einzelne Christen, wobei das geordnete Gerichtsverfahren in Anwendung kam, und nur die bestehenden Gesetze mehr oder minder scharf gegen die Christen geltend gemacht wurden. Endlich die Verfolgungen unter Nero und Domitian sind nur Ausbrüche persönlicher Grausamkeit und tyrannischer Laune.

Damit habe ich schon die drei Perioden angedeutet, in denen der Kampf verläuft.

Oben bereits ist dargelegt, wie streng die römischen Gesetze gegen Fremdkulte waren. Zu diesen gehört auch das Christentum, es war danach von vornherein eine verbotene Religion. Die christlichen Gemeinden waren verbotene Gesellschaften (collegia illicita). Die Teilnahme an verbotenen Gesellschaften wurde streng bestraft. Es traf die Mitglieder dieselbe Strafe wie diejenigen, welche mit den Waffen in der Hand öffentliche Plätze oder Tempel besetzen, die Strafe der Majestätsverbrecher, d. h. sie konnten je nach dem Urteil des Richters enthauptet, den wilden Tieren vorgeworfen oder verbrannt werden. Wären diese strengen Gesetze sofort rücksichtslos auf das junge Christen-

tum angewandt, dann hätte es sofort dem Angriffe erliegen müssen. Aber abgesehen ganz von dem oben erwähnten Umstande, daß die Römer eine gewisse Scheu trugen, die Gesetze gegen Fremdkulte überhaupt streng anzuwenden, kamen dem Christentum zwei Umstände zu Hülfe und gewährten ihm wenigstens soweit Schutz, daß es zunächst erstarken konnte, bis es dem offenen Angriff gewachsen war. Einmal nämlich konnten sich die Christen selbst unter den Schutz der Gesetze über die collegia flüchten. Zu den erlaubten Kollegien gehörten die Begräbnisgesellschaften, Genossenschaften meist ärmerer Leute, die sich zusammenthaten, um ihren Mitgliedern durch regelmäßige Beiträge ein anständiges Begräbnis zu sichern, und dann auch an den Begräbnißplätzen die üblichen gottesdienstlichen Feiern bei der Beerdigung und an den Gedächnistagen der Verstorbenen zu halten. Nicht bloß beweisen die ausgedehnten Katakomben in Rom und anderswo, daß die Christen für ihre Gräber den gesetzlichen Schutz genossen, auch manche andere Spuren finden sich, daß sie wirklich bemüht waren, durch möglichsten Anschluß an die bezüglich der Begräbnisgesellschaften geltenden Ordnungen und üblichen Bräuche sich dieses Schutzes zu versichern. So konnten sie, ohne von den Heiden gestört zu werden, nicht nur ihre Toten sicher bestatten, sie konnten auch unter dem Schutze des Gesetzes selbst zusammenkommen, Sammlungen für die Armen veranstalten und namentlich an den Begräbnisstätten ihren Gottesdienst halten.

Wichtiger noch als dieser Umstand, der doch mehr den Toten als den Lebenden Schutz gewährte, war der andere, daß die Heiden in der ersten Zeit die Christen noch nicht von den Juden zu unterscheiden vermochten. Die Christengemeinden galten den Römern noch immer als Judengemeinden und blieben so nicht nur unbehelligt, sondern mehr als einmal war es das römische Recht, das der jungen Kirche Schutz bot gegen den fanatischen Haß der ungläubigen Juden. Paulus beruft sich mit Erfolg auf sein römisches Bürgerrecht, und in Korinth

weist der Prokonsul Gallio die Juden mit ihrer Anklage gegen Paulus von seinem Richterstuhl ab mit der Erklärung, daß er nicht gesonnen sei, über ihre Streitfragen zu richten.

Andererseits überkamen die Christen damit auch die Verachtung und den Haß, der auf den Juden in größtem Maße lastete, und dieser Haß nahm nicht ab, sondern nur zu, als den Heiden doch bald genug, wenigstens in den großen Städten, die Erkenntnis aufging, daß zwischen Juden und Christen ein Unterschied bestehe. Die Juden selbst, die allenthalben die Christen aufs heftigste befeindeten, sorgten dafür, klar zu stellen, daß die Christen nicht zu ihnen gehörten. Zunächst erschienen diese selbst den Heiden nur als eine Partei der Juden, und zwar als die gefährlichste und verwerflichste Partei dieser verächtlichen und unsinnigen Menschen, und wo daher die Grausamkeit und Mordlust eines Kaisers wie Nero nach diesen Christen griff, um sie büßen zu lassen, was sie nicht verschuldet, da konnte er der Zustimmung des großen Haufens gewiß sein. Auch sonst mochte der Eifer eines Statthalters, der sich damit dem Kaiser zu empfehlen dachte, oder ein Ausbruch der Volkswut noch hie und da ein Opfer fordern, zu einer systematischen Verfolgung der Christen kam es in dieser Periode noch nicht. Noch deckte die Christen die Unbekanntschaft der Heiden mit dem wahren Wesen der neuen Religion, noch war außerdem für die in ihrer vollen Macht dastehende heidnische Welt der Gegner zu unbedeutend, als daß man ihn groß hätte achten können.

Anders wurde es, als mit der Zerstörung Jerusalems und dem völligen Untergange des jüdischen Staates die das Christentum schützende Hülle fiel, als den Heiden nun nicht mehr verborgen bleiben konnte, daß das Christentum ein tertium genus, eine dritte Religion neben Heidentum und Judentum war, und als gleichzeitig um den Anfang des zweiten Jahrhunderts diese Religion sich so mächtig verbreitete, daß den römischen Staatsmännern zum erstenmal der Gedanke kam,

sie könne dem Staate gefährlich werden. Jetzt war eine bestimmte Stellungnahme ihr gegenüber nicht länger zu umgehen, und diese findet ihren Ausdruck in dem Reskripte Trajans an den Plinius, in welchem der Kaiser genaue Vorschriften erteilt über das gerichtliche Verfahren gegen die Christen. Damit beginnt die zweite Periode des Kampfes, denn für die folgenden anderthalb Jahrhunderte ist die Verordnung Trajans im Wesentlichen maßgebend geblieben. Man versucht es, dem Anwachsen der Kirche durch Anwendung der geltenden Gesetze im geordneten Gerichtsverfahren Schranken zu ziehen. Inzwischen wächst aber das Christentum, und schon unter Marc Aurel zeigt sich, daß diese Mittel zu seiner Unterdrückung nicht genügen, schon müssen sie in solchem Umfange angewendet werden, daß die Verfolgung, an manchen Orten wenigstens, eine allgemeine wird.

Das alles ist doch nur erst Vorbereitung des Entscheidungskampfes. Dieser entbrennt erst da, wo die Frage auftaucht, auf was der Staat gegründet werden soll, auf das restaurierte Heidentum mit Vernichtung des Christentums oder auf das Christentum mit Aufgeben des Heidentums. Erst der innerhalb des Heidentums selbst sich vollziehende Umschwung, der schon oben als Restauration des Heidentums bezeichnet wurde, auf der einen Seite und die großartige Entwicklung der christlichen Kirche auf der andern Seite bringt die Gegner in die Stellung zu einander, in der die Entscheidungsschlachten geschlagen werden. Mit Decius beginnen die allgemeinen Verfolgungen, die auf völlige Unterdrückung des Christentums abzielen. Waren alle Kämpfe bis dahin nur sozusagen Einzelgefechte gewesen, nun entbrennt der Kampf auf der ganzen Schlachtlinie, auf beiden Seiten werden alle Kräfte aufgeboten, das jetzt fanatisch gewordene Heidentum macht die letzten Anstrengungen, und der Kampf endet erst mit dem vollen Siege des Kreuzes.

2. Die Neronische Verfolgung.

Nicht viel mehr als drei Jahrzehende sind seit dem ersten Pfingstfeste, dem Geburtstage der christlichen Kirche, verflossen, da erfolgt bereits ihr erster blutiger Zusammenstoß mit dem römischen Staate. Er erfolgt bezeichnend genug in Rom, in der Welthauptstadt selbst, und kein geringerer als der Kaiser ist es, der das Signal giebt zu einem Kampfe, der noch manchem seiner Nachfolger auf dem Throne der Cäsaren schwere Sorgen bereiten sollte, bis, wieder vor den Thoren Roms, an der Milvischen Brücke, die Legionen des ersten christlichen Kaisers unter dem Zeichen des lang verfolgten Kreuzes den entscheidenden Sieg erfechten, der dem Kampfe ein Ende macht.

Wann die Predigt des Evangeliums zuerst nach Rom gekommen ist, wissen wir nicht. Gewiß wird es schon früh geschehen sein. Der Verkehr Roms mit dem Orient war ein sehr lebhafter, zahlreich kamen Schiffe von Antiochien und der Küste von Kleinasien, und auf einem derselben wird auch wohl der erste Bekehrte, für uns namenlose Jude nach Rom gekommen sein, welcher der zahlreichen dortigen Judengemeinde die Kunde zutrug von dem erschienenen Messias, dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus. Die früheste allerdings etwas unsichere Spur davon findet sich in der Nachricht des Sueton über die auch Apostelg. 18, 1 erwähnte Vertreibung der Juden unter dem Kaiser Claudius. Sueton giebt nämlich als Grund dieser Vertreibung an, die Juden hätten auf Antrieb eines gewissen Chrestos beständige Unruhen erregt. Der Chrestos, den Sueton für einen damaligen Anführer der Juden zu halten scheint, kann doch wohl nur Christus sein, wie denn die Wortform Chrestos statt Christus öfter vorkommt. Es war der Kampf um den erschienenen oder noch zu erwartenden Christus, der die Judengemeinde erregte. Auch die römische Judengemeinde nahm an der Unruhe teil, die jetzt in steigendem Maße die ganze jüdische Welt ergriff. Hatten sie den wahren Messias

verworfen, so schauten die Juden nur um so schwärmerischer nach einem Messias aus, wie sie ihn erwarteten, einen Messias, der das römische Joch zerbrechen sollte. Von der pharisäischen Partei geschürt flammte der Fanatismus immer höher auf. Schon zogen sich im heiligen Lande die Wolken zusammen zu dem furchtbaren Wetter, welches bald über das unglückliche Land hereinbrechen sollte, und auch die Vertreibung der Juden aus Rom war ein Symptom des herannahenden Sturms. Kehrten sie auch bald wieder zurück, so waren sie den Römern doch von nun an in steigendem Maße verdächtig und, während es bis dahin zur Tradition des Julischen Hauses gehört hatte, ihnen besondere Gunst zuzuwenden, traf sie jetzt auch von oben her mancherlei Ungunst.

Unterdessen mehrte sich die Zahl der Christen merklich. Manchem mochte es gegangen sein, wie Aquila und Priscilla, die als Juden auszogen und als Christen zurückkehrten. Gewiß haben gerade die beiden eben genannten, die Paulus im Römerbriefe (Röm. 16, 3) an erster Stelle grüßen läßt, viel zur Gründung und Mehrung der römischen Gemeinde beigetragen. Paulus findet bei seiner Ankunft in Rom schon eine bedeutende Gemeinde vor, und durch seine Arbeit, während er als Gefangener zwei Jahre in einer Mietwohnung lebte, wuchs sie noch ansehnlich. Ganz konnte sie den Heiden schon als besondere Gemeinde nicht verborgen bleiben, und mochten sie dieselbe immer noch als eine Fraktion im Judentum betrachten, als solche wurde sie jetzt doch auch schon angesehen. Freilich war die Folge davon nur noch größerer Haß, noch tiefere Verachtung. Die Christen erschienen den Heiden als die gefährlichste Fraktion des Judentums, noch unsinniger, noch feindseliger gegen alles römische Wesen, gegen alles was in ihren Augen groß, edel und gut war, als die übrigen Juden. Das Judentum war doch noch eine Nationalreligion, das Christentum ganz antinational, und diese antinaltionale Religion fraß mit ihren Aberglauben unter den niederen Ständen rasch um sich. Sie

widersprach allem, was man bisher für heilig gehalten, und ließ sich nur erklären als selbst aus dem Hasse gegen alles Menschliche hervorgegangen. Die dem Christentum feindlichen Juden schürten, so viel sie konnten, den Widerwillen und Haß der Heiden gegen die Christen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie besonders die schrecklichen Gerüchte über die Christen ausbreiteten und unterhielten, die jetzt schon auftauchten und nur zu leicht geglaubt wurden, die Gerüchte von den Greueln, welche die Christen in ihren geheimen Versammlungen treiben sollten, von Menschenfleischessen und Unzucht.

Die so erregte feindliche Stimmung des Volks gegen die Christen bildet den Hintergrund der ersten Verfolgung, der Neronischen, die, wie oben schon bemerkt, eigentlich noch keine Verfolgung im späteren Sinne ist, sondern nur ein augenblicklicher roher Ausbruch des Hasses, deshalb freilich nur um so blutiger und grausamer.

In der Nacht vom 18. auf den 19. Juli 64 (es war, worauf der Aberglaube besonderes Gewicht legte, derselbe Tag, an welchem einst die Gallier Rom angezündet hatten) brach in Rom eine große Feuersbrunst aus. In den Krambuden am Zirkus, in denen auch viele Juden ihren Handel trieben, war das Feuer entstanden, und hier, wo viele Brennstoffe aufgehäuft lagen, fand es seine erste Nahrung. Dann ergriff es den Zirkus mit seinen hölzernen Gerüsten und Sitzen, und vom Winde gepeitscht verbreitete es sich mit rasender Schnelligkeit weiter. Alle Anstrengungen der Feuerwehr und der Soldaten, die mit Kriegsmaschinen die Häuser niederrissen, um dem Feuer die Nahrung zu entziehen, waren vergeblich. Sechs Tage und Nächte wütete das Element, bis man endlich weit weg von seinem Ursprungsorte, an der Mauer des Servius Tullius, da wo die Gärten des Mäcenas lagen, seiner Herr wurde. Noch nicht genug. In einem andern Stadtteile brach das Feuer abermals aus und wütete wieder drei Tage. Von den vierzehn Regionen Roms blieben nur vier ganz verschont. Die

Weltstadt war ein großer Trümmerhaufen. Das Unglück war unermeßlich groß.

Wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu gehen pflegt, forschte man in leidenschaftlicher Erregung dem Ursprunge des Feuers nach, und im Volke entstand der Verdacht, der Kaiser Nero selbst habe den Brand angestiftet. Man wollte gesehen haben, daß Menschen Feuerbrände in die Häuser geschleudert und das Löschen verhindert hätten, und dabei sollten sie erklärt haben, es geschehe das auf kaiserlichen Befehl. Andere wollten diese Brandstifter bestimmt als kaiserliche Diener erkannt haben. Noch andere erzählten, Nero selbst habe sich an der Schönheit des Feuermeers ergötzt; auf dem Turme des Mäcenas stehend, habe er dem Brande zugeschaut, und in seinem bekannten Bühnenaufzuge dazu ein Gedicht über den Brand Trojas deklamiert. Ob an diesen Gerüchten etwas Wahres ist, möchte heute kaum noch mit Sicherheit auszumachen sein. Eine unbefangene Geschichtschreibung wird es mindestens für höchst unwahrscheinlich erklären müssen, daß Nero, der sich übrigens gar nicht in Rom, sondern in Antium aufhielt und erst zurückkehrte, als das Feuer seinen Palast zu ergreifen drohte, wirklich der Brandstifter gewesen ist. Aber so viel ist gewiß, das Gerücht fand Glauben; Nero wurde beschuldigt, zu seinem Vergnügen die Welthauptstadt angezündet zu haben. Es half auch nichts, daß er während des Brandes hin- und herlaufend die Löscharbeiten leitete und dazu antrieb, daß er nach dem Brande in wahrhaft großartiger Weise sich des Volkes annahm und den Wiederaufbau der Stadt förderte. Auch Opfer, die er bringen ließ, Sühnungen und Weihungen, die er vornahm, waren vergeblich. Das Gerücht erhielt sich trotz alledem. Der Wut des Volkes mußte ein Opfer gebracht werden, und zu diesem Opfer wurden die Christen ausersehen. Nero, sagt Tacitus, schob als Schuldige die Christen unter.

Daß gerade diese ausersehen wurden, ein Verbrechen, wenn eines vorlag, zu sühnen, dem niemand so fern stand wie sie,

darf nicht wundernehmen. Sie waren durch Schandthaten verhaßt, erschienen also des Verbrechens ebenso fähig als der Strafe wert. Dazu kam, worauf neuerdings hingewiesen ist, daß auf Juden (und die Christen galten noch als Juden) sich leicht der Verdacht lenken ließ. Am Zirkus, wo sie ihre Krambuden hatten, war der Brand entstanden, und die Stadtteile, die sie bewohnten, gehörten zu den wenigen vom Feuer verschonten Teilen der Stadt. Unter den Juden erschienen aber wieder die Christen als die schlimmsten und durch die stets wachsende Zahl ihrer Anhänger gefährlichsten. Indem man sie büßen ließ, hatte man zugleich den Vorteil, sich ihrer zu entledigen. Möglich auch, daß die christenfeindlichen Juden den Verdacht von sich ab auf diese ihnen zumeist Verhaßten zu wälzen wußten. Ob etwa die Judenfreundin Poppäa Sabina, Neros Gemahlin, ihre Hand im Spiele gehabt hat, muß dahinstehen. Nachrichten haben wir darüber nicht, und was französische Geschichtschreiber erzählen von einer Intrigue Poppäas gegen die Geliebte Neros, Acte, die eine Christin gewesen sein soll, ist ein aus einzelnen, völlig unzulänglichen Andeutungen herausgesponnener Roman. Genug, es wurden einzelne eingezogen und diese gestanden. Was? und wie? erfahren wir nicht. Vielleicht nur, daß sie Christen seien, wenn auch eine Teilnahme an der Brandstiftung, so waren die das gestanden entweder keine Christen, oder die Folter erpreßte ihrer Schwachheit unwahre Geständnisse. Über der Sache liegt in dem Berichte des Tacitus ein Schleier, und dieser Schleier wird nicht erst von dem Geschichtschreiber, sondern bereits von denen, welche die Sache untersuchten, darüber geworfen sein. Der Präfekt Tigellinus, der gegen die Octavia, Neros unschuldige Gattin, die nötigen Zeugen beizubringen wußte, um sie aller Schandthaten zu überführen, wird auch hier nicht in Verlegenheit gewesen sein. Auf das Zeugnis der zuerst Eingezogenen hin wurde dann weiter nach Christen gefahndet. Es folgten massenhafte Einkerkerungen, und konnte man die Gefangenen auch nicht der Brand-

stiftung überführen, so doch, wie Tacitus mit eisiger Kälte berichtet, des allgemeinen Menschenhasses. Das reichte aus; von solchen Leuten durfte man ja das Schlimmste annehmen und sie als Brandstifter behandeln, auch wenn der Beweis dafür nicht zu erbringen war.

So folgte denn ein Mordfest, wie es Rom, das doch an Mord damals reichlich gewöhnt war, noch nicht gesehen. Die angeblich Schuldigen einfach hinzurichten war zu wenig; je grausamer man sie behandelte, desto schuldiger erschienen sie ja. So wandte man die gräßlichsten Martern an und ersann neue Todesarten, sie zu quälen. Die ans Kreuz geschlagen und so im Tode dem Herrn gleich wurden, durften sich noch glücklich schätzen. Andere wurden, in die Felle von wilden Tieren eingenäht, von Hunden zerrissen. Noch andere dienten in der Art, wie wir oben davon gehört, bei Schaustellungen. Wenn Clemens Romanus in seinem Briefe an die Korinther erinnert: „Um Eifers willen wurden die Weiber Danae und Dirke verfolgt und schreckliche und unheilige Martern erduldend, haben sie den sicheren Lauf des Glaubens vollendet und, obwohl geschändet am Leibe, doch einen ehrlichen Lohn empfangen," so haben wir eine Scene aus dieser Verfolgung vor uns. Christinnen wurden als Danae und Dirke im Schauspiel aufgeführt, und ohne Zweifel geschah derjenigen, welche die Dirke vorstellte, was dieser der Sage nach geschehen sein sollte, wirklich, sie wurde an einen wütenden Ochsen gebunden zu Tode geschleift. Aber die Krone des ganzen Festes bildete erst der Abend. In Neros Gärten war das Volk versammelt, glänzende Spiele zu schauen. Rund umher loderten Pechfackeln auf, die Dunkelheit zu erhellen. Es waren Christen, die mit Werg überzogen und mit Pech begossen, an Kienpfähle gebunden, wie Fackeln angezündet wurden und brannten. So schildert sie Juvenal, der dem Schauspiel wohl selbst beigewohnt, wie sie

„leuchten am Kienpfahl,
„Wo mit durchbohrter Brust Aufdampfende stehen und brennen."

Dazwischen fuhr Nero auf seinem Wagen umher als Wagenlenker in phantastischem Aufzuge, und das Volk jubelte vor Lust.

Das ist der Anfang der Christenverfolgungen, gleichsam die flammende Pforte, durch welche die Christen auf den Kampfplatz treten, auf dem sie nun drittehalb Jahrhunderte hindurch für ihren Glauben zu streiten, zu bluten, zu sterben berufen sind. Die erste Verfolgung ist noch kein aus religiösen oder staatlichen Maximen hervorgegangener planmäßiger Versuch zur Unterdrückung des Christentums, sondern nur der rohe Ausdruck des Hasses, den sich Nero zu Nutzen macht. Das Heidentum hat vom Christentum noch gar nichts begriffen. Dieses erscheint den Heiden nur als ein ganz Fremdes, allem Bestehenden und Hergebrachten völlig Widersprechendes; die Christen gelten als Menschen, die jedes Menschliche hassend, selbst nichts als Haß verdienen, und gegen die daher alles erlaubt ist, gegen die man jede Rücksicht der Menschlichkeit aus den Augen setzen darf. Nun konnten die Christen wissen, was ihrer wartete. Das Heidentum hat es durch die That öffentlich erklärt, daß das Christentum nicht zu dulden ist, daß es als etwas Menschenfeindliches, etwas Unmenschliches vernichtet werden muß. Nun konnten aber auch die Heiden wissen, was sie von den Christen zu erwarten hatten. Still duldend lassen diese alles über sich ergehen. Die Heldenzeit der christlichen Kirche hat begonnen, ein Heldentum nicht des Handelns, sondern des Leidens, aber eines Leidens, das mächtiger ist, als alles Handeln.

Daß gerade Nero es ist, der grausamste und blutdürstigste aller Kaiser, der den Reigen der Christenverfolger eröffnet, ist gewiß bezeichnend. Es begreift sich, weshalb die Verteidiger des Christentums später oft darauf zurückgewiesen haben, daß ein Nero die Verfolgung begonnen, und ebenso, wie die Sage aufkommen konnte, Nero sei der Antichrist und werde als solcher am Ende der Tage wiederkommen. In der That, hier steht Christentum und Antichristentum so schroff einander gegenüber, wie es erst am Ende der Zeiten wieder einander entgegentreten wird. Da sehen wir die Christengemeinde noch in ihrer ursprünglichen Einfalt und Reinheit, noch von Aposteln geleitet,

lebendig im Glauben, thätig in Liebe, bei aller Schwachheit und Gebrechlichkeit, die auch damals nicht fehlt, doch in Wahrheit die Heiligen, die der Heiligung nachjagen, in ihrer Bruderliebe alle umfassen, für ihren Glauben alles zu dulden bereit; und ihnen gegenüber steht ein Kaiser, mit dem Blute so vieler Unschuldiger, mit dem Blute des Bruders, der Gattin, der eigenen Mutter befleckt, in Ausschweifungen und allen Lastern der Wollust taumelnd, ihnen gegenüber ein entartetes Volk, ein Pöbel, nur nach Brot und Spielen gierend. Und während jene, des schändlichsten Verbrechens beschuldigt, unschuldig in Todesqualen sich winden, als Fackeln am Kienpfahl auflodern, prunkt der Kaiser umher schauspielerhaft, eitel, zeigt seine Kunst als Wagenlenker, und ein in Sinnenlust berauschter Pöbel jauchzt ihm zu.

In der Welthauptstadt ist Heidentum und Christentum zum erstenmale zusammengestoßen. Der Kampf hat begonnen. Die Art, wie er begonnen, läßt keinen Zweifel darüber zu, auf wessen Seite der Sieg sein wird. Von denen, die damals gefallen sind, kennen wir nur zwei mit Namen, die hohen Apostel St. Petrus und St. Paulus. Der Judenapostel und der Heidenapostel, deren Wege im Leben oft auseinander gegangen sind, im Tode haben sie gemeinsam den Einen Herrn gepriesen, der mit jenem kräftig gewesen ist zum Apostelamt unter die Beschneidung, und mit diesem kräftig unter die Heiden. (Gal. 2, 8.) Die übrigen, deren verstümmelte, verkohlte Glieder man, nachdem das Mordfest vorüber war, in die gemeinsame Grube warf, werden geringe Leute gewesen sein, Handwerker und Sklaven, namenlos im Leben, namenlos im Tode. Aber der Seher hat ihre Seelen geschaut, unter dem Altar ruhend eine kleine Weile, „bis daß vollends dazu kämen ihre Mitknechte und Brüder, die auch noch sollten ertötet werden, gleichwie sie" (Offenb. Joh. 7, 11), und durch das ganze Buch der Offenbarung braust das Hallelujah! über den Sieg, den diese namenlosen Leute sterbend erfochten, des endlichen Sieges sichere Bürgschaft.

Zweites Kapitel.

Die Christen vor Gericht.

Matth. 10, 17. 18: Sie werden euch überantworten vor ihre Rathäuser und werden euch geißeln in ihren Schulen. Und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen, zum Zeugnis über sie und über die Heiden.

1. Der Trajanische Christenprozeß.

So furchtbar die neronische Verfolgung in Rom selbst wütete, im wesentlichen wird sie sich doch auf die Hauptstadt beschränkt haben. Damit ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß die Art, wie der Kaiser selbst gegen die Bekenner des neuen Glaubens vorging, auch da, wo diese in den Provinzen schon mehr hervortraten, die Aufmerksamkeit auf sie hinlenkte, und hie und da mögen auch die Provinzialbehörden eingeschritten sein. Wenigstens hören wir von einem Märtyrer Antipas in Pergamus, dessen Zeugentod (Offenb. 2, 13) wohl in diese Zeit fällt. Die Verfolgung war wie ein plötzlicher Sturm, der rasch vorüberbrauste. Die, welche den Häschern Neros entgangen waren, werden sich eine Zeit lang verborgen haben, dann kamen sie wieder hervor, und die Entflohenen kehrten zurück ohne beunruhigt zu werden. Bezeugt doch Tacitus ausdrücklich, das Schicksal der von Nero ermordeten Christen habe, obwohl sie das Äußerste zu leiden verdient, doch Teilnahme erregt, als ob sie nicht zum öffentlichen Nutzen, sondern um der Grausamkeit eines einzelnen zu frönen, vernichtet worden wären. Weitere

Folgen hatte die That Neros nicht, als daß der Zeugenmut der Gefallenen den Glauben der Überlebenden stärkte, und ihr Beispiel zu um so größerem Eifer ermunterte. Die Verbeitung des Christentums wurde dadurch nicht aufgehalten, sondern nur gefördert.

Erst unter Domitian hören wir wieder von Verfolgungen. In erster Linie trafen diese freilich die Juden. Diese mußten seit der Zerstörung Jerusalems und des Tempels ihre frühere Tempelabgabe, den Didrachmos, an den Kapitolinischen Jupiter zahlen, und dieser Leibzoll wurde oft mit Härte und Grausamkeit eingetrieben, da manche Juden sich weigerten, dem heidnischen Gott eine Steuer zu entrichten. In die daraus entstehenden Konflikte wurden die Christen, namentlich die Juden-Christen vielfach verwickelt, denn noch immer wußten die Heiden zwischen Juden und Christen nicht bestimmt zu unterscheiden. Außerdem wird erzählt, daß manche wegen Abfalls von der Staatsreligion zum Judentum, oder wie die Anklage auch lautet, wegen Gottlosigkeit verurteilt wurden. Selbst seinen eigenen Vetter Flavius Clemens und dessen Gemahlin Flavia Domitilla verurteilte der Kaiser. Flavius Clemens wurde kurz nach Ablauf seines Konsulatjahres 96 hingerichtet, Flavia Domitilla nach der Insel Pandateria verbannt. Der Geschichtschreiber Sueton nennt den Clemens einen Mann von „verächtlicher Trägheit." Daß dahinter die Beschuldigung des christlichen Glaubens liege, und somit dieser Clemens als Märtyrer anzusehen sei, gilt gegenwärtig vielen als ausgemacht. Allein ältere Zeugen wissen davon nichts, und mir will es doch kaum möglich vorkommen, daß die Kirche, wenn sie wirklich schon damals einen Konsular zu ihren Märtyrern zählte, das so ganz sollte vergessen haben. Jedenfalls stoßen wir hier auf die früheſten Spuren, daß das Christentum auch in den höheren Ständen Boden zu gewinnen anfing. Zum erstenmale scheint auch in den machthabenden Kreisen des Christentums wegen eine gewisse Besorgnis aufgetaucht zu sein. Hegesippus berichtet,

daß Domitian davon gehört habe, in Palästina lebten noch Verwandte Jesu, Nachkommen des Davidischen Königshauses. Er sei darüber erschrocken und habe sie (zwei Enkel des Judas, des Bruders Jesu) vor sich entboten. Als sie ihm aber berichteten, daß sie zusammen nur einen Grundbesitz von 9000 Denaren an Wert besäßen und diesen selbst bearbeiteten, wie sie durch die vorgezeigten Schwielen in ihren Händen darthaten, als sie ihm auch auf seine Frage nach dem Königreich Christi bezeugten, daß dieses ein Reich nicht von dieser Welt sei und erst am Ende aller Dinge kommen werde, habe der Kaiser sie wieder entlassen, ohne ihnen ein Leids zu thun. Die Verfolgungen gingen übrigens rasch vorüber. Schon Domitians Nachfolger, Nerva, rief die Verbannten zurück und ließ ihnen, zum Teil aus seinem Privatvermögen, ihr konfisziertes Eigentum zurückerstatten.

Mit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts tritt nun aber eine große Veränderung in der Lage der Christen ein. Auch für heidnische Augen sichtbar, hat sich jetzt die Loslösung des Christentums vom Judentum vollzogen.

Durch die Zerstörung Jerusalems ist dem äußerlichen Bestande des jüdischen Volkstums ein Ende gemacht. Der Tempel ist gefallen, die Opfer haben aufgehört. Ohne Tempel, ohne sichtbaren Mittelpunkt, ohne täglichen Opferdienst weiß das Judentum, das zäheste aller Volkstümer, dennoch seinen Bestand zu wahren, auch nachdem der Aufstand unter Bar Cochba blutig niedergeschlagen, und damit die letzte Hoffnung auf Wiedergewinnung des alten Bestandes zerstört ist. Es konsolidiert sich jetzt als das eigentliche Judentum, wie wir es im wesentlichen noch heute vor uns sehen. Ohne lokalen Mittelpunkt über die Erde zerstreut, ohne das Band, welches bisher im Tempeldienst gegeben war, wird das Judentum von nun an nur durch das gemeinsame Gesetz, durch die in dem jetzt gesammelten Talmud begründete Lehreinheit zusammengehalten. Damit vollzieht sich seine definitive Scheidung vom Christentum

Das Talmudische Judentum hat alle Fäden, die es bisher noch mit dem Christentum verbanden, abgeschnitten. Von jetzt an erschallt täglich dreimal in den Synagogen der furchtbare Fluch über die Abtrünnigen, die Christen. Übertritte vom Judentum zum Christentum werden zu seltenen Ausnahmen, während die Heiden in immer größerer Zahl der Kirche zuströmen. Die Reste der Judenchristen verkümmern, gehen in die heidenchristlichen Gemeinden spurlos auf, oder werden häretisch und von der Kirche ausgeschieden. Die Kirche findet in der Heidenwelt fast ausschließlich das Feld ihrer Arbeit und Verbreitung. Sie ist ganz heidenchristlich geworden. So war es denn auch nicht mehr möglich, die Christen mit den Juden zu verwechseln. Fortan gelten sie den Heiden als ein genus tertium, wie sie oft genannt werden, als ein drittes neben Heidentum und Judentum. Damit büßte das Christentum den Schutz ein, den es bisher als vermeintlich jüdische Sekte genossen hatte. Die junge Pflanze stand jetzt frei da, ohne die Hülle, die sie bisher bedeckt, allen Stürmen preisgegeben.

Dazu kam noch ein anderes. Der Sieg über die Juden war zugleich ein Sieg des Jupiter Capitolinus über Jehovah, der römischen Staatsreligion über das Judentum. Jedenfalls wurde er so aufgefaßt. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß beider Tempel fast um dieselbe Zeit zerstört wurden, der des Kapitolinischen Jupiter in den Straßenkämpfen gegen die Vitellianer, der Jehovahs durch Titus. Jener wurde glänzender noch wieder hergestellt, dieser blieb in seinen Trümmern liegen. Im Triumphzuge des Vespasian und Titus wurden die heiligen Geräte des Jehovahtempels zur Schau mitgeführt. An der Schwelle des Jupitertempels hielt der Zug eine Zeit lang stille, als sollte der sieghafte Gott sich an der Beute freuen; dann wurden die Geräte in den Tempel des Friedens gebracht. Die bisher für den Tempel in Jerusalem bezahlte Steuer mußten die Juden jetzt an den Tempel des Kapitolinischen Jupiters entrichten. In der That man feierte den Sieg wie einen Sieg

Jupiters, und dieser Sieg fand seinen vollen Ausdruck darin, daß nach der letzten Niederlage der Juden unter Hadrian an die Stelle Jerusalems eine römische Kolonie trat, die bezeichnend genug Aelia Capitolina heißt. Die neue Erstarkung der römischen Staatsreligion, die dieser Krieg mit sich brachte, ist um so bedeutsamer, als gleichzeitig auch das Reich wieder erstarkt nach außen und innen; Brittanien wird erobert, nach Osten die Grenze des Reichs noch hinaus gerückt. Das Imperium befestigt sich, mit Trajan beginnt eine glückliche Friedenszeit. Das so wieder erstarkte Reich beginnt nun auch den Kampf gegen das staatsfeindliche Christentum, und in dem Kampf gegen das Christentum setzt sich gewissermaßen der Kampf gegen das Judentum fort. Das jetzt erst zu voller Kraft kommende Imperium kann es nicht dulden, daß eine Religion sich ausbreitet, welche die Göttlichkeit des Imperiums, die Gottheit seiner Träger leugnet. Zwar erlaubt war das Christentum nie gewesen, aber noch fehlte es an allgemeinen Normen für das Verfahren gegen die Christen. Bei den Prozessen gegen sie verfuhr jeder Statthalter nach seinem Ermessen, der eine milder, der andere strenger. Es bedurfte einer allgemeinen Ordnung des Verfahrens um so mehr, als das Christentum, bis dahin ziemlich unbekannt, täglich mehr hervortrat. In einzelnen Provinzen war der Abfall von der Staatsreligion schon so sichtlich, daß die Tempel verödeten, und das Opferfleisch keine Käufer mehr fand.

Den nächsten Anlaß zur Regelung des Christenprozesses bot ein Bericht, den der Statthalter von Bithynien, Plinius der Jüngere, im Jahre 111 oder 112 an den Kaiser richtete. Als Plinius in die Provinz kam, war er in großer Verlegenheit, was er mit den gerade dort sehr zahlreichen Christen anfangen sollte. Menschen jedes Alters, jedes Geschlechts, jedes Standes erschienen vor seinem Richterstuhle. Sollte er auf Alter, Geschlecht und Stand Rücksicht nehmen, oder alle gleich behandeln? Sollte er einem Reuigen Verzeihung angedeihen lassen? oder sollte es einem, der einmal Christ gewesen war,

nichts helfen, wenn er seinem Glauben entsagte? Genügte, die Verurteilung zu begründen, der bloße Christenname, die bloße Thatsache, daß jemand Christ war, auch wenn ihm keine Verbrechen nachgewiesen werden konnten, oder sollten nur die mit dem Namen etwa verbundenen Verbrechen bestraft werden? Einstweilen verfuhr Plinius so, daß er die Angeklagen fragte, ob sie Christen seien? Gestanden sie das, so fragte er zum zweiten und dritten Male, indem er dabei mit der Todesstrafe drohte. Blieben sie hartnäckig, so ließ er sie hinrichten, denn es schien ihm, wie es sonst auch mit ihnen sich verhalten mochte, schon die Hartnäckigkeit an sich Strafe zu verdienen. Bald kamen aber noch andere Fälle vor und machten ihn noch verlegener. Es wurden anonyme Anklageschriften gegen Christen eingereicht. Sollte er solche annehmen? Diejenigen, welche er einziehen und befragen ließ, leugneten zum Teil, andere sagten, sie seien Christen gewesen, seien es aber jetzt nicht mehr. Um die Wahrheit dieser Aussage zu ergründen, ließ er ein Bild des Kaisers und Götterbilder herbeibringen und befahl den Angeklagten, Weihrauch zu streuen und Christo zu fluchen, denn er hatte vernommen, daß wirkliche Christen dazu durch nichts bewogen werden könnten. Da die Angeklagten der Forderung nachkamen, ließ er sie frei. Das Ergebnis seiner weiteren Nachforschungen, auch was er von einigen auf der Folter befragten Diakonissen über die neue Religion erfuhr, genügte ihm nicht. Er fand nur einen maßlosen Aberglauben; daß sie an einem bestimmten Tage zusammenkämen, Christo als einem Gotte Lieder zu singen, und sich durch einen Eid verpflichteten, nichts Böses zu thun, sondern das Böse, Diebstahl und Ehebruch, zu meiden und keinen zu betrügen. Dann hätten sie die Gewohnheit gehabt, wieder auseinander zu gehen, um abends zu einem Mahle sich zusammenzufinden, aber zu einem ganz unschuldigen Mahle. Dieses hätten sie jedoch unterlassen, seit die kaiserlichen Verbote wegen nächtlicher Zusammenkünfte bekannt geworden. Offenbar hatten die Christen, um sich ganz gehorsam zu zeigen,

die bisher abends gehaltenen Liebesmahle auf den Morgen verlegt. So wußte Plinius nicht, was er thun sollte, denn gehandelt mußte werden, weil der Aberglaube sich wie durch Ansteckung verbreitete und bereits von den Städten aufs Land gedrungen war, andererseits aber doch Hoffnung zu sein schien, wenn man mit Festigkeit Milde verband, und denen, die sich reuig zeigten, Verzeihung angedeihen ließ, den Aberglauben wieder auszurotten.

Der Kaiser billigte in seiner Antwort das bisherige Verfahren des Plinius im wesentlichen durchaus, und wenn er auch Vorschriften für alle Fälle zu geben ablehnte, so ordnete er doch folgendes für die Zukunft an: Aufgespürt werden sollen die Christen nicht, aber, wenn angeklagt und überwiesen, bebestraft werden, aber so, daß diejenigen, welche Christen zu sein leugnen und dieses dadurch beweisen, daß sie den Göttern opfern, selbst wenn Verdacht vorliegt, daß sie bisher Christen gewesen, in Anlaß ihrer Reue Verzeihung erlangen. Anonyme Anklageschriften sollen jedoch gar nicht angenommen werden, denn, schließt Trajan, das gäbe ein schlechtes Beispiel und paßte nicht für unser Jahrhundert.

Diese kaiserliche Verfügung wird von jetzt an für das Verfahren gegen die Christen maßgebend und bleibt es länger als ein Jahrhundert. Wir werden nicht leugnen können, daß sie, vom Standpunkte des Römers betrachtet, der Gerechtigkeitsliebe und Milde entspricht, die sonst dem Trajan nachgerühmt werden. Das Christentum erscheint ihm als ein hartnäckiger Widerspruch gegen die Staatsgesetze, und diesen glaubt er nicht ungestraft lassen zu dürfen. Dabei will er dann aber nicht bloß die Formen des Rechts streng gewahrt, sondern auch jede unnötige Härte und Grausamkeit vermieden wissen. Er behandelt die Christen als Verführte, denen er durch Milde den Weg zur Umkehr bahnen will. Auf diese Weise giebt sich Trajan der Hoffnung hin, es werde gelingen, dem verderblichen Irrtum, wenn auch nicht auf einmal, doch allmählich ein Ende

zu machen. Aber so klug das vom Standpunkte des Politikers geurteilt und gehandelt sein mochte, es war doch ein Irrtum. Die politisch-juridische Betrachtung reichte dieser Sache gegenüber nicht aus. Die Verfügung litt an einem inneren Widerspruch, der mit der Zeit zu Tage kommen und zu weiteren Schritten drängen mußte, und sodann (das ist die Hauptsache) der Kaiser hatte keinen Begriff von der Macht des Glaubens, mit dem er jetzt den Kampf vor seinen Gerichtshöfen eröffnete.

Schon in der alten Kirche ist die Beurteilung des Kaises Trajan eine schwankende gewesen. Bald gilt er als Verfolger der Gemeinde, bald als ihr Beschützer; sein Edikt wird einmal als Verfolgungsedikt, andererseits als Schutzedikt aufgefaßt. Es war in der That beides. Es ist ein Verfolgungsedikt, denn hier zum erstenmale gelangt es mit völliger Bestimmtheit zum Ausdruck, daß das Christsein an sich schon ein todeswürdiges Verbrechen ist. Von jetzt an trifft einen Christen, der vor Gericht als Christ angeklagt wird, auch wenn ihm sonst keinerlei Übelthaten nachgewiesen werden können, bloß deshalb, weil er ein Christ ist, falls er nicht seinen Glauben verleugnet, die Todesstrafe. Andererseits ist er aber doch nicht vogelfrei. Es bedarf einer förmlichen Anklage und eines gerichtlichen Verfahrens, um ihn zu verurteilen. Das Edikt ist insofern doch ein Schutzedikt, als die Christen nur auf dem Wege des geordneten Prozeßverfahrens bestraft werden konnten, und ihnen also der Schutz zur Seite stand, den das Gesetz auch den Verbrechern gewährte. Noch mehr. Auf anonyme Anklagen sollen sich die Statthalter nicht einlassen, und von Amtswegen aufgespürt sollen die Christen nicht werden. Fand sich also nur kein Ankläger, so konnten sie in Ruhe leben.

Aber hier tritt auch ein innerer Widerspruch der Verfügung selbst zu Tage. Tertullian hat in der That ein Recht auszurufen: „O welche verworrene Sentenz! Er verbietet sie aufzusuchen, als wären sie unschuldig, und gebietet sie zu bestrafen. als wären sie schuldig?“ Noch viel mehr lag ein Widerspruch

darin, daß die, welche sich als Christen bekannten, gestraft, die, welche ihren Glauben durch ein den heidnischen Göttern gebrachtes Opfer verleugneten, freigelassen werden sollten. Denn war es ein Verbrechen Christ zu sein, so war es auch ein Verbrechen Christ gewesen zu sein. Würde man denn einen Dieb frei lassen auf das Versprechen hin, nicht mehr stehlen zu wollen? Freilich dem Kaiser darf man daraus keinen Vorwurf machen. Seine Absicht ging auf Unterdrückung des Christentums. Darin verrät das Edikt kein Schwanken und enthält keinen Widerspruch. Mit völliger Klarheit war das Christsein als ein zu unterdrückendes Verbrechen bezeichnet. Aber er hoffte noch mit milderen Maßregeln auszukommen, so das Ziel der Unterdrückung um so sicherer zu erreichen. Da einzelne zur Verleugnung bereit gewesen waren, dachte man die Mehrzahl ebenso dazu bewegen zu können, die wenigen Hartnäckigen aber mit Strenge aus dem Wege zu räumen. Die Rechnung war falsch, weil man den Opfermut der Christen nicht mit in Ansatz gebracht hatte, weil man nicht wußte, daß das Blut der Märtyrer die Saat der Kirche ist.

Trotz der Milde des Dekrets war die durch dasselbe geschaffene Lage der Christen dennoch eine sehr schwierige. Zwar massenhafte Hinrichtungen kamen nicht vor. Was die Legende davon erzählt, ist eben Legende, die in diese Zeit überträgt, was erst einer späteren angehört. Wir haben sogar Ursache anzunehmen, daß die Zahl derer, die in diesen Zeiten für den Glauben starben, eine verhältnismäßig geringe war. Aber das Schwert hing sozusagen jeden Augenblick über ihrem Haupte. Verbergen konnten sie ihren Glauben ohne Verleugnung nicht. Jeder Schritt forderte ein Bekenntnis, und aus jedem Bekenntnis konnte für sie eine Anklage erwachsen. Es brauchte sich nur jemand zu finden, der aus religiösem Eifer oder auch um einer Privatrache zu genügen, sie anzeigte, so konnte ihnen der Prozeß gemacht werden. Es werden uns Beispiele erzählt, daß das Verhalten der Christen den Götterbildern gegenüber

oder bei öffentlichen Festen Ursache zu Anklagen bot, daß Arbeiter ihre Mitarbeiter, daß Männer ihre Frauen anklagten. Eine heidnische Frau hatte sich bekehrt und entsagte als Christin ihrem früheren üppigen Leben. Nachdem sie vergebens versucht, ihren Mann für den Glauben zu gewinnen, da dieser vielmehr alles aufbot, sie in sein gottloses Leben mit hineinzuziehen, blieb ihr nichts übrig als sich von ihm zu sondern. Da ging der Mann hin und verklagte sie als Christin. Sie bekannte und litt für ihren Glauben. Andrerseits war es freilich auch nicht ungefährlich, als Ankläger eines Christen aufzutreten. Wer das wagte mußte ganz gewiß sein, daß der Christ seinen Glauben nicht verleugnen würde. That er das, so war er frei, und den Ankläger traf die Todesstrafe. Wurde der Christ überführt und verurteilt, so erhielt der Ankläger $^1/_4$ seines Vermögens. Das war ja ein Mittel zur Anklage zu reizen, aber freilich besaßen die Christen selten Vermögen.

Immerhin war und blieb die Lage der Christen eine unsichere. Gutgesinnte Statthalter gingen wohl bis an die äußerste Grenze der Milde, aber bestimmten Anklagen gegenüber konnten auch sie nicht anders, als nach den bestehenden Gesetzen verfahren; und hatten die Christen eine Zeit lang Ruhe gehabt, so konnte jeder Tag einen anders gesinnten Statthalter bringen, der mit der äußersten Strenge verfuhr. An verschiedenen Orten erwachte auch die Wut des Volkes gegen die Christen. Bei ihren Götterfesten, bei den Spielen, von Priestern oder umherziehenden Goeten angestachelt, von sinnlicher Lust berauscht, forderten die Heiden den Tod der Christen. Bei großen Unglücksfällen sollten sie es sein, die den Zorn der Götter erregt. Die Christen vor die Löwen! lautete dann der Ruf. Hatte doch das Dekret des Kaisers der Volkswut die Wege gewiesen, während es andererseits dem durch die scheußlichsten Gerüchte genährten Hasse nicht genug that. Es stempelte die Christen zu solchen, die kein Recht hatten, zu existieren, zu Staats- und Götterfeinden, und schwer konnte

man dem Volke den Tod dieser Staats- und Götterfeinde verweigern, wenn es denselben ernstlich forderte. Das ist der Zustand unter Trajan und seinen Nachfolgern. Die Verfolgung flackert bald hier, bald dort auf, bald heftiger, bald minder heftig, bald von strengeren Statthaltern, bald von der Wut des Volks angeregt, bald mehr in den festen Formen der gerichtlichen Verhandlungen, bald so, daß auf diese das stürmische Drängen des Volks einen bedenklichen Einfluß übte.

Zweierlei läßt sich dabei leicht erkennen. Einmal, daß die Verfolgung das Wachstum der Kirche nicht aufzuhalten vermochte. Schreckte sie auch Einzelne zurück, gelang es, Schwache abtrünnig zu machen, im ganzen erwiesen sich die Christen nach Tertullians Ausdruck als ein „allzeit zum Sterben bereites Volk." Von hervorragenden Persönlichkeiten, die den Märtyrertod in dieser Zeit erlitten, werden uns unter Trajan Simeon, Bischof von Jerusalem, und Ignatius, Bischof von Antiochien, genannt. Der erstere noch ein Verwandter Jesu, ein Sohn der Maria, Kleophas Weib (Joh. 19, 25), soll 120 Jahre alt, am Kreuze gestorben, der letztere nach Rom geschickt sein, um dort den wilden Tieren vorgeworfen zu werden. Auch unter Hadrian werden mehrere Märtyrer erwähnt. Der finstere Geist, der nach einem unruhigen Leben über den Kaiser kam, und ihn in seinen letzten Jahren zu Grausamkeiten verleitete, scheint ihn auch zu einzelnen Verfolgungsakten hingerissen zu haben, obwohl er sonst als gleichgültig gegen die Christen erscheint, die ihm ebenso lächerlich und thöricht vorkamen, wie andere Schwärmer. Unter ihm starb zum erstenmale, so viel wir wissen, ein römischer Bischof, Telesphorus, den Märtyrertod. Auch von dem Martyrium einer Mutter, ähnlich der makkabäischen, wird uns erzählt. Sie hieß Symphorosa. Ihr Mann Getulius und ihr Bruder Amatius waren schon als Blutzeugen hingerichtet, da wurde ihr und ihren sieben Söhnen die Wahl gestellt, zu opfern oder zu sterben. Sie blieb fest und antwortete: „Du glaubst mich durch Schrecken zu bekehren, da

ich doch nur den Wunsch hege, mit meinem Manne Getulius, den du um des Namens Christi willen getötet hast, in Frieden zu ruhen." Sie wurde ertränkt, und dann ihre sieben Söhne nach einander auf verschiedene Art getötet. In Asien hatte der Prokonsul Arrius Antoninus (der nachherige Kaiser Antoninus Pius) schon viele Christen verurteilt. Da erschienen eines Tages die Christen in solchen Scharen vor seinem Tribunal, daß er die Unmöglichkeit einsah, alle zu strafen. Er griff einzelne heraus, die andern entließ er mit den Worten: „Ihr Elenden, wenn ihr sterben wollt, habt ihr ja Abgründe und Stricke." Auch unter Antoninus Pius wurden die Christen hie und da beunruhigt.

Sodann sieht man deutlich, daß dieses prozessualische Vorgehen gegen die Christen immer weniger genügt. Wie die Zahl der Christen wächst, wächst auch die Wut des Volkes, und den gutgemeinten Bemühungen einzelner Statthalter und der Kaiser selbst gelingt es nicht, die Verfolgung streng in den Schranken des gerichtlichen Verfahrens zu halten. Von Hadrian besitzen wir ein Reskript an den Prokonsul von Asien, in dem er das vorgekommene tumultuarische Verfahren gegen die Christen rügt und einen geregelten Prozeß zur Pflicht macht. Wenn die Provinzialen Christen anklagen, sollen sie auch selbst vor dem Tribunal erscheinen und ihre Anklage begründen, bloßen Petitionen und dem Volksgeschrei soll aber nicht nachgegeben werden, damit nicht Unschuldige bestraft und Verleumdern Gelegenheit zu Erpressungen geboten werde. Darnach wurde denn auch von gewissenhaften Statthaltern verfahren. Vespronius Candidus ließ einen Christen frei mit der Bemerkung, es sei ungesetzlich, dem Geschrei der Menge nachzugeben. „Lebt doch," fügte er hinzu, „mit euern Mitbürgern in Frieden." Ein anderer, Pudens, zerriß einfach die Anklageakte, und erklärte, ohne einen bestimmten Ankläger könne er den Gesetzen gemäß den Menschen nicht verhören. Aber schon Antoninus Pius mußte neue ähnliche Reskripte erlassen. Namentlich in

Griechenland erhob sich eine heftige Verfolgung, in der Publius, der Bischof von Athen, umkam. Dorthin, nach Larissa und nach Thessalonich, erließ der Kaiser Reskripte, in denen er verbot, in dem Verfahren gegen die Christen Neuerungen einzuführen, der trajanische Prozeß solle streng innegehalten werden. Im ganzen mag das unter Antoninus Pius auch noch geschehen sein. Die Regierung dieses Kaisers war eine friedliche und glückliche, und besondere Anlässe, die Volkswut zu reizen, lagen nicht vor. Anders wird das unter Marc Aurel. Hat man mit Recht gesagt, daß unter den Antoninen der Strom der römischen Geschichte noch einmal wie ein stiller friedlicher See erscheint, um dann jäh dem Abgrunde zuzueilen, so spüren wir unter Marc Aurel bereits, daß die Wasser in rascheres Fließen kommen. Wir stehen an einem Abschnitte in der römischen Geschichte, der auch einen Abschnitt in dem Kampfe des Christentums bezeichnet.

2. Der wachsende Einfluß des Christentums.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Lage des Christentums, so erkennen wir bald, welche Fortschritte es gemacht hat. Zwar die Zahl der Christen auch nur nach ganz ungefährer Schätzung anzugeben, fehlt uns jeder sichere Anhalt. Angaben wie die bei Tertullian, die Christen Einer Provinz seien zahlreicher als alle römischen Armeen, was etwa auf 9 Millionen im ganzen Reiche führen würde, oder, Karthago müßte dezimiert werden, wollte man alle Christen strafen, sind als rhetorische Aussprüche ganz wertlos. So zahlreich waren die Christen sicher noch lange nicht. Ihre Zahl mochte auch in den verschiedenen Gegenden eine sehr verschiedene sein. Im Osten war die Kirche ohne Zweifel weiter fortgeschritten als im Westen. Wird sie doch um diese Zeit in Ostsyrien fast schon zur Volkskirche. Dort zum erstenmale gewinnt das Christentum einen Thron unter Abgar Bar Manu (152—187), dessen Münzen zuerst das

Kreuzeszeichen tragen. Daß die Christen sonst, und je weiter nach Westen zu, desto mehr, noch immer die ganz entschiedene Minorität bildeten, braucht nicht erst gesagt zu werden. Aber solch ein kleiner verachteter Haufe aus den unteren ungebildeten Ständen wie im Anfange des Jahrhunderts, waren sie gegen Ende desselben doch nicht mehr. Bereits zählten sie auch Angesehenere, Reiche, wissenschaftlich Gebildete zu ihren Gliedern. Schon unter Hadrian traten Aristides und Quadratus im Philosophenmantel zu ihnen über, dann Justin, der die heidnische Philosophie in allen Schulen studiert hatte, der Rhetor Miltiades, der Sachwalter Minucius Felix in Rom, der gelehrte und sprachgewandte Athenagoras, der „in wissenschaftlicher Beziehung hochberühmte" Stoiker Pantänus in Alexandrien. Der Kampf mit dem Heidentum wird jetzt auch in der Litteratur begonnen. Hatte das Christentum sich bis dahin mehr in der Stille ausgebreitet, hatten seine Anhänger „ein stummes, nur in den Winkeln geschwätziges Volk", wie die Heiden spotteten, die Verteidigung nur schweigend und duldend geführt, jetzt treten in klassischer Wissenschaft geschulte, der Sprache mächtige Männer auch in Schriften dafür auf. Die ersten apologetischen Versuche fallen unter Hadrian; aus den Zeiten der Antonine besitzen wir bereits eine reiche apologetische Litteratur, die uns zeigt, welche Fortschritte das Christentum auch nach dieser Seite macht. An den frommen Kaiser Antonin und an seinen wahrheitsliebenden Adoptivsohn Marc Aurel wendet sich Justin, um für die „ungerecht Gehaßten und Verfolgten" von der Frömmigkeit und Wahrheitsliebe der Herrscher Gerechtigkeit zu fordern. An den Senat und das ganze Volk der Römer richtet er seine zweite Apologie mit rücksichtsloser Offenheit, obwohl er weiß und vorhersagt, daß es ihm den Tod bringen wird, die gerechte Sache zu verteidigen. Andere, wie Athenagoras, wenden sich ebenfalls an die Kaiser oder auch unmittelbar (denn auch jene an die Machthaber gerichteten Apologien waren ja zugleich für weitere Kreise bestimmt) an das Publikum, wie Theophilus von

Antiochien in seiner Schrift an den Autolycus und Minucius Felix, der erste, der in lateinischer Sprache, in dem schönen Gespräche Octavius, das Christentum verteidigt. Hatten jene es mehr auf Umstimmung der Staatsleiter, so diese mehr auf die Belehrung ihrer heidnischen Leser abgesehen.

Die nächste Aufgabe der Apologeten war, die Vorwürfe zu widerlegen, welche dem Christentum gemacht wurden, zu zeigen, daß die Christen weder Atheisten sind, wie man ihnen nachsagte, noch solcher Greuel schuldig, wie das Gerücht von thyesteischen Mahlzeiten und ödipodeischen Vermischungen ihnen andichtete, noch endlich Feinde der Kaiser und des Staates. Dann galt es überhaupt die Vorurteile zu beseitigen, welche die Heiden gegen den neuen Glauben hegten. Dieses konnte nur dadurch geschehen, daß man die Heiden mit dem neuen Glauben bekannt machte, denn aus Unkenntnis gingen die Vorurteile ja meist hervor. Deshalb legen die Apologeten offen dar, welches die Lehren und Grundsätze, die Sitten und Bräuche, welches das ganze sittliche Verhalten der Christen ist. Aus der Erfüllung der Weissagungen, aus der Vortrefflichkeit der christlichen Lehre, aus den Wirkungen des Glaubens im Leben, dem reinen Wandel der Christen, ihrer Liebesthätigkeit, ihrem stillen Dulden und todesmutigen Sterben suchen sie die Wahrheit des Christentums darzuthun. Dann aber gehen sie auch zum Angriff über. Die Apologie wird zur Polemik. Die Thorheit des Götzendienstes, die Sittenlosigkeit der Götter, die von liederlichen Künstlern angefertigt, von zuchtlosen Menschen gehütet werden, die Unsittlichkeit der Mythen, aus denen die Lektüre der Heiden besteht, die Unsittlichkeit der Kunst, die auch das Schamlose zur Augenweide hinstellt, die Frucht, die davon im Leben der Heiden sich zeigt, das selbst ein Pfuhl von Unsittlichkeit ist: das alles wird den Heiden offen und scharf vorgehalten. Aber dabei allein bleiben die Apologeten doch nicht stehen. Sie kennen nicht bloß die vom Christentum abgewandte, sie kennen auch die dem Christentum zugewandte Seite des Heidentums. Nicht

die Kluft zwischen Christentum und Heidentum möglichst weit und klaffend zu machen ist ihr Streben, sondern das Christentum dem Heidentum möglichst nahe zu bringen. Deshalb suchen sie nach Ahnungen des Christentums im Heidentum, nach Ähnlichkeiten zwischen den Lehren der Weltweisen und denen des Christentums, nach Typen und Weissagungen auf dieses mitten in der Heidenwelt. Es klingt uns zwar wunderlich, wenn Justin der Märtyrer die Heiden erinnert, daß sie ja die Gestalt des Kreuzes, das sie so verachten, überall vor sich haben, in ihren Werkzeugen, an ihren Fenstern und Thüren, in der aufrechten Gestalt des Menschen, ja sogar in ihren Fahnen und Siegeszeichen; aber selbst in diesem Spiele der Phantasie, durch welches Justin den Heiden das Kreuz als etwas längst Bekanntes, in Natur und Menschenleben überall typisch Vorgebildetes, nahe zu bringen sucht, liegt doch ein tieferer Sinn. Justin geht im Grunde denselben Weg, den St. Paulus in Athen einschlägt, wenn er anknüpfend an die Inschrift des heidnischen Altars, „dem unbekannten Gott", den Heiden diesen unbekannten Gott predigt. Und Justin weiß die ursprüngliche Bestimmung des Menschen für das Christentum, aus der alle jene unbewußten Hindeutungen auf dasselbe im Heidentum hervorgehen, auch noch anders zu begründen. Es ist die Lehre vom Logos (dem Wort, Joh. 1, 1), die er dabei anwendet. In Christo ist der Logos Fleisch geworden, aber während die Christen so gleichsam den Gesamtlogos haben, den Herrn Jesum Christum, finden sich doch auch in der Heidenwelt Bruchstücke des Logos, Samenkörner des Logos zerstreut. Auch da, in der Heidenwelt, ist der Logos thätig gewesen in den Weisen, in den Dichtern, in den Gesetzgebern. Daher die Anklänge an die christliche Wahrheit in den heidnischen Schriften und Dichtungen, daher das mancherlei Treffliche in der heidnischen Gesetzgebung. Auch die großen Männer der Heiden, ihre Tugendhelden, sind, was sie sind, durch den Logos geworden. Das alles ist gleichsam ein Stück Christentum im Heidentum, und die Heiden sollen dadurch

gelockt werden, die Fülle im Christentum selbst zu ergreifen. Freilich auch solche Apologeten finden wir, deren Apologie so gut wie ganz in Polemik aufgeht, wie Tatian, der im Heidentum nur Thorheit und Schlechtigkeit sieht, der an allen seinen Werken nichts Gutes läßt; aber sie sind doch Ausnahmen. Im ganzen und großen klingt durch die ganze Apologetik der Zeit ein Ton gewinnender Liebe hindurch, der seinen schönsten Ausdruck in dem neuerdings freilich mehrfach angezweifelten Briefe an den Diognet findet. Die Apologeten wollen nicht abstoßen, sondern heranziehen, und benutzen dazu jeden Anknüpfungspunkt, den sie im Heidentum, in der Seele der Heiden finden können. Galt den Heiden das Christentum als etwas aller Humanität Widerstrebendes, sie zeigen, daß es das eigentlich wahrhaft Menschliche ist, denn wie Tertullian es etwas später so schön ausgesprochen hat, „die menschliche Seele ist von Natur eine Christin."

Es wäre von großem Interesse zu wissen, welchen Eindruck diese Apologien auf die Heiden gemacht haben. Wir müssen darauf verzichten; eine direkte Spur davon findet sich nirgend. Selbst Celsus, zu dessen Zeit doch schon eine Reihe von apologetischen Schriften existierte, nimmt darauf so wenig Rücksicht, daß man nicht einmal sagen kann, ob er sie gelesen hat. Aber das ist klar, ignorieren ließ sich eine Religion, die so auf den Kampfplatz trat, nicht mehr. Mit dem Ignorieren ist es jetzt auch für immer vorbei. Hatten noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die gebildeten Heiden es für unter ihrer Würde gehalten, sich um den barbarischen Aberglauben zu kümmern, jetzt ist das anders. In Rom disputiert der Philosoph Kreszenz mit Justin über den christlichen Glauben, freilich, um dann, als er diesen mit Gründen nicht zu widerlegen vermag, sofort zur Denunziation zu greifen, und seinen Gegner durch das Todesurteil des Richters zu widerlegen. Der Rhetor Fronto, der Lehrer des Kaisers Marc Aurel, einer der gefeiertsten Männer der Zeit, den Zeitgenossen der unübertroffene, mit Cicero um den Vorrang streitende Meister der Beredtsamkeit, hält es für

nötig, seine Kunst auch zu einem Angriff auf das Christentum zu verwenden. Es ist die erste heidnische Gegenschrift, von der wir hören, die aber bald durch die viel umfassendere, auf wirklichem Studium des Christentums ruhende Schrift des Celsus in Schatten gestellt wird. Lucian, der vielgelesene Spötter, spottet auch über das Christentum, und selbst der Kaiser kann nicht umhin, es gelegentlich in seinen Monologen zu erwähnen. Sind die Urteile auch alle ungünstig, zum teil stark gehässig, davon geben sie doch Zeugnis, daß das Christentum anfängt, eine spürbare Macht zu werden in dem geistigen Leben der Zeit.

Unmöglich konnten Gemeinden wie die damaligen Christengemeinden mit einer solchen Fülle des Lebens, solcher Energie des Glaubens und der Liebe mitten in der Heidenwelt bestehen, ohne auch über ihren Kreis hinaus, ohne auch auf die Anschauungen und das Leben derer, die Heiden blieben, einen Einfluß zu üben. Es bildete sich sozusagen um die Gemeinde her eine christliche Atmosphäre, die tiefer und tiefer in die heidnische Atmosphäre eindrang, so daß man auch da allmählich anfing, christliche Luft zu atmen. Aber so bestimmt sich dieser Prozeß, der in der Natur der Sache liegt, voraussetzen läßt, so schwer ja unmöglich ist es, wenigstens in dieser Zeit, wo jedenfalls erst die Anfänge desselben vorliegen, ihn nachzuweisen, oder gar zu sagen, welche Fortschritte er gemacht hat. Er ist zu sehr geistiger Natur, um ihn messen, oder um behaupten zu können, diese oder jene Umwandlung in der Heidenwelt ist bereits unter dem Einflusse des Christentums vor sich gegangen. Äußerlich ist überhaupt noch nichts davon zu bemerken. Selbst einige Jahrzehende später, zu Tertullians Zeit, tragen die Städte noch ganz ihre alte heidnische Physiognomie, Götzenbilder sieht man noch überall auf Plätzen und Straßen, in den Läden und an den Häusern. Noch immer werden neue Tempel erbaut, neue Götter aufgerichtet. Von Umkehr ist da noch nichts zu spüren. Dagegen stoßen wir

bereits jetzt in der Heidenwelt auf eine Reihe von Erscheinungen, die dem antiken heidnischen Geiste fremd, dagegen dem christlichen Geiste auffallend verwandt sind.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst diese im höchsten Maße interessante Erscheinung. Dem antiken Geiste ist der Einzelne nicht Selbstzweck, sondern er dient nur als Mittel, die Idee, die Staatsidee zu verwirklichen. Darum gilt er nur so viel, als er für diese Idee bedeutet. Er ist für sich nichts, sondern nur etwas nach seiner irdischen Bestimmtheit. Deshalb ist das Weib nichts, das Kind nichts, der Sklave nichts, weil sie nichts sind für die Idee des Staats. Nur der Staatsbürger ist etwas, nur er hat ein Recht. Im Christentum ist jeder Mensch als Mensch und ganz abgesehen von seiner besonderen irdischen Bestimmtheit etwas. Der heilige Geist will das Heil jeder einzelnen Seele. Allerdings will er auch ein Reich, das Reich Gottes schaffen, aber als ein Reich geheiligter und beseligter Individuen. Der Tempel, den der heilige Geist erbaut, besteht aus lebendigen Steinen, und jede einzelne Seele ist wieder ein Tempel für sich. Jeder Einzelne ist Selbstzweck in dem gemeinsamen Zweck des Gottesreiches. Jetzt, das ist die Erscheinung, die ich im Auge habe, kommt nun gerade in diesem Punkte das Heidentum dem Christentum näher; im Widerspruch mit dem echten und noch ungebrochenen antiken Geiste gewinnt auch in der heidnischen Anschauung der Einzelne mehr und mehr Recht, der Mensch fängt auch da an, als Mensch etwas zu gelten. In der alten Welt gilt nur der Starke etwas, zum Schutz der Schwachen geschieht wenig oder nichts. Auch das wird jetzt anders. Der Staat fängt an sich der Schwachen gegen die Starken anzunehmen.

Sehen wir zunächst auf die Frauen. Die Rechte der Frauen treten stärker hervor, sowohl auf dem Gebiete des ehelichen Güterrechts als sonst. Auch der Mann kann jetzt von der Frau wegen Ehebruchs belangt werden, nicht mehr bloß die Frau vom Manne. Welch starker Gebrauch von dieser Erlaubnis gemacht wurde, zeigt

die Notiz, daß Dion, als er Konsul wurde, 3000 Klagen in den Rollen aufgezeichnet fand. Septimius Severus erlaubte, ein bedeutsamer Schritt, die Soldatenehe und gab damit Tausenden von Frauen die Ehre von Ehefrauen. Noch deutlicher tritt die sich vollziehende Wandlung in der Behandlung der Kinder zu tage. Der Römer alten Schlags zeigt wenig Liebe und Zärtlichkeit gegenüber den Kindern. „Wenn ein Kind jung stirbt, tröstet man sich leicht; wenn es in der Wiege stirbt, kümmert man sich gar nicht darum," sagt Cicero einmal, und als ein Kind seiner Tochter stirbt, redet er sehr kühl davon. Wie zärtlich ist dagegen Marc Aurel gegen seine Enkel. Wie grämt er sich, wenn sie einmal krank sind, wie besorgt redet er in seinen Briefen von dem Husten, an dem der kleine liebe Antonin leidet. „Das kleine Nestchen" beschäftigt ihn mitten unter den Sorgen um das Reich, und der ihm befreundete Rhetor Fronto versäumt nicht, die „kleinen Dämchen" grüßen zu lassen und Marc Aurel zu bitten, „er möge in seinem Namen ihre kleinen dicken Füße umarmen und ihre niedlichen Hände." War das Kind bisher rechtlos, ganz in der Gewalt des Vaters, der mit ihm thun konnte, was er wollte, auch es töten oder aussetzen, so erleidet die väterliche Gewalt jetzt in steigendem Maße Beschränkungen. Ausgesetzte Kinder konnten nach älterem Rechte von dem, der sie aufzog, als Sklaven behandelt werden. Trajan verordnet, daß sie frei sein sollen; Alexander Severus giebt dem Vater das Recht, sein Kind zu reklamieren, vorbehältlich der Entschädigung für die aufgewandten Kosten. Überhaupt wendet man jetzt den Kindern eine viel größere Sorfalt zu. Angesehene Philosophen empfehlen den Müttern wieder, ihre Kinder selbst zu säugen, was eine Zeit lang in den vornehmeren Kreisen ganz aufgehört hatte. Es finden sich Inschriften, in denen eine Mutter sich rühmt, ihre Kinder selbst genährt zu haben, oder ein Sohn sagt seiner Mutter auf ihrem Grabsteine zu Lobe nach, sie sei auch seine Amme gewesen. Die Erziehung der Kinder wird jetzt ein beliebtes Thema der

Verhandlung; wenige Zeiten haben so viel über Kindererziehung geredet und geschrieben, wie die Zeit der Antonine. Marc Aurel gab Gesetze, um die Vormundschaft zu ordnen, und schuf für diese eine eigene Behörde, die praetura tutelaris. Auch der armen Kinder nimmt man sich jetzt an. Bisher hatten bei den Getreideverteilungen die Kinder nichts bekommen, jetzt erhielten auch 5000 Kinder ihre Getreidespende. Ausnahmsweise scheint das schon früher geschehen zu sein, seit Trajan wird es Regel.

Doch das merkwürdigste von allem ist das Institut für die Erziehung armer Kinder, das von Nerva begonnen, besonders von Trajan und seit Trajan ausgebildet wird. Aus glücklicherweise erhaltenen Monumenten gewinnen wir eine genauere Vorstellung dieser Einrichtung. Der Stadt Veleja bei Placentia hatte der Kaiser Geld zur Verbesserung ihrer Grundstücke vorgeschossen. Dafür wurde den Grundstücken eine Rente von 25 000 Sesterzien (ca. 7800 ℳ) auferlegt. Von dieser Summe sollten 245 eheliche Knaben monatlich jeder 16 S. (jährlich 28 ℳ), 34 eheliche Mädchen jedes 12 S. (jährlich ca. 21 ℳ) erhalten, auch zwei uneheliche Kinder ernährt werden. Die Knaben erhielten ihre Unterstützung bis zum 18. Jahre, mit welchem Jahre sie in die Legionen eintreten konnten, die Mädchen bis zum 14. Jahre. Ob sich derartige Alimentationen über ganz Italien gleichmäßig erstreckten, ist ungewiß und kaum anzunehmen, da sie in diesem Falle ein großes Kapital (etwa 150—160 Millionen ℳ) erfordert haben würden. Jedenfalls kommen sie aber auch anderswo vor z. B. in der Nähe von Benevent, ja selbst in Afrika, und es bestand eine eigene Behörde zu ihrer Verwaltung. Hadrian und die Antonine vermehrten die Stiftungen, und welche Bedeutung man ihnen beilegte, ist daraus zu ersehen, daß Antoninus Pius, der die Verwaltung neu regelte, an ihre Spitze einen Konsular stellte. Unter Commodus und Pertinax hörten die Alimentationen zeitweilig auf, aber Alexander Severus

stellte sie her. Allerdings haben dieselben auch eine stark politische Seite, wie man schon daraus ersieht, daß die Zahl der unterstützten Knaben so stark überwiegt. Es war die Absicht, die Zahl der Bürger zu vermehren, der Armee einen tüchtigen Nachwuchs zu schaffen. „Von dir ernährt, treten sie in deinen Sold und füllen dein Lager," rühmt Plinius in seinem Panegyrikus auf Trajan. Allein bloß politisch ist das doch auch nicht mehr, es steckt auch ein Stück Humanität darin. Als Antonin seine Frau Faustina verlor, glaubte er ihr Gedächtnis nicht besser ehren zu können, als indem er eine Stiftung zur Erziehung armer Mädchen machte (die puellae Faustinianae), und eine ähnliche Stiftung gründete Alexander Severus zu Ehren seiner Mutter Mammäa (die pueri Mammaeani). Auch Privatpersonen machten jetzt derartige Stiftungen. Plinius z. B. dotiert eine solche in Come mit jährlich 30 000 S. In Terracina unterhielt eine reiche Dame 100 arme Kinder, sie gab zu dem Zwecke 1 Million S. (160 000 *M.*). Das Alles sind für die antike Welt ganz neue Dinge, und daß die geistige Atmosphäre eine ganz andere zu werden beginnt, zeigt nichts deutlicher als ein Relief auf der Trajanssäule, welches den Kaiser darstellt, armen Kindern Gaben austeilend.

Überhaupt finden wir von jetzt an mehr Spuren von Werken der Barmherzigkeit und Liebe auch bei den Heiden. Plinius schenkt seiner Amme ein Besitztum, das ihn 100 000 S. (16 000 *M.*) kostete, er stattet die Tochter eines Freundes aus, er schenkt den Städten, mit denen er in Verbindung steht, Bibliotheken, was er für besser hält als Gladiatorenspiele zu geben, oder gründet ihnen Schulen. Auch auf Inschriften werden Liebeswerke erwähnt. Ein Händler mit Heilkräutern (aromatarius) in einer kleinen italienischen Stadt vermacht der Stadt 300 Töpfe mit Droguen und 6000 S., damit an Arme unentgeltlich Arznei ausgeteilt werde; und auf einer Grabinschrift lesen wir das Wort: „Thue Gutes, das wirst du mitnehmen." Daß übrigens diese Gesinnung noch sehr weit

davon entfernt war, allgemein zu werden, fühlt man der gelegentlichen Bemerkung des Plinius an, wo er die erwähnten Werke „nützlich aber nicht sehr populär“ nennt. Das Volk hatte gewiß noch Gladiatorenspiele lieber.

Auch das Los der Sklaven bessert sich. Wie ganz anders behandelt Plinius seine Sklaven, als früher Cato. Mußten Catos Sklaven gefesselt arbeiten und fanden dann ihre Schlafstelle bei dem Futterplatze der Ochsen, auf den Besitzungen des Plinius arbeitet kein Sklave mehr in Fesseln, er erlaubt ihnen Eigentum zu erwerben, er sitzt sogar mit seinen Freigelassenen zu Tische. Er schämt sich nicht mehr, seiner Betrübnis über den Tod eines Sklaven Ausdruck zu geben und hält seine Thränen nicht zurück, aber freilich er spricht es auch aus: „Ich weiß, daß nicht alle so denken wie ich, daß viele in dem Verlust eines Sklaven nur einen pekuniären Verlust sehen, und daß sie sich in dieser Gefühllosigkeit größer und weiser dünken.“ Bedeutsamer als solche Äußerungen eines einzelnen Mannes ist der Umstand, daß jetzt auch das Gesetz anfängt, die Sklaven in Schutz zu nehmen. Hadrian verbietet, Sklaven willkürlich zu töten; sie sollen vor Gericht gestellt und, wenn sie schuldig sind, verurteilt werden. Er verbietet, Sklaven und Sklavinnen zu unehrbaren Gewerben zu verkaufen. Die Ergastula werden zwar nicht aufgehoben, das erwies sich als unthunlich, aber doch einer starken Kontrole unterstellt. Auch das Gesetz, das noch unter Nero so vielen Unschuldigen den Tod gebracht, wonach, wenn der Herr ermordet und der Thäter nicht gefunden wird, alle Sklaven, die mit ihm unter einem Dache gewesen sind, sterben müssen, wird dahin beschränkt, daß nur die hingerichtet werden sollen, die ihm so nahe gewesen sind, daß sie hätten Zeugen der That sein können. Sklaven können jetzt auch in gewissen Fällen als Zeugen zugelassen werden; sie dürfen ihr Eigentum verwenden, um sich loszukaufen; öffentliche Sklaven dürfen über die Hälfte ihres Nachlasses durch Testament verfügen. Die Familie des Sklaven

gilt als unzerreißbar; der Herr darf Mann und Frau und Kinder nur zusammen verkaufen. Handelt es sich um die Frage, ob ein Mensch frei oder Sklave ist, so soll in Zweifelsfällen immer die der Freiheit günstige Meinung gelten. Der Sklave fängt an, Mensch zu werden. Wie ganz anders klingen jetzt die Worte des großen Rechtsgelehrten Ulpian aus der Zeit der Antonine: „Nach natürlichem Rechte werden alle Menschen frei geboren; was das bürgerliche Recht anlangt, so werden zwar die Sklaven für nichts geachtet, nicht aber auch nach natürlichem Rechte, denn was das natürliche Recht anlangt, sind alle Menschen gleich.“ Ähnliche Aussprüche über die Gleichheit aller Menschen, daß alle Brüder sind, alle Mitbürger, begegnen uns damals oft. Sie fangen an, Gemeingut zu werden, und niemand hat sie bestimmter ausgesprochen, als gerade der Kaiser Marc Aurel. „Haben wir den Geist mit einander gemein,“ sagt er einmal in seinen Selbstgesprächen, „so haben wir auch die Vernunft mit einander gemein, die uns zu vernünftigen Wesen macht. Wenn diese, so ist uns auch der Verstand gemein, der lehrt, was zu thun und zu lassen ist, und dann haben wir auch ein gemeinsames Gesetz. Wenn aber das, so sind wir unter einander Mitbürger, und die ganze Welt ist gleichsam Ein Staat.“

Allmählich fängt auch die freie Arbeit wieder an, mehr Raum zu gewinnen und ihre Ehre zu erlangen. Namentlich trugen dazu die Korporationen der Handwerker bei, die von Alexander Severus und Caracalla freigegeben wurden und bald in große Blüte kamen. Auch in diesem Stücke wird die Gesetzgebung weitherziger und menschlicher.

Antik ist das alles nicht mehr; es sind die ersten Luftzüge einer neuen Welt, einer neuen sozialen Ordnung, die wir darin spüren. Ob aber und in welchem Maße die Entwicklung schon unter dem Einfluß des christlichen Geistes steht, das ist eine ebenso interessante wie schwierige Frage.

Manche haben geglaubt, in dieser von jetzt an immer

spürbarer sich vollziehenden Umwandlung bereits eine Frucht des Christentums sehen zu dürfen. Sie schreiben das alles ohne weiteres der christlichen Kirche zu gut, und flechten ihr daraus einen doch recht zweifelhaften Ruhmeskranz. Denn wenn die Kirche damals schon einen so tiefgehenden Einfluß auf das heidnische Leben, auf die römische Gesetzgebung gehabt hätte, dann wäre in der That nicht zu begreifen, weshalb die völlige Umwandlung des heidnischen Staates in einen christlichen sich so langsam vollzieht. Überaus bemerkenswert ist es, daß die damaligen Christen selbst die Sache anders ansehen. Dem scharfen Auge Tertullians sind die oben dargelegten humanen Reformen innerhalb des Heidentums nicht entgangen, er erwähnt sie in seinem Apologetikus, aber nicht etwa um daraus einen Einfluß des Christentums zu beweisen, sondern, indem er ihre Selbständigkeit im Heidentum voraussetzt, benutzt er sie vielmehr, um, wie er das so gern thut, damit zu beweisen, daß auch in der natürlichen Entwicklung ein Zug zum Christlichen liegt, daß, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, die Seele von Natur eine Christin ist. Nehmen wir hinzu, daß diese ganze Umwandlung der heidnischen Anschauungen schon ihren Anfang nimmt, ehe noch an einen Einfluß des christlichen Geistes überhaupt zu denken ist, ja daß sie sich bis auf Augustus zurückverfolgen läßt; beachten wir, daß die Quelle derselben in der damals die weitesten Kreise beherrschenden stoischen Philosophie deutlich erkennbar ist, womit dann zugleich auch schon gesagt ist, daß zwischen diesen humanen Reformen und der christlichen Erneuerung doch noch ein großer Unterschied besteht: dann kann es uns nicht zweifelhaft sein, wie wir die in Rede stehende Erscheinung zu beurteilen haben. Wir haben es hier mit einer selbständigen Entwicklung zu thun, in der die heidnische Welt dem Christentum entgegenkommt, ganz ähnlich wie wir oben sahen, daß innerhalb des Heidentums ein Universalismus Platz greift, der dem christlichen Universalismus entgegenstrebt. Auch hier sehen wir die Wege Gottes,

auf denen er die Heiden seinem Sohne entgegenführt, auch hier erkennen wir, daß die Zeit erfüllt war.

Liegt hier aber keine aus dem Einfluß des Christentums entstandene, sondern eine dem Christentum parallele Strömung vor, so fragt sich weiter, wo der Punkt ist, an dem beide parallele Strömungen zusammentreffen, an dem die Bewegung innerhalb des Heidentums unter die Macht der christlichen Bewegung tritt, von dieser aufgenommen wird. Es versteht sich von selbst, daß den Punkt mit voller Evidenz nachzuweisen unmöglich ist, da derartige geistige Strömungen in der Tiefe, sozusagen unterirdisch, längst vorhanden sind, ehe sie sichtbar und nachweisbar an den Tag treten. Nachzuweisen ist ein Einfluß zur Zeit Marc Aurels noch nicht. Bei Celsus, wo man ihn doch wahrnehmen müßte, ist noch nichts davon zu spüren. Celsus verhält sich gegen das Christentum, obwohl er seine Macht wider Willen respektieren muß, noch rein ablehnend. Aber wenige Jahrzehende weiter ist es anders. In den Salons der Julia Domna, der geistreichen Gemahlin des Kaisers Septimius Severus, die einen Kreis von Philosophen, Rhetoren und Juristen um sich sammelt, erkennt man schon an, daß das Christentum manches enthält, was dem Heidentum fehlt, und erörtert die Frage, wie man diese Vorzüge des Christentums auf das Heidentum übertragen kann, und das aus diesem Kreise hervorgegangene merkwürdige Buch des Philostratus, die Lebensgeschichte des Apollonius von Tyana, überträgt bereits auf den heidnischen Propheten, um nicht zu sagen heidnischen Messias, den Evangelien entnommene Züge aus dem Bilde des verachteten Jesus. Ist aber von dort an der Einfluß des Christentums auf die heidnische Denkweise nicht mehr zu leugnen, dann ist es meiner Ansicht nach auch nicht zu kühn, schon zu Marc Aurels Zeit einen stillen, noch unmeßbaren, aber doch thatsächlich bereits vorhandenen Einfluß anzunehmen.

Aber selbst wenn jemand glaubte, einen solchen für diese

Zeit noch völlig leugnen zu müssen, an Symptomen, welche Macht das Christentum schon geworden ist, fehlt es auch sonst nicht. Zum erstenmale durchzittert die Heidenwelt eine Besorgnis, dieses bisher so gründlich verachtete Christentum könnte zur Herrschaft kommen. Man braucht nur den Celsus zu lesen, um die Angst herauszufühlen, mit welcher dieser bereits auf die von ihm oft erwähnten Massen der Christen sieht. Er denkt sich geradezu die Möglichkeit, daß diese zur Herrschaft kommen, und sieht dann nichts vor sich, als eine fürchterliche Katastrophe, in der das Reich untergeht. Die Barbaren werden den allein gelassenen Kaiser besiegen und zur Herrschaft gelangen, und weder vom christlichen Gottesdienst noch von der wahren Weisheit wird das Geringste übrig bleiben. Diese im Heidentum selbst aufwachende Besorgnis, das dunkle Gefühl, bereits unter dem Banne der neuen Glaubensmacht zu stehen, ist es auch, was jetzt die Wut des Volkes gegen die Christen aufs höchste anstachelt. Große Unglücksfälle suchten unter Marc Aurel das Reich heim. Im Osten überschritten die Parther verwüstend die Grenzen. Als es gelungen war, sie zurückzuwerfen und sogar das von Hadrian aufgegebene Mesopotamien wieder zu erobern, brachte das Heer aus dem Orient eine furchtbare Pest mit, die das ganze Reich durchzog, Unzählige hinraffte und ganze Ortschaften verödete. Dazu kam eine nicht minder furchtbare Hungersnot, und schon war Kraft und Mut des Volkes durch diese beiden vereinigten Plagen geschwächt, da brach in den Donauländern der Markomannenkrieg aus, einer der schwersten Kriege, den Rom je geführt. Es sind die ersten Wogen der Völkerwanderung, die Unheil verkündend an die Grenzen des Reiches schlagen. In dieser Zeit der Not suchten die Heiden Hülfe bei ihren Göttern, der Kaiser selbst ordnete Sühnungen und Opfer an. Das fanatisch aufgeregte Volk sah in den Unglücksfällen den Zorn der Götter, und diesen Zorn sollten die Christen verschuldet haben. Eifriger als je wurden die Gerüchte von den Greueln der Christen ver-

breitet, die eine scheinbare Bestätigung in hie und da durch die Folter erpreßten Geständnissen fanden, und die auch bei einem Manne, wie Fronto, den Hauptgegenstand der Anklage bilden. Solche gottlose Menschen mußten ausgerottet werden, um den Zorn der Götter zu sühnen.

Dem gegenüber wandten sich die Christen an die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers. Was sie bitten und fordern, ist noch nicht eigentlich Anerkennung, noch nicht völlige Religionsfreiheit. Dieser Gedanke liegt noch im Hintergrunde, und tritt erst bei den Apologeten des dritten Jahrhunderts klar hervor. Sie bitten nur, die Gerechtigkeit des Kaisers möge den ungerechten Verfolgungen und Verurteilungen ein Ende machen. Der Kaiser möge verordnen, daß sie nicht lediglich deshalb, weil sie Christen sind, sondern nur dann verurteilt werden, wenn ihnen todeswürdige Verbrechen nachgewiesen werden.

Die Bitte war gewiß eine begründete, und zu sehr waren die Christen von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt, als daß sie nicht von einem Kaiser wie Marc Aurel hätten Gerechtigkeit erwarten sollen. Sie täuschten sich; unter Marc Aurel gerade wurde die Verfolgung heftiger als je. Sie baten um Frieden, und der Kaiser konnte gar nicht anders, nach seiner persönlichen Stellung sowohl wie nach der Lage des Reichs, als ihnen mit Krieg antworten.

3. Die Verfolgung unter Marc Aurel.

Marc Aurel ist einer der trefflichsten Kaiser, die den römischen Thron eingenommen haben. Ein großer Ernst, eine ans Peinliche grenzende Gewissenhaftigkeit sind die Grundzüge seines Charakters. Er ist Kaiser aus Pflicht, weil ihn die Götter auf den Posten gestellt haben, und er ihn daher auszufüllen hat. Die Kaiserwürde ist ihm ein Amt, das er zu versehen hat und das er ohne Lohn versieht, denn seine eigenen Bedürfnisse bestreitet er aus seiner Privatkasse. In allen

Wechselfällen des Lebens, und er hat viel durchgemacht, sich die Seelenruhe bewahren, aufrichtig gegen sich selbst sein, gerecht und mild gegen andere, in allen Dingen Maß halten und der Stimme des Gewissens folgen, unbekümmert um der Menschen Lob und Tadel, das sind die Forderungen, die er an sich selbst stellt. Bis an sein Lebensende hat er an seiner eigenen sittlichen Veredelung gearbeitet. Seine Selbstbetrachtungen, zwölf Bücher „An sich selbst", eine Art Tagebuch, das er zum Teil unter den Unruhen des Krieges geschrieben „im Lande der Quaden," geben davon Zeugnis. Er stellt in ihnen ein hohes Ideal auf, und man muß ihm nachsagen, daß er diesem Ideal ernstlich nachgestrebt hat. Der Mensch ist ihm ein zur gemeinnützigen Thätigkeit geschaffenes Wesen und hat die Verpflichtung unermüdlich für das Wohl seiner Mitmenschen thätig zu sein, ohne Rücksicht auf Dank und Lohn. „Wenn du eine Wohlthat erzeigt hast, und der andere sie empfangen hat, warum suchst du noch ein Drittes, den Ruhm bei den Menschen und den Dank des Empfängers? Ist es dir nicht genug, daß du nach der Vorschrift der Vernunft gehandelt hast, und verlangst du noch einen Lohn dafür? Das ist, als ob das Auge eine Belohnung dafür fordern wollte, daß es sieht, und der Fuß dafür, daß er geht." Alle Menschen, betonte er oft, sind Brüder, auch die schlechten Menschen sind nur Irrende, die gegen ihr besseres Selbst handeln. „Die Menschen sind für einander gemacht, bessere sie also oder dulde sie." Und gerade dieser Kaiser, der auch die schlechten Menschen noch als irrende Brüder getragen wissen will, dessen Gerechtigkeitspflege so peinlich gewissenhaft war, daß er ganze Tage mit der Untersuchung eines Rechtsfalls zubringen konnte, um nur ja nicht jemandem Unrecht zu thun, der mußte einer der entschiedensten Verfolger der Christen werden, also den besten Menschen das größte Unrecht thun.

Marc Aurel ist Stoiker, und wenn dem ganzen Altertum schon die Tugend der Demut fremd ist, so kann man von der

stoischen Philosophie geradezu sagen, sie lebt von Hochmut. Des Kaisers Religion ist ein fatalistischer Pantheismus. Die Natur ist sein Gott. „Was mit dir harmoniert, o Welt, das harmoniert auch mit mir. Was dir rechtzeitig ist, ist mir weder zu früh, noch zu spät. Alles ist mir Gewinn, was deine Horen bringen, o Natur! Aus dir alles, in dir alles, zu dir alles!“ Stolze Ergebung in die Beschlüsse des Geschicks, darin sucht er seinen Frieden. „Überlaß dich ohne Widerstreben den Parzen und laß sie dein Leben mit den Ereignissen spinnen, wie es ihnen gefällt.“ Sein sittliches Ideal glaubt Marc Aurel aus eigener Kraft verwirklichen zu können. Er glaubt an sich selbst und im Grunde nur an sich selbst. „Es genügt, an den Genius zu glauben, der in uns ist, ihn aufrichtig zu verehren. Der Weise steht in vertrautem Verkehr mit dem, der seinen Tempel in ihm hat.“ „Denke in jedem Augenblick daran, daß du einen festen Charakter zeigen mußt, wie es sich für einen Mann geziemt. Beweise dich gegenüber der Leitung des Gottes, der in dir ist, als ein durch Alter gereiftes Wesen, als ein Römer, als ein Kaiser, als ein Soldat auf seinem Posten, der das Signal der Trompete erwartet.“ Deutlich genug hört man auch das Pharisäische: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute!“ durchklingen. „Denke daran“, spricht er einmal sich selbst zu, „daß dein Leben vollendet ist, daß du dein Werk vollbracht hast. Denke an so viele schöne Stunden, die du gesehen, an so viele Freuden und Schmerzen, die du verachtet, an so viele Ehren, die du verschmäht, an so viele Undankbare, die du mit Wohlwollen behandelt hast.“

Ein Mann, der so stand, konnte für das Evangelium, für die Predigt von der Gnade Gottes kein Verständnis haben. Das Christentum, die ganze Gesinnung seiner Bekenner mußte ihn abstoßen. Renan nennt einmal die Schrift „An sich selbst“ das Handbuch der Resignation, das Evangelium derer, welche an nichts Übernatürliches glauben, und es ist, nebenbei gesagt,

bezeichnend für unsere Zeit, daß dieses Buch heute wieder so viel Bewunderer findet. Sagt doch Renan selbst, die Religion Marc Aurels sei die absolute Religion; keine Revolution, kein Fortschritt, keine Entdeckung werde sie ändern können. Sieht man genauer hin, so kann man gerade an Marc Aurel erkennen, wie ungenügend eine solche Religion für ein Menschenherz ist, und kaum möchte eine andere Persönlichkeit so deutlich wie die Marc Aurels zeigen, daß die antike Weltanschauung durchaus nicht vermag, dem Herzen Frieden zu geben. Marc Aurel ist ein tief unglücklicher Mensch. Trost hat ihm seine Religion nicht gebracht, sein Herz ist und bleibt tief zerrissen. Es ist in ihm alles voll von Widersprüchen, die ihn nicht zur Ruhe kommen lassen. Welche eisig kalte Resignation beherrscht alles, aber daß diese Regsignation kein Friede ist, zeigt das krankhafte Sichselbstbeobachten und Sichselbstquälen. Ein Dämon des Zweifels beherrscht ihn, und nie wird er die Skrupel los, weder, wenn er in Rom mit seinen Philosophen ein beschauliches Leben führt, noch in seinem einsamen Zelt im Lande der Quaden an der Donau. Ein fieberhaftes Streben nach Vervollkommnung treibt ihn, und doch weiß er, daß er das Ziel nie erreicht. Stolz sieht er auf den Aberglauben des Volkes herab, und verschmäht es dann doch nicht, in seiner Not gegen die Feinde Zaubermittel zu gebrauchen, die ihm Alexander von Abonoteichos, dieser Schwindelprophet, angegeben, und sich dadurch geradezu lächerlich zu machen. Die Markomannen schlugen die Löwen, die er auf Alexanders Rat durch die Donau in ihr Gebiet schwimmen ließ, und die sie für große Hunde hielten, einfach tot.

Daß ein Mann wie Marc Aurel zum Christenverfolger wurde, kann uns jetzt nicht mehr wundernehmen. Die Glaubensfreudigkeit der Christen konnte auf ihn nur den Eindruck der Schwärmerei machen. So äußert er sich auch in seinen Selbstbetrachtungen über das Christentum. „Die Seele," sagt er, „soll bereit sein, wenn sie den Körper verlassen muß,

entweder zu verlöschen, oder aufgelöst zu werden, oder noch eine Zeit lang mit dem Körper fortzudauern. Diese Bereitwilligkeit muß aber das Ergebnis freien Urteils sein und nicht einer bloßen Hartnäckigkeit wie bei den Christen. Man muß Überlegung und Würde anwenden, so daß man andere überzeugt ohne Gepränge." Wie hoch dünkt sich da der Kaiser über die christlichen Märtyrer erhaben! Was sie in den Tod trieb, dafür hatte er keinen Sinn. Wird er doch auch schwerlich mehr von dem Christentum gewußt haben, als was ihm das Gerücht zutrug, und was ihm etwa sein Lehrer und Freund Fronto davon sagte.

Daß gerade dieser erste litterarische Bekämpfer des Christentums ihm so nahe stand, ist auch für Marc Aurel bezeichnend. Fronto ist ein Gelehrter, ein Anhänger der damals beliebten Renaissance. Altertümelei ist Mode. Ennius gilt mehr als Virgil, Catos Stil wird dem des Cicero vorgezogen. Fronto ist ein Rhetor. Er hat mehr Worte als Ideen. Die Form wird aufs feinste ausgefeilt; je weniger man zu sagen hat, desto mehr wird deklamiert. Vielwisserei und dabei doch eine unsagbare Armut an Gedanken ist der Grundcharakter. Dabei fehlt jede Wärme, jede Begeisterung, es sei denn die für seine eigenen rhetorischen Kunststücke. Übrigens ist Fronto ein durchaus anständiger Mann, human, dienstwillig, seinen Freunden treu auch im Unglück, nicht ohne Gefühl, so weit seine Rhetorik dafür Raum läßt. Er ist kein Eiferer; mit einer gewissen Ruhe und Kühle hält er den Glauben an die Götter, an eine Vorsehung, an ein freudenreiches Leben nach dem Tode fest. Hervorstechend ist auch bei ihm das stolze Selbstbewußtsein des Stoikers. Schon alternd und kränkelnd, durch den Tod seiner Frau tief betrübt, niedergebeugt durch den Verlust von fünf Kindern, schreibt er doch noch diese Zeilen: „Was mich tröstet ist, daß mein Leben beinahe zu Ende, seinem Ziel nahe ist. Wenn der Tod kommt, werde ich frei mein Gewissen öffnen und mir das Zeugnis geben, daß ich mein Leben lang

nichts gethan habe, worüber ich erröten müßte oder mir einen Vorwurf machen als über einen Makel oder eine Schändlichkeit. Kein Zug von Geiz oder Treulosigkeit war bei mir zu finden, aber im Gegenteil zahlreiche Akte der Liberalität, der Anhänglichkeit, der Treue, des Mutes oft mit Gefahr meines Lebens. Ich habe gelebt in der innigsten Vereinigung mit dem Besten der Brüder. Die Ehren, die ich erlangt habe, habe ich nicht auf schlechten Wegen gesucht. Ich habe die Sorge für meine Seele der für den Leib vorgezogen und die Pflege der Wissenschaften der Verfolgung meiner Interessen. Ich bin mit Überflüssigem nicht verschwenderisch umgegangen, einigemale bin ichs mit dem Notwendigen. Ich habe gewissenhaft die Wahrheit gesucht und habe sie mit Freuden gehört. Ich bin lieber arm gewesen, als daß ich andere um Hülfe angesprochen hätte, ich habe lieber Mangel erduldet, als gebettelt. Ich habe lieber vergessen sein wollen, als ein Schmeichler, lieber schweigen, als mich verstellen, lieber ein nachlässiger Freund sein, als ein eifriger Höfling. Ich habe wenig Ansprüche gemacht, ich habe mir nicht wenig Verdienste erworben. Ich habe eifrig denen geholfen, die es verdienten, und ohne Zögern denen, die es nicht verdienten, und der wenige Dank, den ich gefunden habe, hat mich nicht lässig gemacht, andern so viel Gutes zu thun, wie ich konnte." Ein Mann, der am Ende seines Lebens eine solche Beichte ablegt, dem mußte freilich das Evangelium von dem Heiland der Sünder ein unverständliches Wort bleiben. Er brauchte keinen Heiland, und wo er ihn fand, mußte er ihm entgegentreten. Fronto ist aber nur ein Typus der Zeit. Wie er dachten viele, namentlich in der Umgebung des Kaisers. Die lange verdächtigte, von den früheren Kaisern oft verfolgte Philosophie ist jetzt zur Herrschaft gekommen. Ein Philosoph sitzt auf dem Kaiserthrone, Philosophen bekleiden die höchsten Staatsämter, verwalten die Provinzen. Das konnte für die Kirche nicht Frieden, sondern nur Kampf bedeuten.

Aber auch ganz abgesehen von persönlichen Sympathien oder Antipathien, mußten den Kaiser seine politischen Anschauungen und Strebungen zum Feind des Christentums machen. Der Staat ist ihm Alles. „Das Ziel der vernünftigen Wesen," sagt er, „ist sich der Vernunft, dem Gesetze des Staats und der Staatsregierung, zu unterwerfen." „Was dem Bienenschwarm nicht nützt, nützt auch der Biene nicht." Es ist ein Gesetz des Universums, den Teil dem Ganzen zu opfern, so auch im Staate. Die die Einheit der Bürger zerstören, sind ihm Aufrührer. Darnach konnte er auch in den Christen nur Aufrührer sehen. Von dem Gewissen des Einzelnen und was das fordert, hat der Kaiser keine Ahnung. Er ist Römer. Herstellung der Römertugend und dadurch des römischen Staates, das ist sein Grundgedanke. „Zu jeder Stunde denke daran, alles was du unter Händen hast, als ein Römer zu thun!" ruft er sich selbst zu. So ist ihm denn auch das Christentum nur unrömischer Aberglaube, der weggethan werden muß, um dem echt römischen Geiste wieder Raum zu machen.

In den ersten Jahren der Regierung Marc Aurels war die Lage der Christen noch die alte. Die trajanischen Vorschriften waren für das Verfahren gegen sie noch maßgebend, nur daß die mancherlei Unglücksfälle, die das Reich trafen, den Fanatismus der Heiden stärker anstachelten, und die Behörden den Forderungen des Volkes weniger Widerstand entgegensetzten. Besonders heftig entbrannte die Verfolgung in Kleinasien. In ihr starb auch der letzte Apostelschüler, Polykarp, den Märtyrertod. Schon hatte der Prokonsul, dem Volksgeschrei nachgebend, eine Anzahl Christen qualvoll hinrichten, den wilden Tieren vorwerfen oder auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen, da forderte das im Amphitheater versammelte Volk auch den Tod des Polykarp. „Hinweg mit den Gottlosen! Laß den Polykarp aufsuchen!" so bestürmte es den Prokonsul. Polykarp hatte sich auf ein Landgut in der Nähe der Stadt zurückgezogen, und als er dort gesucht wurde, ent-

floh er nochmals auf ein anderes; indes hatte man zwei Sklaven gefangen genommen, von denen der eine auf der Folter den Aufenthalt des Bischofs verriet. Als nun die Soldaten, die zu seiner Gefangennehmung ausgesandt waren, sich dem Landhause näherten, befand sich Polykarp in dem oberen Stockwerk des Hauses und hätte von da leicht auf das Dach des Nachbarhauses flüchten können. Er weigerte sich aber, als ihm das geraten wurde. „Es ist genug! Des Herrn Wille geschehe!“ antwortete er und stieg ruhig hinab, sich den Soldaten zu überliefern. Nur bat er noch um eine Stunde zum Gebet. Aber zwei Stunden riß ihn die Andacht hin, so daß die Heiden selbst davon gerührt wurden.

Dann wurde der greise Bischof auf einem Esel in die Stadt gebracht. Unterwegs begegnete ihm der Polizeimeister, nahm ihn in seinen Wagen und redete ihm freundlich zu. „Was ist es doch Böses zu sagen: Der Kaiser unser Herr! und zu opfern?“ Polykarp schwieg erst; als sie in ihn drangen, antwortete er ruhig: „Ich werde nicht thun, was ihr ratet.“ Mit Schimpfreden warfen sie ihn jetzt so heftig aus den Wagen, daß er sich das Schienbein verletzte, aber freudig, als ob ihm nichts geschehen wäre, ging er weiter. Im Zirkus erwartete ihn der Prokonsul, umgeben von einer ungeheuren Volksmenge, die auf die Nachricht, Polykarp sei gefangen, zusammengeströmt war. Der Prokonsul erinnerte ihn zuerst an sein hohes Alter, dessen möge er schonen und seine Reue dadurch bezeugen, daß er beim Genius des Kaisers schwöre und einstimme in den Ruf: Hinweg mit den Gottlosen! Mit festem Blick sah der Bischof die tobende Menge an und, mit der Hand auf sie hinweisend, den Blick nach oben, sprach er: „Ja, hinweg die Gottlosen!“ Nun drang der Prokonsul weiter in ihn: „Schwöre und ich lasse dich frei, fluche Christo!“ Da antwortete Polykarp: „Sechsundachtzig Jahre sinds, daß ich ihm diene, und er hat mir nichts Böses gethan, wie könnte ich ihm fluchen, meinem Könige, meinem Heilande?“ Als der Prokonsul dennoch fort-

fuhr, in ihn zu bringen: „Schwöre beim Genius des Kaisers!“ erwiderte Polykarp: „Wenn du darin deine Ehre suchst, mich zu bewegen, daß ich beim Genius des Kaisers, wie du sagst, schwören soll, so scheinst du nicht zu wissen, wer ich bin. Höre es denn: Ich bin ein Christ!“ Damit war das entscheidende Wort ausgesprochen, und das Verfahren eigentlich am Ende. Dennoch versuchte der Prokonsul noch ihn zu retten, er möge nur das Volk überreden, von der Forderung abzustehen. Das lehnte Polykarp aber ab. „Dir war ich Antwort schuldig, denn wir sind gelehrt, der von Gott geordneten Obrigkeit die ihr gebührende Ehre zu geben, jene aber achte ich nicht wert, ihnen Rechenschaft abzulegen.“ Umsonst drohte der Prokonsul jetzt mit den wilden Tieren und dem Scheiterhaufen, Polykarp blieb seinem Bekenntnis treu, und so ließ denn der Prokonsul ausrufen: „Polykarp hat sich selbst als einen Christen bekannt!“ Kaum hatte der Herold das verkündigt, da schrie die ganze Menge: „Das ist der Lehrer der Gottlosigkeit, der Vater der Christen, der Feind unserer Götter, der so viele lehrt, nicht zu opfern und die Götter nicht anzubeten.“ Sie stürmten auf den Asiarchen Philippus, den Vorsteher der öffentlichen Spiele, ein und forderten, er solle die Löwen auf Polykarp loslassen. Als dieser das verweigerte, weil die Spiele bereits zu Ende seien, schrieen sie, dann solle er verbrannt werden. Sogleich schleppten sie aus den nahen Werkstätten und Badeanstalten Holz zusammen und errichteten einen Scheiterhaufen. Polykarp wollte nicht an den Pfahl befestigt sein. „Laßt mich so,“ sagte er, „derjenige, der mir giebt das Feuer auszuhalten, wird mir auch geben, ohne mit Nägeln befestigt zu sein, unbeweglich auf dem Scheiterhaufen zu stehen.“ Nachdem er dann noch mit lauter Stimme gebetet: „Herr, allmächtiger Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, ich preise dich, daß du mich gewürdigt hast dieses Tages und dieser Stunde, teilzunehmen an der Zahl deiner Zeugen und an dem Kelche deines Christus,“ wurde er von den Flammen verzehrt. Es war am 6. April 166.

Um dieselbe Zeit besiegelte Justin das in seiner Apologie abgelegte Zeugnis mit dem Märtyrertode. Als er die zweite Apologie schrieb, wußte er schon, was seiner wartete. Er erzählt die Hinrichtung mehrerer Christen, die zu jener Apologie Veranlassung gab, und setzt dann hinzu: „Auch ich erwarte, daß ich von ihren Nachstellungen ergriffen und an den Pfahl gehängt werde.“ Er kannte die Rachsucht des Philosophen Crescens und hatte ja täglich vor Augen, wie leicht es war, einem Christen zum Tode zu verhelfen. Crescens denunzierte ihn, und mit mehreren anderen Christen wurde er vor den Stadtpräfekten Junius Rusticus gebracht. Ruhig erklärte Justin, wer er sei und was er treibe, daß er selbst die Wahrheit gesucht und gefunden, und nun, wenn jemand zu ihm komme, dem die Lehren der Wahrheit mitteile. „So bist du ein Christ?“ fragte der Präfekt, und Justin erwiderte: „Ja, ich bin ein Christ.“ Nachdem auch die übrigen dasselbe Bekenntnis abgelegt, wandte sich der Präfekt wieder an Justin und fragte höhnisch: „Höre du, der du gelehrt heißest und die wahren Lehren zu kennen meinst, wenn du gegeißelt und enthauptet werden wirst, bist du überzeugt, daß du dann in den Himmel aufsteigen wirst?“ „Ich hoffe,“ erwiderte Justin, „daß ich Christi Gnadengeschenk empfangen werde, wenn ich das alles werde überstanden haben.“ „Du meinst also wirklich, daß du in den Himmel aufsteigen und dort eine Vergeltung empfangen wirst?“ sagte der Präfekt noch höhnischer. „Ich meine es nicht nur, sondern ich weiß es und bin fest davon überzeugt,“ antwortete Justin. Das mochte dem Präfekten wie vollendeter Wahnsinn klingen. Es schien ihm nicht mehr der Mühe wert, mit solchen Leuten zu verhandeln. „Um es kurz zu machen, tretet zusammen und opfert einmütigen Sinnes den Göttern.“ „Keiner, der recht gesinnt ist, wird von der Gottesverehrung abfallen in das Gegenteil,“ lautete die Antwort. „Wenn ihr nicht Gehorsam leistet, werdet ihr ohne Schonung die Strafe erleiden,“ drohte der Präfekt, aber freudigen Mutes antworteten die Christen: „Thue was

du willst, wir sind Christen und opfern den Götzen nicht." Da sprach der Präfekt das Urteil: „Als die den Göttern nicht opfern und dem Befehle des Kaisers nicht Gehorsam leisten wollen, sollen sie gegeißelt und hingerichtet werden, den Gesetzen gemäß." Gott lobend zogen die Märtyrer auf den Richtplatz, wurden gegeißelt und mit dem Beile enthauptet.

Beachten wir, daß wir von der Verfolgung nur, soweit sie bedeutende Männer wie Polykarp und Justin traf, ausführlichere Berichte haben, daß aber, wie manche zerstreute Notizen schließen lassen, auch sonst viele Namenlose für den Herrn litten, so erscheint die Lage der Christen schon in den ersten Jahren Marc Aurels bedrängt genug. Sie sollte aber noch viel schlimmer werden. Was den Kaiser bewog, zum erstenmale über die trajanischen Verordnungen hinauszugehen, läßt sich leicht vermuten. Die Verhältnisse des Reichs gestalteten sich immer trüber. Zwar die Parther waren niedergeworfen, aber im ganzen Reiche wütete Pest und Hungersnot, der Krieg an der Donau wurde mit wechselndem Glück geführt und kostete die größten Anstrengungen. Daß auch die Römer schwere Niederlagen erlitten, läßt sich schon daraus entnehmen, daß später, nach Beendigung des Krieges, die Jazygen 100 000 römische Gefangene zurückgaben. Einmal war der Kaiser nahe daran, mit seinem ganzen Heere von den Quaden gefangen genommen zu werden. Die Hülfe soll auf das Gebet der X. Legion, die angeblich fast ganz aus Christen bestand, gekommen sein. Als alles verloren schien, flehten die Christen zu ihrem Gott. Da kam ein furchtbares Gewitter, der Regen tränkte die verdursteten Legionen, und unter Blitz, Donner und Hagel, der auf die Feinde niederfiel, wurden diese geschlagen. Die Erzählung ist, so wie sie sich findet, nur Sage, denn es läßt sich nachweisen, daß die X. Legion den Namen Fulminata, den sie daher bekommen haben soll, schon unter Nerva und Trajan führte. Geschichtlich ist nur, daß das Heer des Kaisers in großer Bedrängnis, in Gefahr vor Durst umzukommen,

durch ein plötzliches starkes Regenwetter gerettet wurde. Heidnische Berichte und gleichzeitige Bildwerke schreiben die Rettung heidnischen Göttern, namentlich dem Jupiter Pluvius, zu. Auf Seiten der Christen bildete sich wohl schon gleichzeitig die obige Sage, die bereits von Tertullian erwähnt wird.

Der Krieg schwankte noch, da drohte dem Kaiser vom Orient her neue Gefahr. Avidius Cassius, der Sieger über die Parther, fiel ab und ließ sich zum Kaiser ausrufen. An Feldherrngaben dem Kaiser unzweifelhaft überlegen, eine energische Natur, konnte er an der Spitze des orientalischen Heeres ein gefährlicher Nebenbuhler werden. Marc Aurel schloß denn auch so rasch wie möglich mit den Donauvölkern einen nicht gerade günstigen Frieden und eilte in den Orient. Nun wurde zwar Avidius Cassius, als der Kaiser noch entfernt war, ermordet, und damit die Gefahr beseitigt, aber der Kaiser hielt es doch für nötig, seinen Zug fortzusetzen, um im Orient den Gehorsam herzustellen. Was er dort sah und hörte, scheint auch nicht erfreulich gewesen zu sein, jedenfalls nimmt seitdem die trübe Stimmung des Kaisers zu, und namentlich wird er, was in dem Maße früher an ihm nicht zu bemerken ist, besonders eifrig in heidnischen Kultushandlungen. Große Lustrationen und Opfer werden überall angeordnet, in Griechenland läßt er sich in die Mysterien einweihen. Gerade in Griechenland war aber damals die Christenhetze aufs lebhafteste im Gange. „Aller Orten," klagt Tatian, „suchen die Griechen wie im Wettkampf die Obrigkeit gegen die Christen zu treiben; die Gottlosesten der Menschen, sagen sie, müsse man aus dem Lande jagen." Aus der Schrift des Celsus können wir sehen, was man dem Kaiser vorgehalten haben wird. Die Christen seien Schuld an der Not des Reiches, sie allein versagten dem Staate ihre Hülfe in einer Zeit, wo alle Kräfte aufgeboten werden müßten, sich der Feinde zu erwehren. Man wies auf das Wachsen der Kirche hin, welche Masse die Christen schon bildeten. Wenn das so fortgehe, hieß es, werde der Kaiser bald allein

ſtehen, und das Reich die Beute der Barbaren werden. Bei der Antipathie des Kaiſers gegen die Chriſten, die ſeine Lehrer und Freunde, Fronto und der in den Chriſtenverfolgungen oft genannte Stadtpräfekt Junius Ruſticus, wohl noch genährt haben werden, fanden ſolche Worte leichten Eingang. Schwebte ihm doch Herſtellung der Römertugend und des Römerreiches als höchſtes Ziel vor; ſollte dieſes Ziel aber erreicht werden, dann mußten dieſe unrömiſchen Menſchen ausgerottet werden.

So erließ denn Marc Aurel ein Reſkript, das über die Trajaniſchen Verordnungen weit hinausging. Wir kennen es zwar dem Wortlaut nach nicht, aber Melito nennt es barbariſch an Grauſamkeit. Wurde auch noch nicht geradezu eine allgemeine Verfolgung angeordnet, ſo rief doch die Beſtimmung, daß die Ankläger von Chriſten in den Beſitz des ganzen Vermögens derſelben treten ſollten, in der That eine faſt allgemeine Verfolgung hervor. Denn nicht nur wurden jetzt von Privatperſonen, die nach den Gütern der Chriſten lüſtern waren, Anklagen über Anklagen erhoben, ſondern die Behörden ſelbſt beeilten ſich, den Judaslohn zu verdienen. Was bisher nicht geſchehen war, das geſchah jetzt, überall wurden die Chriſten aufgeſucht, vor Gericht geſtellt, oft aufs grauſamſte hingerichtet, und ihre Güter eingezogen.

Wie viel ſchwerer dieſe Verfolgung war als alle bisherigen, davon bekommen wir einen Eindruck, wenn wir den Brief leſen, in welchem die Gemeinden von Lugdunum (Lyon) und Vienne ihre Leidensgeſchichte erzählen. Das Volk begann damit, die Chriſten zu beſchimpfen, ſie mit Steinen zu werfen und ihre Häuſer zu plündern. Dann wurde eine Anzahl gefänglich eingezogen, und durch mancherlei Martern und Qualen ſuchte man Geſtändniſſe von ihnen zu erpreſſen. Die Meiſten blieben feſt, aber einige fielen zur großen Betrübnis der Gemeinde ab. Schlimmer noch war es, daß Sklaven chriſtlicher Herren auf der Folter ausſagten, es ſei wahr, was man von den Greueln erzähle, welche die Chriſten im Geheimen begingen.

Nun hatte man ja den Beweis der Gottlosigkeit in Händen, und die Wut der Heiden stieg aufs höchste. Mit den entsetzlichsten Martern suchte man jetzt den Christen dasselbe Geständnis zu entreißen. Den ganzen Tag wurden sie gequält, bis die Henker ermatteten, aber sie blieben ihrem Glauben treu. Eine zarte Jungfrau, Blandina, antwortete auf alle Fragen nur: „Ich bin eine Christin! bei uns wird nichts Böses gethan," und wiederholte das Wort noch, als alle Arten der Folter an ihr versucht waren, und sie blutend und zerfleischt kaum noch atmete. Ein Knabe, Pontikus, hielt trotz seiner Jugend (er war 15 Jahre alt) alle Qualen standhaft aus. Seine eigene Schwester stand ihm zur Seite und ermahnte ihn zur Treue. Der über 90 Jahre alte Bischof Pothinus von Lyon schleuderte dem Legaten auf die Frage: „Wer ist der Gott der Christen?" die kühne Antwort ins Gesicht: „Du wirst ihn erkennen, wenn du dessen würdig sein wirst." Er wurde so gemartert, daß er zwei Tage nachher im Gefängnis starb. Auch die anfangs verleugnet hatten, wurden durch solche Beispiele so gestärkt, daß sie sich zu neuem Bekenntnis ermannten. Da unter den Angeklagten römische Bürger waren, fragte der Legat zunächst in Rom an, und auf Befehl des Kaisers wurden die römischen Bürger mit dem Schwert getötet, die andern den wilden Tieren vorgeworfen. Von weit und breit strömten die Heiden zu diesem Schauspiel zusammen. Alle Verurteilten starben mit größter Freudigkeit, zuletzt Blandina, die aller Tod mit angesehen hatte, die Brüder stärkend und ermahnend. Mit Freude und Danksagung trat sie auf den Kampfplatz, als ginge sie zur Hochzeit, nicht als sollte sie den wilden Tieren vorgeworfen werden. In ein Netz eingeschlossen, wurde sie einem wilden Stier vorgeworfen und, nachdem dieser sie mehrmals mit den Hörnern in die Höhe geschleudert, getötet. Selbst Heiden gestanden, daß nie eine Frau unter ihnen so geduldet habe, und die Gemeinde fügt der Erzählung hinzu: „So verherrlichte sich der Herr in denen, die schwach

und gering erschienen vor der Welt." Die Leichen der Märtyrer wurden verbrannt, und die Asche in die Rhone gestreut. „Nun wollen wir doch sehen, ob sie auferstehen werden!" spotteten die Heiden.

Das Bild, das uns hier entrollt wird, ist nur ein einzelnes aus dieser Schreckenszeit. Vergeblich erhoben die Apologeten Melito, Miltiades, Athenagoras ihre Stimmen. Die Verfolgung ging durch das ganze Reich, bereits ein Vorspiel der späteren allgemeinen Verfolgungen. „Der Dämon der Christen," jubelt Celsus, „wird aus jedem Lande hinausgetrieben, und die ihm Geweihten gefesselt weggeführt und an den Pfahl gehängt, und der Dämon oder, wie du sagst, der Sohn Gottes rächt sich nicht." Celsus sieht das Wort des Apollopriesters jetzt an den Christen erfüllt: „Spät mahlen die Mühlen der Götter," und höhnisch verweist er darauf, wie es den Anbetern des Einen Gottes ergeht! „Den einen (den Juden) ist, anstatt daß sie Herren der Welt wären, auch nicht Eine Erdscholle oder Ein Herd übergelassen; von euch (den Christen) aber irrt zwar der eine oder andere noch in der Verborgenheit umher, aber er wird aufgesucht zur Strafe des Todes."

4. Erste Siegesahnungen.

Bei allem Jubel über die Vernichtung der Christen muß Celsus doch ein Gefühl davon gehabt haben, daß diese Verfolgung sie nicht vernichtet habe, und nicht vernichten werde. Weshalb hätte er sie sonst jetzt gerade auch litterarisch angegriffen? Denn höchst wahrscheinlich fällt die berühmte, oder lieber berüchtigte, Schrift, die er unter dem Titel „Wahres Wort" herausgab, eben in diese Zeit. Wir besitzen sie zwar nicht vollständig mehr (später hat christlicher Eifer sie vertilgen zu müssen geglaubt), aber wir können sie doch aus der Gegenschrift des Origenes ziemlich vollständig herstellen. Liest man sie, so kann man sich des Staunens nicht erwehren, nicht etwa

bloß darüber, daß Celsus das Christentum so genau kennt, im Alten und Neuen Testamente bewandert ist, auch nicht über das kaum je wieder erreichte Maß von giftigem Haß, den er zumeist gegen Christum selbst ausschäumt, sondern ganz besonders darüber, mit welchem Scharfsinn der Heide den eigentlich entscheidenden Punkt getroffen hat, und fast noch mehr darüber, daß sich hier, in der ältesten Streitschrift gegen den christlichen Glauben, die wir kennen, bereits alles findet, was bis auf den heutigen Tag dagegen vorgebracht ist.

Nach einer wohlüberlegten Taktik läßt Celsus das Christentum zunächst von einem Juden bestreiten, um dann erst selbst aufzutreten und beide, Judentum und Christentum, zu bekämpfen. Auf diese Weise nützt er nicht nur den jüdischen Haß und alle Lügen, welche dieser über Christum ausgebreitet hatte, in seinem Interesse aus, sondern das Judentum dient auch dem Christentum als Folie, um es noch schwärzer, noch verwerflicher erscheinen zu lassen. Schon das Judentum ist Abfall von der väterlichen Religion, aber es ist doch noch immer eine Volksreligion, hat doch noch etwas Vaterländisches; das Christentum dagegen, das wieder durch Abfall vom Judentum entstanden ist und den Wahnsinn auf den Gipfel getrieben hat, ist reine Empörung, offener Aufruhr.

Wie schon angedeutet, kommt der Haß des Celsus am meisten dem Herrn selbst gegenüber zu Tage. An diesem läßt er gar nichts Gutes. Er ist ihm ein ganz ordinärer Schwindler und Betrüger. Von einem armen, bäurischen, um Lohn spinnenden Weibe, die im Ehebruch mit einem Soldaten Panthera lebte, geboren, hat er in Ägypten Zauberei gelernt und damit Menschen niedrigsten Standes, Zöllner und Fischer an sich gezogen. Denen hat er vorgeschwindelt, er sei der Sohn Gottes und von einer Jungfrau geboren, hat mit ihnen ein elendes Fluchtleben geführt und zuletzt (so wenig Gewalt hatte er selbst über seine Anhänger), von einem seiner Schüler verraten, von einem anderen verleugnet, einen schmählichen und feigen

Untergang gefunden. Großes hat „dieser Pestmensch,“, „dieser Prahler“, „dieser Goet“ nicht gethan, nur einige Zauberkünste getrieben, die aber auch an die Anderer nicht hinanreichen. Böses und Unrecht hat er viel gethan, nur weiß Celsus nicht zu sagen was? Was die Evangelien von ihm berichten, beruht teils auf seinen eigenen Lügen, teils auf den Lügen seiner Jünger. Er soll zwar sein Leiden, auch die Verleugnung und den Verrat vorherverkündigt haben, aber Celsus führt aus, der Umstand, daß es eben so geschah, sei schon ein Beweis, daß es nicht vorhergesagt sein konnte: „Denn wie konnten die, die es aus seinem Munde vorher gehört, ihn noch verraten und verleugnen? Sagte er das als Gott vorher, so mußte es ja so geschehen, und, die es thaten, hat er, der Gott, selbst zu diesem Gottlosen verführt. Und wenn es so geschehen mußte, und er sich gehorsam dem Willen des Vaters unterwarf, weshalb hat er denn in Gethsemane um Hülfe gerufen und so gewehklagt?“ Es mag wahr sein, daß er zu seinen Jüngern gesagt, er werde wieder auferstehen, aber solche Windbeuteleien haben auch andere getrieben. Auch sonst hört man in den Mythen von Auferstandenen. Das sind eben Mythen. „Oder meint ihr, daß die Dinge der Anderen Mythen seien und als solche gelten, während bei euch die Katastrophe des Dramas anständig oder wahrscheinlich erfunden sei, seine Stimme am Pfahl, als er ausatmete, und das Erdbeben und die Finsternis? Daß er zwar lebend sich selbst nicht half, tot aber auferstand und die Zeichen der Strafe zeigte und die Hände, wie sie durchbohrt waren? Wer hat das gesehen? Ein halbverrücktes Weib, wie ihr sagt, und vielleicht noch ein anderer von derselben Betrügerverbindung, indem er vermöge einer gewissen Disposition träumte oder nach seinem eigenen Willen in verführter Meinung Phantasien hegte, was doch schon Tausenden begegnete; oder, was am ersten zu glauben ist, indem er durch diese Gaukelei die Übrigen in Staunen setzen und durch eine solche Lüge anderen Betrugsbettlern Eingang verschaffen wollte.“

Wäre er wirklich auferstanden, so hätte er seinen Richtern und überhaupt allen erscheinen müssen, meint Celsus, und findet es seltsam, daß er zu seinen Lebzeiten allen gepredigt und keinen Glauben gefunden hat, als der Auferstandene aber, da er doch so leicht alle hätte zum Glauben bringen können, nur einem Weiblein und seinen Genossen heimlich und schüchtern erschienen ist. Es bedarf kaum erst einer Hinweisung darauf, daß wir hier bereits dieselben Dinge vor uns haben, die uns heutigen Tages als sicheres Ergebnis der neuesten Wissenschaft angeboten werden. Da ist Renans femme hallucinée, da ist die Visionshypothese in schönster Ausführung, und damit auch die andere heute als die eigentlich geistige Auffassung sich brüstende nicht fehle, giebt Celsus an anderen Stellen zu, daß der tote Christus wirklich erschienen sein möge, aber nicht als ein mit dem Leibe Auferstandener, sondern als Gespenst.

Wo der Anstoß, den Celsus am Christentum nahm, eigentlich wurzelte, haben wir schon oben gesehen, darin, daß der Gott der Christen ein Gott der Sünder ist, daß das Christentum eine Religion der Armen, der Sklaven, der Elenden ist. Ein Gott, der mit den Sündern Erbarmen hat, und sich dagegen von den stolzen und starken Seelen abwendet, ist für den Heiden eine Umkehrung aller Begriffe. Die Götter der Heiden lieben nicht und werden nicht geliebt; die strenge Gerechtigkeit, die ihnen zugeschrieben wird, kann nicht vergeben. Gegen diesen Gott, der sich der Elenden annimmt, der seine Arme ausstreckt nach denen, die leiden und weinen, der selbst die Schuldigen nicht abweist, richtet sich denn auch vor allem die Polemik des Celsus.

Als den eigentlichen Kernpunkt des ganzen Christentums sieht er (und damit trifft er wirklich das Rechte) den Glauben an, daß Gott vom Himmel herabgekommen ist, um die Menschen zu erlösen. In Celsus' Augen ist dieser Glaube das Ungereimteste, was man sich denken kann. „Was ist denn der Sinn solcher Herabkunft für Gott, als daß er die Dinge unter

den Menschen kennen lerne? Weiß er denn nicht alles? Er weiß es, sagt ihr. Also er weiß es zwar, aber er besserts nicht, und es ist ihm nicht möglich, mit göttlicher Kraft zu bessern, wenn er nicht einen leibhaftigen Jemand dazu schickt?" Ist er herabgekommen, so hat er ja seinen Stuhl im Himmel leer gelassen, und sein Kommen bringt in diese Welt eine Revolution, „denn wenn du irgend ein einziges der hiesigen Dinge, auch das kleinste, verändern würdest, so wird alles umgestürzt dir zu grunde gehen." Aber noch mehr in der Tiefe sucht Celsus diesen Hauptartikel des Christenglaubens anzugreifen. Dieser Glaube hat wieder darin seinen Grund, daß die Christen meinen, die Welt sei um der Menschen willen gemacht, und Gott kümmere sich speziell um die Menschen. So lächerlich dünkt ihm das, daß er die Rasse der Juden und Christen mit Fröschen vergleicht und mit Würmern, die an einer Pfütze Sitzung halten und sich streiten. Die Frösche sagen: „Alles offenbart Gott uns zuerst und kündigt es zuvor an, und die ganze Welt und den himmlischen Lauf verlassend, wohnt er allein in unserer Mitte." Dann sagen die Würmer: „Es ist Ein Gott, dann nach ihm kommen wir, die wir von ihm geworden sind, durchaus Gott ähnlich, und uns ist alles unterworfen, Erde und Wasser und Luft und Gestirne; unsertwegen ist alles da und uns zu dienen, ist es geordnet! Und jetzt, da einige unter uns fehlen, wird Gott kommen oder seinen Sohn senden, damit er die Ungerechten verbrenne, und wir Übrigen mit ihm ewiges Leben haben." Celsus erklärt es für Hochmut, zu glauben, Gott habe alles für die Menschen gemacht. Aus der Naturgeschichte, aus dem Scharfsinn vieler Tiere kann man zeigen, daß nicht in höherem Maße um der Menschen als um der Tiere willen alles gemacht ist. Ja Celsus bemüht sich jetzt zu zeigen, daß die Tiere in manchen Stücken höher stehen, als die Menschen, und die Menschen den Tieren unterworfen sind. Die Bienen haben auch ein Oberhaupt und gründen Städte, die Ameisen sorgen für den Winter und be-

graben ihre Toten, die Schlangen und Adler verstehen Zauberkünste. Die Vögel schauen die Zukunft und deuten sie durch ihren Flug an. Selbst nicht einmal die Frömmigkeit ist ein Vorzug der Menschen. Es giebt nichts Eidestreueres als die Elefanten, und die Störche übertreffen die Menschen an Frömmigkeit. Überhaupt, und damit kommt seine Polemik auf den Gipfel, leugnet Celsus jeden Zweck der Welt. „Also nicht für den Menschen ist alles gemacht, wie auch nicht für den Löwen oder Adler oder Delphin, sondern damit diese Welt als Gottes Werk vollkommen und vollständig in allen Stücken werde. Deswegen ist alles ausgemessen, nicht als ein Eigentum unter einander, vielmehr nur als Gesamtwerk, vielmehr als Eigentum des Ganzen. Gott liegt es am Ganzen, und dieses verläßt niemals die Vorsehung, und es wird nicht schlechter, noch kehrt durch Zeit hindurch Gott zu sich selbst zurück, noch zürnt er der Menschen wegen, wie auch nicht der Affen und Fliegen wegen; auch droht er diesen nicht, von denen ein jedes in seinem Teil sein Los bekommen hat." Die Welt, führt er noch an einer andern Stelle aus, bleibt immer dieselbe. „Böses wird weder früher noch jetzt noch künftig weniger oder mehr werden, denn eine und dieselbe Natur ist die Natur des Ganzen." In der That hätte Celsus darin Recht, so wäre das Christentum im tiefsten Grunde widerlegt, denn es ist nichts anderes, als der Glaube an die Gottesthat, daß er sich der Menschen angenommen und durch die Sendung seines Sohnes die sündig gewordene Welt erlöst und hergestellt hat.

Es ist in der That frappant, wie der älteste Bestreiter des Christentums und einer der jüngsten, Strauß, hier zusammentreffen. Ganz wie bei Celsus ist auch bei Strauß die Hauptinstanz gegen das Christentum der nirgend durchlöcherte Naturzusammenhang; ganz wie jener kommt auch dieser zuletzt dabei an, jeden Zweck der Welt zu leugnen. Ihr Zweck ist nur, daß sie ist. Es kommt, führt er aus, eine Zeit, in der die Erde nicht mehr bewohnt, ja in der sie als Planet gar nicht mehr bestehen wird, in der nicht

bloß alles was auf Erden ist, alle Arbeiten und Leistungen der Menschen, alle Staatenbildungen, alle Werke der Kunst und Wissenschaft verschwunden sein, sondern auch kein Andenken in irgend einem Geiste zurückgelassen haben werden, da mit der Erde natürlich auch ihre Geschichte zu Grunde gehen muß. Entweder hat nun die Erde hiemit ihren Zweck verfehlt, es ist bei ihrem Bestande nichts herausgekommen, oder jener Zweck lag nicht in etwas, das fortdauern sollte, sondern er ist in jedem Augenblick ihrer Entwickelungsgeschichte erreicht worden. Ganz wie Celsus leugnet auch Strauß jedes Besser- oder Schlechterwerden der Welt. Denselben Satz, den wir oben bei Celsus lasen, lesen wir in Strauß' altem und neuem Glauben wieder. „Das All ist in keinem folgenden Augenblicke vollkommener als im vorhergehenden noch umgekehrt." Ja so genau stimmen beide Bekämpfer des Christentums zusammen, daß ganz wie Celsus auch Strauß sich bemüht, den Unterschied zwischen Mensch und Tier zu verwischen. „Erst das den Naturgottheiten feindliche Judentum und das dualistische Christentum," sagt er, „haben die Kluft zwischen Mensch und Tier gerissen," und es ist als ob man Celsus hörte, wenn man liest: „Je genauer das Leben und Treiben irgend einer Tierart beobachtet wird, desto mehr findet sich der Beobachter veranlaßt, von ihrem Verstande zu reden. — Eine Art von Ehrgefühl, von Gewissen ist bei edleren und wohlgehaltenen Pferden und Hunden kaum zu verkennen." Selbst einen „Ansatz höherer moralischer Fähigkeiten" findet Strauß bei den Tieren, und Bienen, Ameisen und Elefanten spielen bei ihm dieselbe Rolle, wie bei Celsus.

Es schien mir von Interesse, an dieser Stelle die Parallele zwischen der Kampfeszeit der Kirche und der Gegenwart, was ich sonst absichtlich nicht gethan habe, einmal auszuführen. Wissen die heutigen Feinde unseres Glaubens nichts anderes vorzubringen, als was der erste Gegner schon vor 1700 Jahren vorgebracht hat, so sind sie widerlegt, ehe sie geschrieben haben. Denn Celsus ist widerlegt, ich meine nicht durch die Gegenschrift

des Origenes, so scharf diese mit ihm ins Gericht geht, sondern durch die Thatsache, daß der von ihm verhöhnte Glaube dennoch gesiegt hat.

Eine Ahnung dieses kommenden Sieges scheint denn auch Celsus schon durchzittert zu haben. Er kann doch nicht leugnen, daß es unter den Christen „auch etliche maßvolle, fromme, verständige und zu allegorischen Deutungen geschickte Leute giebt," und während er auf der einen Seite den Stifter des Christentums nur für einen Schwindler ausgiebt, betrachtet er dieses selbst doch auf der andern Seite als eine Art Philosophie, vergleicht es also doch wenigstens dem Höchsten, was das Altertum kannte. Auch die mehrmals geäußerte Besorgnis vor den Zauberkünsten der Christen zeigt, daß er eine Macht im Christentum nicht leugnen kann, wenn er dieselbe auch, seinen sonstigen Anschauungen entsprechend, nur als Zaubermacht betrachtet. Was das Wichtigste ist, Celsus ist selbst in seinem eigenen Glauben nicht mehr sicher. Er verteidigt den Polytheismus nur mit einer gewissen Verschämtheit und mit erheblichen Modifikationen. Ausdrücklich warnt er davor, daß man den Dienst der Götter nicht ins Extrem treiben soll. „Es ist richtiger, zu meinen, daß die Dämonen (die Untergötter) nichts bedürfen, daß ihnen nichts mangelt, aber daß sie sich erfreuen an frommen Gefühlen, die man ihnen bezeugt." Die Hauptsache ist, daß man sich an den wahren Gott hält und von ihm nicht läßt Tag und Nacht; in allen Thätigkeiten muß der Sinn auf Gott gerichtet sein. Damit ist der Polytheismus im Grunde aufgegeben. Celsus hat selbst schon den Glauben daran verloren und wenigstens eine Ahnung davon, daß er für eine bereits verlorene Sache streitet. Sein ganzes Buch ist selbst eine Weissagung des Sieges für das Christentum.

So verstehen wir es denn auch, wie Celsus bei allem grimmigen Hasse gegen das Christentum zuletzt dazu kommt, den Christen eine Art von Kompromiß vorzuschlagen. Sie sollen geduldet werden, auch Freiheit haben, dem Einen höchsten Gott

zu dienen, wenn sie daneben den Untergöttern, den Dämonen, die dem Einzelnen in dieser irdischen Welt vorstehen, dienen wollen, wenn sie den Kaiser zu ehren, und ihm in dieser schweren Zeit zu helfen, die Arbeit und Not des römischen Reiches zu teilen sich entschließen können. Celsus läßt es sich sehr angelegen sein, den Christen diesen Kompromißvorschlag annehmbar zu machen. Er bemüht sich förmlich den christlichen Glauben und die Philosophie einander näher zu bringen. Es ist ja gar nicht viel, was er verlangt. Sie können im übrigen Christen bleiben, den höchsten Gott nach wie vor verehren, wenn sie nur daneben auch den Dämonen die ihnen gebührende Ehre erzeigen. Wenn man ihnen noch zumutete, irgend eine Schändlichkeit zu begehen! Aber was ist es denn für eine Gottlosigkeit der Athene eine schöne Hymne zu singen? man ehrt ja in ihr den höchsten Gott. Oder was für eine Gottlosigkeit ist es, beim Genius des Kaisers zu schwören? hat ihm nicht Gott die Macht anvertraut? befiehlt er nicht durch Gott und unter seiner Autorität? Für den Fall aber, daß die Christen diesen Lockungen widerstehen, droht Celsus mit Gewalt, dann werden sie völlig ausgerottet werden. Also mögen die Christen wählen: Frieden oder Krieg?

Für die Christen war das freilich keine Wahl. Sie konnten auf diesen Kompromißvorschlag nicht eingehen. Der Dienst des höchsten Gottes schließt den Dienst der Dämonen aus, und das Christentum will mehr sein, als eine neben andern geduldete Religion. Die Vergötterung der Weltmächte und des Kaisers hätte aus dem Christentum ein neues Heidentum gemacht. Gewiß, das Christentum wird einmal eine andere Stellung zum römischen Reiche einnehmen, und die ersten Symptome davon zeigen sich gerade jetzt. Es ist nicht zufällig, daß eben unter Marc Aurel der Bischof Melito den Gedanken eines Zusammengeborenseins beider ausspricht, den wir zum Ausgang unserer Betrachtung machten. Die Zeit wird kommen, in der die beiden kämpfenden Mächte sich zu-

sammenschließen. Aber jetzt liegt diese Zeit noch fern, für jetzt können die Christen nur dulden. Sie verwerfen jeden Kompromißvorschlag, sie verschmähen es, sich durch Nachgiebigkeit Gnade zu erkaufen, lieber wollen sie im ehrlichen Kampfe, des endlichen Sieges gewiß, fallen. Nirgend ist das bestimmter und ergreifender ausgesprochen als in der Akte der Scillitanischen Märtyrer, deren Martyrium wahrscheinlich in das Todesjahr Marc Aurels fällt.

In der numidischen Stadt Scillita wurden eine Anzahl Christen und Christinnen vor das Tribunal des Prokonsuls geführt. Er bot ihnen Gnade an, wenn sie sich zu den Göttern bekehren und beim Genius des Kaisers schwören wollten. „Ich weiß von keinem Genius des Beherrschers dieser Erde," antwortete einer von ihnen, Speratus, „aber ich diene meinem Gott im Himmel, den kein Mensch je gesehen hat, noch sehen kann. Ich entrichte meine Abgaben, denn ich erkenne den Kaiser als meinen Herrn; aber anbeten kann ich nur meinen Herrn, den König aller Könige, den Herrn aller Völker." Der Prokonsul ließ sie ins Gefängnis führen und versuchte am andern Tage nochmals, sie umzustimmen. Sie blieben aber fest bei ihrem Bekenntnis: „Wir sind Christen!" und auf die Frage des Prokonsuls: „So wollt ihr keine Gnade, keine Verzeihung?" erwiderte einer im Namen aller: „In einem ehrlichen Kampfe giebt es keine Gnade. Thue was du willst. Wir sterben mit Freuden für unsern Herrn Christum." Auf dem Richtplatz beugten sie nochmals ihre Kniee, beteten mit einander und wurden dann enthauptet.

Für jetzt erlosch die Verfolgung noch wieder. Commodus, ein ganz anderer als Marc Aurel, setzte sie nicht fort. Aber das hatte sie doch klar gemacht, daß die Christen sich getäuscht, wenn sie von der persönlichen Milde und Gerechtigkeit eines Kaisers Frieden hofften. Selbst wenn der einzelne Kaiser dafür gewonnen wäre, die Zeit war dafür noch nicht reif. Das Heidentum mußte erst noch andere Entwicklungen durchmachen,

ehe es sich vor dem Kreuze beugte, und das Christentum mußte erst noch durch andere Kämpfe hindurch, ehe ihm der Sieg zu teil werden konnte. Alle bisherigen Kämpfe sind nur Einzelkämpfe, die genügen nicht, die große Feldschlacht muß noch geschlagen werden. Die Kirche muß hinein in die Schrecken und Nöte einer allgemeinen Verfolgung.

Es kann uns das wehmütig stimmen, wenn wir an die Ströme von Blut denken, die noch fließen sollen. Aber es ist so Gottes Rat, und ist auch gut so. Das Christentum soll den Kampf ganz durchkämpfen, es soll den Sieg nicht irgend einem zufälligen Umstande, auch nicht dem persönlichen Wohlwollen eines Kaisers danken, sondern den in ihm wohnenden Kräften. So erst ist der Sieg wirklich ein Sieg, so allein kann die Kirche auch für alle Zeiten den vollen Segen dieses Kampfes und Sieges davonbringen. Ein vorzeitiger Kompromiß hätte das Heidentum in die Kirche getragen. Das ist selbst noch unter Konstantin geschehen. Wie viel mehr würde es der Fall gewesen sein, wenn schon unter Marc Aurel Frieden geschlossen wäre!

Aber auch die große Feldschlacht, wie ich sie nannte, wird noch nicht gleich geschlagen. Zunächst folgt auf den Sturm unter Marc Aurel eine verhältnismäßige Ruhezeit. In dieser vollzieht sich die bereits begonnene innere Entwickelung des Heidentums wie des Christentums, und erst diese Entwickelung bringt die beiden kämpfenden Teile in die Lage, sich unter Aufbietung aller Kräfte mit einander zu messen.

Drittes Kapitel.

Der Umschwung.

Röm. 1, 22: Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.
Joh. 16, 13: Der Geist der Wahrheit wird euch in alle Wahrheit leiten.

1. Der Umschwung innerhalb des Heidentums.

Es würde eine ganz falsche Vorstellung sein, wollten wir uns in dem Riesenkampfe zwischen Christentum und Heidentum die beiden Gegner beständig in derselben Stellung verharrend denken. Dazu währt der Kampf viel zu lange. Zieht er sich doch durch drei Jahrhunderte hindurch. In dieser Zeit haben beide, das Heidentum wie das Christentum, eine große Entwickelung durchgemacht, und als die letzte Entscheidungsschlacht geschlagen wird, sind sie beide ganz andere geworden, als da der Kampf begann. Nur wenn man das beachtet, kann man den Sieg des Christentums verstehen und würdigen. Denn dieser Sieg ist keineswegs eine bloß äußerliche Verdrängung des Heidentums, sondern eine innerliche Überwindung. Ehe wir daher weitergehen, wird es nötig sein, daß wir zunächst ein Bild des großen Umschwungs zu gewinnen suchen, der sowohl innerhalb des Heidentums als des Christentums im zweiten Jahrhundert sich vorbereitet, im dritten offen zu Tage tritt, und der die Gegner erst in diejenige Stellung zu einander bringt, welche die Entscheidung des Kampfes herbeiführt.

Auf Seiten des Heidentums läßt sich der Umschwung kurzweg als Restauration bezeichnen, oder soll gleich das innere Wesen dieser Restauration, wenn auch zunächst nur ganz allgemein, angedeutet werden, so besteht die Wendung, die sich jetzt vollzieht, darin, daß an die Stelle des Unglaubens der Aberglaube tritt. Es ist das eine ganz naturgemäße Entwickelung. Die Restauration ist nur ein notwendiges Stadium im Verfall des Heidentums, ein Symptom der sinkenden Macht desselben. Noch einmal rafft der heidnische Staat alle seine Kräfte zusammen, um dem immer stärker werdenden Gegner zu widerstehen. Der Unglaube ruft mit Notwendigkeit den Aberglauben als seine Kehrseite hervor. Weder der einzelne Mensch, noch ein Volk kann die Leere des Unglaubens auf die Dauer ertragen. Im luftleeren Raume ist nun einmal nicht zu leben. So wird die Stelle, die der Unglaube leer gemacht hat, mit Aberglauben ausgefüllt. Die falsche Verneinung treibt mit innerer Konsequenz zur falschen Bejahung.

Was im Gange der Entwickelung lag, wurde durch die Weltlage mächtig gefördert. Als Marc Aurel, von der Pest ergriffen, auf dem Totenbette lag, und seine Freunde weinend umherstanden, sprach der Kaiser: „Weinet nicht über mich, weinet über die Pest und das allgemeine Elend.“ Mit Commodus kommt das nur kümmerlich noch verdeckte, aber auch von den besten Kaisern nicht geheilte Verderben des Reiches plötzlich desto furchtbarer zu Tage. Schreckliche Zeiten beginnen. Die Republik ist bis auf wenige Reste, die noch ein Scheinleben fristen, begraben, aber es ist keine wahre Monarchie an die Stelle getreten, sondern ein Cäsarentum der schlimmsten Art. Es fehlt nicht bloß an einer Dynastie, in der der Thron vererbt, was noch schlimmer ist, es fehlt auch jede Bestimmung darüber, wer das Recht hat, den Kaiser zu ernennen. Der Senat hatte in gewissem Sinne das historische Recht auf seiner Seite; aber dazwischen drängen sich die Prätorianer, deren Macht um so größer war, je schlechter die Kaiser, denn um

so mehr bedurften sie des Schutzes ihrer Leibwache, und um so mehr wurde dieser geschmeichelt. Dann fangen auch die Legionen in den Provinzen an, Kaiser zu erheben, und da jeder neu Erhobene durch noch größere Geschenke die Soldaten an sich zu fesseln sucht, finden diese bald ihren Vorteil in möglichst kurzen Regierungen, bis zuletzt die Kaiserwürde in öffentlicher Auktion an den Meistbietenden verkauft wird.

„Macht die Soldaten reich und verachtet den Rest!" lautet das Testament des Septimius Severus. Mit ihm beginnt die Militärmonarchie, die nach einigen Unterbrechungen, in denen noch der alte Kaiserwahnsinn wieder auftaucht, von einer Reihe großer Soldatenkaiser repräsentiert wird, die das Reich noch einmal retten. Aber es sind eiserne Zeiten, das ganze Reich starrt in Waffen, überall Krieg. Zu Zeiten sieht es aus, als sollte alles aus den Fugen gehen; ganze Provinzen haben sich losgerissen und stehen unter eigenen Kaisern. Oft sind der Gewalthaber so viele, daß wir sie nicht einmal alle kennen. Die Barbaren stürmen an die Grenzen, die Goten stehen schon in Norditalien, Gallien ist eine Zeit lang in den Händen germanischer Stämme, bis es den großen Generalen gelingt, durch beständige Kriegszüge die Welt noch einmal wieder in die Fugen zu bringen. Solche Zeiten, in denen alles schwankt, alles unsicher ist, wo was heute oben steht, morgen unterliegt, wo die ganze Welt zum Feldlager wird, und kraftvolle Naturen sich von unten auf zum Kaisertum emporschwingen, aber nur, um nach kurzer Zeit einem Glücklicheren zu weichen, solche Zeiten sind recht dazu angethan, den Aberglauben zu nähren und groß zu ziehen. Ist es doch eine allgemeine Regel, daß Zeiten des Glücks mit ihrer Üppigkeit und Schwelgerei am meisten den Zweifel und Unglauben ausbrüten, Zeiten der Not dagegen wie den Glauben so auch den Aberglauben wachrufen, denn je unsicherer das Irdische, desto mehr greift der Mensch nach dem Überirdischen und Wunderbaren.

Dazu kommt der steigende innere Verfall. Die Welt altert,

den Eindruck bekommt man in der Zeit nach Marc Aurel immer mehr. Die Heiden selbst haben davon ein Gefühl. Sie klagen oft darüber, daß es abwärts gehe. Seit das Christentum in die Welt gekommen, so sagen sie, sei aller Segen gewichen. Krieg, Pestilenz, Dürre, Heuschrecken, Hungersnot überall. Ja man wollte sogar wissen, die Flüsse seien seichter geworden und die Berge niedriger; man sähe den Ätna nicht mehr aus so weiter Entfernung wie früher; so seltsam das lautet, jedenfalls ein Symptom, wie stark man sich des Niedergangs bewußt war. Das römische Reich verarmt mehr und mehr. Selbst in den besten Zeiten war seine ökonomische Lage schlecht gewesen, wie sich mit Sicherheit aus den beiden Thatsachen ergiebt, daß der Zinsfuß sich nicht erniedrigte, und die Bevölkerung nicht wuchs. Jetzt eilt der Staat vollends dem finanziellen Ruin entgegen. Die Steuernachlässe werden periodisch. Das Volk konnte nicht mehr zahlen; was es noch hatte, verschlang der Krieg oder wurde von der Üppigkeit des kaiserlichen Hofes verschwendet. Das Geld wird verschlechtert. Die Goldmünze, der Aureus, sinkt von Cäsar bis Konstantin allmählich im Werte von 22½ ℳ auf 12½ ℳ. Statt des Silbergeldes prägte man Münzen, die aus einer Mischung von Kupfer, Zinn und Blei bestanden. Wirklich wert waren die Stücke so gut wie nichts, aber der Staat gab ihnen Zwangskurs, während die Staatskassen diese Münzen selbst nicht nahmen. Es war im Grunde der offenbare Staatsbankerott. Der Ackerbau ging zurück. Weithin lagen die Äcker unbebaut. Schon Pertinax mußte ein Gesetz geben, nach welchem verlassene Äcker von jedem in Besitz genommen werden können, der sie kultivieren will. Der Handel stockte.

Der tiefste Grund dieses finanziellen Rückgangs liegt in der antiken Verachtung der Arbeit, in der Sklavenwirtschaft und darin, was noch schlimmer ist, daß der Müssiggang und die Faulheit privilegiert waren. Die Städte, die nicht arbeiteten, trugen geringe oder keine Lasten, die römischen Müssig-

gänger wurden vom Staat gefüttert. Alles ging vom Staate aus und wurde vom Staate erwartet, Brot und Spiele. Unsere großen Städte konsumieren auch, was das Land erarbeitet, aber sie zahlen es in Industrieprodukten zurück. Der Handel und die Industrie der großen Städte des Altertums ist aber wesentlich unproduktiv. Rom zahlte mit den Steuern, die aus den Provinzen dahin flossen, d. h. es zahlte in Wirklichkeit gar nicht. Es lebte von den Reichtümern der Provinzen, diese mußten aber einmal aufgezehrt werden. In den ruhigen Zeiten unter den großen Kaisern des zweiten Jahrhunderts merkte man das nicht so, als aber jetzt die unruhigen Zeiten kamen, als ein Bürgerkrieg den andern ablöste, Kaiser gegen Kaiser standen, die Provinzen oft verwüstet wurden, kam das Verderben zu Tage. Die Welt war verarmt, weil sie das Einzige nicht kannte, was wahren Wohlstand schafft und erhält, die freie Arbeit.

Der Verfall ist aber nicht bloß materieller, er ist auch geistiger Art. Freiheit und Schönheit, die beiden Angeln, um die sich das Leben der alten Welt dreht, sind dahin. Hatten die Kaiser des zweiten Jahrhunderts immer noch einen Schein und Schatten der Freiheit gewahrt, daß man zu Zeiten träumen konnte, sie sei noch da, nun schwindet auch der Schatten. Was kümmerten sich die Schandmenschen, die jetzt auf dem Throne saßen, was kümmerten sich hernach die Soldatenkaiser, die im Feldlager groß geworden, die nur ihrem Schwert vertrauten, um die Freiheit des römischen Volks. Die Schönheit welkt auch, die Kunst sinkt reißend schnell. Sie produziert nicht mehr, sie reproduziert nicht einmal, sie wiederholt höchstens das Vorhandene. Massenhaftigkeit tritt an die Stelle der Schönheit. Alexander Severus ließ in Rom eine Anzahl riesengroßer Statuen setzen, und Gallienus wollte seine eigene Statue als Sonnengott 200 Fuß hoch auf dem höchsten Punkte der Stadt aufrichten. Die Lanze in seinen Händen sollte so dick sein, daß ein Kind auf einer Wendeltreppe darin aufsteigen könnte.

Die Schönheit der alten Götterbilder macht abscheulichen Mißgestalten Platz. Ephesinische Dianenbilder mit unzähligen Armen, Zerrbilder, Darstellungen des Allgotts, Pantheen genannt, treten an die Stelle der herrlichen Gebilde, welche einst die griechische Kunst geschaffen. Die Dekoration überwiegt und wird einförmig und steif. Auch die Poesie schwindet. Der Roman verdrängt das Epos und das Drama. Centonen aus Virgil, Gedichte nur aus virgilischen Versen zusammengesetzt, figurierte Gedichte, z. B. ein Gedicht, das geschrieben die Gestalt einer Hirtenflöte hatte, und ähnliche Spielereien nehmen überhand. Die Sprache verwildert. Im Griechischen wie im Lateinischen nehmen Barbarismen zugleich mit Archaismen überhand. Die Philosophie weicht der Rhetorik. Seit Septimius Severus ist es mit der alten Philosophie zu Ende. Selbst physisch entartet das Geschlecht. Wenigstens will man beobachtet haben, daß die Porträtbilder und Statuen, die uns aus dieser Zeit aufbehalten sind, eine zunehmende Häßlichkeit verraten. Die Gestalten haben etwas Krankhaftes, Aufgedunsenes oder Eingefallenes.

Kurzum, die Welt altert, und in ihrem Alter wird sie fromm. Mit welchem Ernste redet man nun wieder von den Göttern. Älian aus dem dritten Jahrhundert hat ein ganzes Buch voll Beispiele zusammengestellt, wie schlimm es den Götterfeinden ergangen ist, und erzählt unter andern erbaulichen Legenden auch, daß selbst die Elefanten des Morgens ihre Kniee beugen und die Götter anbeten. Apulejus, der am meisten gelesene Romanschreiber der Zeit, ergeht sich in der schwärmerischsten Weise über göttliche Dinge und steckt voll von Aberglauben, aber daneben tragen seine Erzählungen auch einen lüsternen Charakter, und seine Frömmigkeit hat, wie die der ganzen Zeit, etwas von der Frömmigkeit eines Menschen, der jung ein Wüstling, im Alter fromm wird. Die Tempel werden wieder fleißiger besucht; es gehört zum guten Ton, in allem Gottesdienstlichen großen Eifer zu beweisen.

Freilich gilt der Eifer mehr den fremden Göttern als den

vaterländischen. Die schon begonnene Göttermischung kommt jetzt erst auf ihren Gipfel, und die Fremdkulte verdrängen die einheimischen fast ganz. Mit welcher Pracht wird jetzt das Fest der großen Mutter in Rom gefeiert; wie stolz treten ihre Priester, die Juvenal nur in der Winkelschenke zwischen Schiffern und entlaufenen Sklaven gefunden hatte, jetzt auf! Das Geheul um den verlorenen Attys erschallt an der Tiber so laut, wie je am Orontes, und der Tag der Hilarien, der Wiederauffindung des Attys, ist für ganz Rom ein Freudentag. Hatten die Heiligtümer der ägyptischen Götter früher nur in einem Winkel außerhalb der Stadtmauern ihren Platz gefunden, schon Domitian baut ein prächtiges Isium und Serapium, und auf den Straßen Roms finden sich jetzt besondere Halteplätze (pausae) für die Prozessionen dieser Götter. Der Kaiser Commodus geht, als Priester der Isis geschoren, selbst in der Prozession mit und trägt das Bild des hundsköpfigen Anubis. Auch der letzte in der Reihe der aus Osten und aus immer fernerem Osten eingewanderten Götter, der persische Mithras, hat jetzt zahlreiche Verehrer. Er ist ein Lichtgott, ein Sonnengott, als Gott der untergehenden Sonne auch der Gott der Unterwelt, zugleich aber als der unbesiegte Gott, der „unbesiegte Begleiter," wie er oft heißt, der Gott der Krieger, deshalb recht für diese Zeit gemacht, wo die ganze Welt von Krieg erfüllt ist. Sein Dienst wird immer in einer Höhle vollzogen. In Rom ging die Höhle tief in den Kapitolinischen Hügel. Auch Kaiser waren ihm zugethan, und überall, wohin römische Heere kamen, selbst am Rhein, hat man Mithräen, Mithrashöhlen gefunden. Auf die Höhe kam diese Göttermischung in der Zeit, als Elagabal, der Sonnenpriester aus Syrien, als Kaiser seinen Sonnengott, von dem er auch den Namen angenommen hatte, einen kegelförmigen schwarzen Stein, aus Emesa nach Rom holen ließ. Dort wurde dem Gotte ein kostbarer Tempel erbaut und große Opfer gebracht. Dann wurden das Bild und die Schätze der himmlischen Göttin aus Karthago geholt und diese dem Elaga-

bal feierlich vermählt. Rom und Italien begingen die Vermählung der Götter aufs festlichste. Die alten Heiligtümer Roms, das Feuer der Vesta und das Paladium, wurden in den Tempel des neuen Gottes gebracht.

So toll die Dinge sind, die Elagabal treibt, sie haben doch ihre Bedeutung. Auch in diesen Thorheiten spiegelt sich etwas von dem Ringen der alten Welt, über den Polytheismus hinaus zum Monotheismus zu kommen. Eben die Sonne, die Elagabal verehrt, wird jetzt für viele das Symbol des höchsten Gottes. Sind doch gerade die Götter, deren Kultus sich jetzt stark verbreitet, Sabazios, Mithras, Serapis, Sonnengötter; Aurelian und Konstantius Chlorus sind Sonnendiener, und Konstantin schreitet von der Verehrung des Sonnengotts zur Verehrung des Christengotts fort. Bei andern färbt sich der Monotheismus mehr pantheistisch. Jeder Gott ist ihnen Symbol der Allgottheit. Es deuten das auch Inschriften an, die wir in dieser Zeit vielfach finden: „Allen Himmlischen!“ oder: „Allen Göttern und Göttinnen!“ Isis heißt bei Apulejus die tausendnamige, und auf einer Inschrift wird sie angerufen: „Du Eine, die du alles bist!“ Ja, es werden alle Götter in Einen zusammengefaßt, und Eine Gestalt, auf die man möglichst viele Attribute der verschiedensten Götter übertragen hat, erscheint als „deus pantheus,“ als „allgöttlicher Gott.“ Die meisten denken sich jetzt Einen höchsten Gott, der selbst unbeweglich und unzugänglich die Welt durch eine unzählige Menge von untergeordneten Mächten, Untergöttern, regiert, seine Vermittler, seine Boten, die ihm dann wieder die Gebete, die Danksagungen und Gelübde der Gläubigen zutragen. Bei dem großen Haufen ist die Fremdgötterei freilich nur noch ein verhüllter Fetischismus. Es fehlen diesen Göttern die Beziehungen zu Volk und Staat, sie sind ohne geschichtliche Wurzeln, reine Fetische. Darum werden sie auch nicht mehr als die gütigen Götter wie in früherer Zeit freudig verehrt, sie sind zu Dä-

F geworden, die man fürchtet und mit allerlei Dienst und

Gaben sich freundlich zu stimmen trachtet. Das Heidentum dämonisiert; der Gottesdienst bekommt etwas Ängstliches, Finsteres, was das alte Heidentum nicht kennt. Man hat nur noch Angst vor seinen Göttern, kein Zutrauen mehr zu ihnen.

Damit steht das Überhandnehmen des Zauberwesens in Verbindung. Auch das ist ein dämonisierender Zug des verfallenden Heidentums, der jetzt stärker und stärker hervortritt. Heidentum und Zauberei sind unzertrennlich verbunden. Das ganze Heidentum ist von Zauberei durchzogen. Überall finden wir den Glauben an Wettermachen, Bezaubern von Feldern, Liebeszauber, Verwandlung von Menschen in Tiere, Totenbeschwören u. dgl. m. Der Heide lebt in beständiger Angst. Er fürchtet sich vor allerlei Lauten, Vorzeichen, bösem Blick, vor Zaubermitteln und den Spukgestalten der blutsaugenden Lamien und Empusen. Dafür giebt es dann aber auch allerlei Gegenzauber, mit dem man sich schützt, ein ganzes System von Verteidigungsmitteln. Namentlich gelten die Amulette viel, mit denen sich der Heide von oben bis unten behängt.

Das alles war auch früher schon da. Hatten doch die Kaiser des ersten Jahrhunderts schon genug mit Wahrsagern, Astrologen und Chaldäern zu thun. Hatte man doch den edlen Germanicus schon mit tödlicher Magie umgeben und zu Tode gehetzt, auch grausige Verbrechen nicht scheuend, die begangen werden mußten, um alle die Zaubermittel, Stücke von Menschenleichen und was sonst dazu gehört, zu beschaffen. Aber dies Zauberwerk nimmt jetzt in entsetzlichem Maße zu. Die Religion wird immer mehr eine Religion der Angst. Die Ursache liegt darin, daß das Heidentum keine göttliche Weltregierung kennt, sondern nur ein alles beherrschendes blindes Fatum. So lange die Zeiten kraftvoll waren, hatte man sich diesem Fatum männlich entgegengestemmt oder mit Ruhe erwartet, was unabwendbar war. Jetzt ist bei dem schwach gewordenen Geschlechte Ungewißheit und Angst die herrschende Stimmung, und in dieser Unruhe sucht man mehr als je, die dunkle Zukunft zu erforschen.

Deshalb die Ausbildung der Astrologie zu einer vermeintlichen Wissenschaft. Alexander Severus förderte die Astrologie sogar von Staatswegen. Die alten Orakel, die im Anfang unserer Zeitrechnung ziemlich verstummt waren (damals war man zu rationalistisch), werden wieder laut, und neue kommen hinzu. Selbst der Antinous-Gott Hadrians hatte seine Orakel. Die Haruspizien, die Eingeweideschau, die eigentlich römische Art, die Zukunft zu erforschen, kommt wieder in Aufnahme. Alexander Severus ließ durch eigens von ihm besoldete Lehrer Vorträge darüber halten. Man wühlte in den Eingeweiden nicht nur der Tiere, auch der Menschen, um zu erforschen, was die Zukunft bringen werde. Besonders die letzten heidnischen Kaiser sind diesem Zauberwesen leidenschaftlich ergeben. Weiber und Kinder werden im Palaste der Mitregenten Diokletians lebendig aufgeschnitten, um die Eingeweideschau zu halten. Wie sucht man sich jetzt durch zahlreiche Amulette vor dem Zauber zu schützen! Während der furchtbaren Pest, die in den Jahren 250—60 das Reich verheerte, las man fast über jeder Hausthüre den Spruch: „Phöbus, des Haar ungeschoren, vertreibt das Gewölke der Krankheit.“ Der Spruch sollte das Haus vor der Pest behüten. Wie achtet man auf Omina und Vorzeichen! Fast bei jedem Kaiser wissen die Zeitgenossen von Vorzeichen zu erzählen, die ihm den Thron weissagten. Alexander Severus wird unruhig, als ihm ein Mohr mit einem Cypressenkranze begegnet, und ihm bei einem Opfer lauter dunkelfarbige Tiere gebracht werden. In Diokletians Leben spielt die Weissagung einer Druidin, die ihm schon, während er noch als Unteroffizier in der Gegend von Lüttich stand, den Kaiserthron verkündete, eine große Rolle. Maximinus Daza rückt nichts von der Stelle ohne ein Omen; er geht nicht aus ohne sein chaldäisches Stundenbüchlein zu befragen. Besonders eifrig beschäftigt man sich auch mit Traumdeutung. Artemidor von Ephesus hat sein ganzes Leben daran gesetzt, alles zu erforschen, was über Träume geschrieben ist, auch auf weiten Reisen Material und

Erfahrungen gesammelt. Das Ergebnis war sein Buch Oneirocritica, Traumdeutungen. Da werden die Träume in ganz bestimmte Klassen, gleichsam wissenschaftlich, eingeteilt, und dann die Deutung gegeben. Träumt man von einem großen Kopfe, so bedeutet das Reichtum und Ehrenstellen bei denen, die das noch nicht haben, sonst bedeutet es Sorge. Lange und glatte Haare bedeuten Glück, kurze Haare Unglück; Wolle anstatt der Haare Krankheit, Geschorensein Unheil. Wenn jemand träumt, daß ihm Ameisen ins Ohr kriechen, so bedeutet das bei einem Redner viele Zuhörer, bei andern Menschen Tod, denn die Ameisen kommen aus der Erde. Ohne Gott in der Welt sind die armen Heiden auch ohne Frieden, immer voll Angst und Unruhe.

Umherziehende Goeten nutzten das aus zu einem einträglichen Geschäft. Phantastisch aufgeputzt zogen sie umher und boten ihre Zaubermittel aus. Von ihnen kaufte man Orakelsprüche, Amulette, Talismane, Salben, Ketten und Schnüre, die allerlei Unheil abwehren, diese und jene Krankheit heilen sollten. Magier und Zauberer genossen große Verehrung. Man drängte sich in ihre mystischen Kabinette, wo sie die Zukunft verkündigten und die Schatten der Toten beschworen, wo auch Tischrückerei und Tischklopferei betrieben wurde. Mag der große Spötter Lucian in seinem Alexander von Abonoteichos auch, um seine Zeit zu verspotten, ein Zerrbild gezeichnet haben, indem er auf den Einen vieles zusammenhäufte, es muß doch damals ähnliche Gestalten gegeben haben. Mit einem Komödienschreiber aus Byzanz zusammen kauft Alexander in Pella eine große Schlange. Dann verstecken sie im Apollotempel zu Chalcedon zwei eherne Tafeln, auf denen geschrieben steht, daß Äskulap mit seinem Vater Apollo bald in den Pontus nach Abonoteichos kommen werde. Die Auffindung der Tafeln macht den gewünschten Lärm, und Alexander geht nun nach Abonoteichos, um dem Gotte einen Tempel zu bauen und alles zu seinem Empfange zu rüsten. Phantastisch gekleidet, in weißge-

streiftem Purpurgewand, tritt er dort auf und spannt durch allerlei Kunststücke die Erwartungen des Volkes aufs höchste. Unterdessen hat er in dem Fundamente des Tempels ein Ei mit einer kleinen Schlange darin versteckt, und nun tritt er auf dem Markte auf, um dem Volke die Ankunft des Gottes zu verkünden. Eingemischte hebräische und chaldäische Phrasen geben seiner Rede den rechten magischen Charakter, und als die Begeisterung auf dem Gipfel ist, rennt er hin, holt das Ei und zeigt den Erstaunten den jungen Gott. Nach einigen Tagen schon stellt Alexander dem Volke feierlich seinen Gott vor. Reich gekleidet liegt der Prophet in halbdunklem Zimmer auf kostbaren Polstern, und um ihn windet sich die von ihm früher gekaufte und dazu abgerichtete Schlange; das ist der nun schon groß gewordene Gott. Von allen Seiten strömt das Volk zu, der neue Gott erteilt Orakel und wird für seinen Propheten eine Quelle des Reichtums und der Ehre. Schätze erhält Alexander im Überfluß, und sogar Münzen werden ihm zur Ehre geschlagen, ihn selbst mit seinem Gotte Glykon darstellend. Das ist nicht etwa alles nur Roman. Der wirkliche Alexander hatte Verehrer genug, selbst in den höheren Ständen. In Rom war der Konsular Publius Rutilianus sein glühender Apostel. Marc Aurel fragte ihn um Rat, als der Krieg an der Donau schlecht stand, und ließ nach seiner Anweisung eine große Sühnung vornehmen. Bei Karlsburg hat man in neuerer Zeit eine Inschrift gefunden, die ihn mit seinem Schlangengott neben Jupiter und Juno nennt. Noch als Athanagoras seine Apologie schrieb, waren die Statuen des Alexander Gegenstand öffentlicher Verehrung. Auch sonst kommt es vor, daß Menschen vom Volk als Götter verehrt werden. In der Ebene von Marathon trieb sich ein halbwilder Mensch herum, den die Nachbarn als Halbgott unter dem Namen Agathion verehrten. In Troas galt ein gewisser Neryllis als Prophet und Wunderthäter. Er hatte in Troas eine Statue, die oft mit Blumen bekränzt war, vor der man opferte, und der man Heilkräfte zuschrieb. Wir

sehen aus dem allem, in welcher heillosen Verwirrung sich das religiöse Bewußtsein befand.

Charakteristisch für die Zeit ist auch ihre Vorliebe für allerlei Spuk- und Gespenstergeschichten. Phlegon hat ganze Bücher geschrieben, in denen es von Ungeheuern und Gespenstern wimmelt. Auch der vielgelesene Roman des Apulejus von Madaura, die Metamorphosen, ist eigentlich nichts als eine Reihe von Spuk- und Zaubergeschichten, eine Ausgeburt der zügellosesten und dabei oft schmutzigen Phantasie. Daran hatte die Zeit mit geheimem Grauen ihre Lust. Daß die Toten beschworen werden können und erscheinen, ist allgemeiner Glaube, und solche, die sich auf diese Kunst verstehen, sind gesuchte Leute. Als Caracalla seinen Bruder Geta ermordet hat, und in seiner Gewissensangst sich fortwährend von seinem toten Bruder mit dem Schwert verfolgt glaubt, treibt ihn die Angst zu Beschwörungen. Commodus und Severus erscheinen ihm, aber der letztere in Begleitung des nicht gerufenen Geta, der wilde Drohungen ausstößt. Apulejus in dem oben erwähnten Romane schildert uns eine solche Beschwörung. Auf dem Markte in Larissa beschwört ein Ägypter eine Leiche. Im linnenen Kleide steht er vor ihr, legt ihr drei Mal Kräuter auf Mund und Brust und murmelt, nach der aufgehenden Sonne hingewendet, Gebete. Und das alles wird mit einem Eifer betrieben, einem Fanatismus, der der früheren Zeit auch ganz fremd ist. Das dämonisierende Heidentum (achten wir darauf wohl, es ist der Schlüssel zu mancher Erscheinung, auf die wir stoßen werden) wird fanatisch, und dieses fanatische Heidentum, das wird den Kampf gegen das Christentum noch ganz anders, ungleich blutiger, ungleich grausamer führen, als das frühere, mehr naive Heidentum gethan hat.

Auch der Zug auf das Jenseits, den wir schon in der ersten Kaiserzeit beobachteten, ist stärker geworden. Werfen wir einen Blick auf die Grabschriften des dritten Jahrhunderts, so haben wir einen förmlichen Heidenhimmel vor uns. Da

heißt es: „Ihr unglücklichen Überlebenden beweint diesen Todesfall, ihr Götter und Göttinnen freuet euch über den neuen Mitbürger," oder: „Jetzt erst lebst du deine selige Zeit, fern von allem Erdengeschick; hoch im Himmel genießest du mit den seligen Göttern Ambrosia und Nektar," oder: „Götter der Unterwelt eröffnet meinem Vater die Haine, wo purpurn ein ewiger Tag leuchtet." Um in diesen Himmel zu kommen, bedarf es der Weihen. Man muß einen Gott zum Führer haben und den erlangt man durch die Weihen. „Unter den Toten," lautet eine Grabschrift, „sind zwei Scharen; die einen irren auf Erden umher, die andern tanzen mit den ätherischen Gestirnen; zu den letzteren gehöre ich, da ich einen Gott zum Führer erhalten", und ein römischer Stadtpräfekt dankt, nachdem er die Weihe des Tauroboliums empfangen, dafür, „daß die Götter jetzt seine Seele hüten wollen." Es bedarf, drücken wir es so aus, der Erlösung, das wissen jetzt auch die Heiden, nur daß sie keinen Erlöser kennen, sondern jeder muß sein eigener Erlöser sein und die Erlösung durch allerlei Prüfungen und Leiden selbst vollbringen.

Hier wurzelt der starke Zug auf Askese, der die Zeit beherrscht. Der Taumel der Lust ist vorüber, die Schätze der eroberten Welt sind verpraßt, ernüchtert fühlt die Welt ihr Elend und sucht durch allerlei Selbstpeinigungen, Büßungen und Kasteiungen Frieden und Heil zu gewinnen.

Hier hat auch die große Verbreitung von allerlei Mysterien ihre Ursache. Die früheren Mysterien hatten einen lokalen Charakter. Wer nach Eleusis kam, ließ sich wohl aus alter Ehrfurcht in die Eleusinischen Mysterien einweihen, allgemein verbreitet waren sie nicht. Erst in dieser Zeit kommt eine ganz neue Art von Mysterien auf, die durch das ganze Reich verbreitet, alle auf Entsühnung, Wiedergeburt, Unsterblichkeit und Seligkeit abzielen. Von manchem wissen wir, eben weil sie Geheimdienste waren, nur wenig, von anderen ist uns Genaueres aufbehalten. Da sind die Mysterien des Sabazios, von denen wir kaum mehr als einige Formeln kennen. Da ist das schauerliche

Taurobolium und Kriobolium. Der Einzuweihende wurde um Mitternacht, mit symbolischen Kleidern angethan, in eine mit Brettern bedeckte Grube gestellt. Über ihm wurde dann ein Stier oder Widder geopfert, und von dem durch die Spalten und Löcher der Bretter herabfließenden Blute mußte er so viel als möglich mit dem Gesicht und den Händen auffangen, denn dies waren die vires aeternae, das ewige Weiheblut. Dann mußte er in den blutigen Kleidern eine Zeit lang umhergehen und hielt sich nun, wie Weihe-Inschriften bezeugen, für in aeternum renatus, auf ewig wiedergeboren. Da sind die hochangesehenen Isismysterien noch viel komplizierterer Art. Eine lange Vorbereitung ging voraus, Enthaltung von Fleischspeisen, Bäder, Besprengungen mit Weihwasser. Freunde und Miteingeweihte brachten Patengeschenke. In der durch einen Traum bestimmten Weihenacht verharrt der Einzuweihende im Tempel, zuerst im harten linnenen Kleide, dann die Kleider, die alle symbolische Bedeutung hatten, zwölfmal wechselnd, geht er durch eine Reihe von Aufzügen und Erscheinungen hindurch, die symbolisch das Sterben und Wiederauferstehen durch die Gnade der Isis bedeuten.

„Ich durchschritt," erzählt uns ein gewisser Lucius von diesen Weihen, „die Pforten des Todes, ich betrat die Schwelle der Proserpina und, nachdem ich durch alle Elemente gefahren, kehrte ich wieder zurück. In der Mitte der Nacht sah ich die Sonne in ihrem hellen Schein. Vor die untern und oberen Götter trat ich hin und betete sie in der Nähe an." Gegen Morgen steht Lucius im geblümten Kleide, eine Fackel in der Hand, einen Strahlenkranz von Palmblättern auf dem Haupte, auf einer Estrade vor dem Bilde der Göttin Isis. Plötzlich öffnet sich ein Vorhang, und die im Schiff des Tempels versammelte Menge erblickt ihn als lebendiges Bild der Sonne. Allerlei Apparate, um die hier erwähnten Erscheinungen hervorzubringen, gehörten zu den notwendigen Requisiten des Tempels, namentlich dienten auch Spiegel diesem Zwecke. In

dem Thorwege, der zu dem inneren Tempel der Demeter in Eleusis führte, sieht man noch heute Rillen in den Steinen, die es wahrscheinlich machen, daß die Mysten mittels einer kunstvollen Maschinerie in den innern Tempelhof gebracht wurden, wodurch bei ihnen die Vorstellung entstand, als ginge es in das Reich der Schatten hinunter. Hippolyt giebt eine ganze Liste von solchen Künsten, wie die Priester es bewirkten, daß die Thüren der Tempel sich von selbst öffneten, daß in dem Augenblick, wenn die Opferflamme emporschlug, eine geheimnisvolle Musik ertönte, daß majestätische Gestalten in den Flammen des Altars erschienen u. dgl. m. So glaubten denn die Einzuweihenden sich wirklich überall von Wundern umgeben.

Schrecklicher sind die Mysterien des Mithras, und sie vor allen zeigen uns, was sichs die Heiden kosten ließen, um eine Entsühnung zu erlangen. Die Weihen hatten verschiedene Grade, Rabengrad, Kriegergrad, Löwengrad u. s. w. Die Einzuweihenden mußten viele Prüfungen durchmachen, Züchtigungen genannt. Es gab solcher Züchtigungen achtzig: Fasten, Stehen und Liegen in Schnee und Eis bis auf einen Zeitraum von 20 Tagen, das Marterbrett, Ängstigungen, Geißelungen u. s. w. Sie waren so hart, daß viele ihr Leben darüber einbüßten. Dennoch drängten sich ganze Scharen, auch Vornehme, selbst Kaiser dazu, Krieger des Mithras zu werden.

Ein seltsames Bild, das diese Zeit uns entrollt. Man könnte auf den ersten Blick geneigt sein, darüber zu lachen und zu spotten, und doch wieder kann man es nicht ohne Wehmut ansehen. Also in einen solchen Hexensabbath läuft die Herrlichkeit der alten Welt aus! Die Welt, die einen Sokrates gehört und einen Plato, die einen Sophokles hervorgebracht und so viel Schönes gesehen, die einst so licht und hell dalag mit ihren Kunstwerken, deren Heldengestalten noch unsere Jugend begeistern, die endet damit, daß sie tausend wunderliche Götter anbetet, Götter mit Hundeköpfen und kegelförmige Steine, die kriecht in die Mithrashöhlen und sucht im Sühnblut der Tauro-

bolien eine Wiedergeburt, die ängſtigt ſich vor magiſchen Künſten und Spukgeſtalten und wird das Opfer jedes Betrügers, der ihr Mirakel vorſpiegelt! Das verſteht man wenigſtens, wie in dieſer Zeit der größte Spötter geboren werden konnte, der je gelebt. Für Lucian von Samoſata iſt das alles nur eine luſtige Komödie, die ihm unendlichen Stoff zum Lachen giebt. „Sei nüchtern und hartgläubig!“ mit dem Wahlſpruch ſteht er ſeiner Zeit gegenüber wie ein vereinzelter Nüchterner einer ganz trunkenen Geſellſchaft. Er ſpottet über alles, über Götter und Menſchen. So redet er einmal ſelbſt Jupiter höhniſch an: „Wie oft haben Diebe deinen Tempel geplündert! Sie haben ſelbſt in Olympia ihre Hand an dich gelegt, und du, der du da oben ſo vielen Lärm machſt und polterſt, haſt dir nicht die Mühe gegeben, die Hunde zu wecken oder die Nachbarn herbeizurufen, welche die Diebe hätten aufhalten können, als ſie ihr Bündel zur Flucht ſchnürten. Aber es iſt brav von dir, du der Austilger der Rieſen, der Überwinder der Titanen, du biſt ſitzen geblieben und haſt dir deine goldenen Haare von den Räubern abſcheren laſſen, und das, während du doch einen Blitz mit 10 Strahlen in deiner Hand haſt.“ In ſeinen Göttergeſprächen erleben wir bald einen häuslichen Streit zwiſchen Jupiter und Juno; bald ſehen wir den ganzen Olymp in Angſt darüber, daß bei einer Disputation zwiſchen ſtoiſchen und epikuräiſchen Philoſophen die Sache der Götter ſchlecht ſteht; bald hören wir, wie über alle die ſeltſamen neuen Götter verhandelt wird, die ſich in den Olymp eindrängen. Mit der beißendſten Satyre geißelt er den Aberglauben, das Zauberweſen und die umherziehenden Gaukler, aber dann verfallen auch Sokrates und Plato ſeinem Spotte, und in dem Chriſtentum ſieht er nur eine der vielen Zeitthorheiten. Die Anbeter „des gekreuzigten Sophiſten“ ſind ihm eben ſolche abergläubiſche Narren wie die, die dem Schlangengott des Alexander zulaufen. Er kennt wohl ihre Liebesthätigkeit; eine unerreichbare Schnelligkeit legen ſie an den Tag, ſagt er ſelbſt, wenn es gilt, Einen

aus ihrer Mitte zu unterstützen, zu verteidigen und zu trösten, und in Gemeindesachen sehen sie über alle Kosten hinweg; aber er lacht nur darüber, daß ihr erster Gesetzgeber ihnen weiß gemacht hat, sie seien alle Brüder. Er sieht, wie sie den Tod verachten, aber auch das ist ihm lächerlich, denn die Unglückseligen haben sich überredet, daß sie mit Haut und Haar unsterblich sind und für alle Zeit leben werden. Eigentlich giebt es nichts schrecklicheres, als einen solchen Menschen, dem alles lächerlich ist, denn darin liegt der Beweis, daß ihm auch nichts mehr heilig ist. So scharf Lucian seine Zeit zeichnet, verstanden hat er sie doch nicht. Er sieht nur die Seltsamkeiten und Ungeheuerlichkeiten, aber von dem tiefen Ringen, das sie bewegt, von der Sehnsucht, die zu so wunderlichen Dingen treibt, hat er keine Ahnung. Einem Materialisten, wie Lucian durch und durch ist, ist keine Zeit so unverständlich wie die, welche jetzt anbricht.

Nach den Orgien der ersten Kaiserzeit ist eine Bußtagsstimmung über die Welt gekommen, in weiten Kreisen bewegt die Frage alle Herzen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Solche Zeiten haben immer eine große Bedeutung für das Reich Gottes. Was die Menschen in die Mysterien trieb, die Angst um ihr Seelenheil, das konnte sie dem rechten einigen Mysterium von der Erlösung zugänglich machen; was sie die schweren Kasteiungen und Büßungen nicht scheuen ließ, das Verlangen nach Vergebung, das sollte ihre Herzen der Predigt erschließen von der Vergebung, die umsonst und aus Gnaden jedermann angeboten wird.

Zunächst freilich sucht das Heidentum noch, sich selbst zu helfen, die nicht mehr verkannten Bedürfnisse aus eigener Kraft zu befriedigen. Noch einmal rafft sich der griechische Geist auf und schafft ein neues, das letzte, philosophisches System, den Neuplatonismus.

Der Neuplatonismus, als dessen Vater der Sackträger Ammonius in Alexandrien gilt, den aber erst dessen Schüler

Plotin zu einem wirklichen System ausgebildet hat, ist nach allen Seiten hin eine Mischgestalt, wie sie solche gärende Zeiten hervorzubringen pflegen. Er ist Philosophie, eine Wiedererweckung des Platonismus, aber so, daß diesem viele andere Bildungselemente eingefügt werden. Plotin will gerade zeigen, daß alle philosophischen Systeme dasselbe gewollt haben, und sucht mit Plato Aristoteles und die Stoa zu vereinigen. Der Neuplatonismus ist aber zugleich Theologie, oder richtiger Theosophie. Dem starken religiösen Zuge der Zeit entsprechend ist das ganze System von einer ethisch-religiösen Stimmung durchzogen. Es entspricht eben diesem starken religiösen Zuge der Zeit, daß nicht durch philosophisches Denken, sondern durch Anschauen, durch unmittelbare Intuition die Erkenntnis des Höchsten gewonnen werden soll. Ja, der Neuplatonismus tritt eigentlich als neue Offenbarung auf. Ammonius heißt: „Der Inspirierte Gottes," und Plotin glaubt nicht einen Dämon bloß, sondern einen Gott höherer Ordnung zum Begleiter zu haben. Zu einem Opfer eingeladen, antwortet er: „Es ist an den Göttern zu mir zu kommen, nicht an mir, sie aufzusuchen."

Plotin bezeichnet es als die Aufgabe seiner Lehre, „die Seele aus dem Zustande der Entwürdigung, in welchem sie, ihrem Vater und ihrem Ursprung entfremdet, sich selbst verkennt und unter die vergänglichen Dinge herabsetzt, zu dem Entgegengesetzten, dem Höchsten und Besten empor zu führen." Das Höchste, das Urwesen, der Urgrund aller Dinge ist nach Plotin das Eine, das Gute, das so hoch über allem erhaben ist, daß jede nähere Bestimmtheit und Unterscheidung, auch jede Beziehung auf etwas anderes von ihm ausgeschlossen ist. Obwohl aber das Eine in absoluter Höhe schwebt, so vollzieht sich doch von ihm aus ein Prozeß der Kraftmitteilung, der stufenweise fortschreitet. Diese Stufen sind der denkende Geist, die weltgestaltende Seele und die Materie. Die Materie ist das letzte Erzeugnis in der abwärts gehenden Stufenreihe der Hervorgänge aus dem Ersten. Sie ist das Nichtseiende,

und während das Eine und Erste das Gute und die Ursache des Guten ist, ist die Materie das Letzte, in dem nichts Gutes mehr ist, die Ursache des Schlechten. Sie ist die Finsternis gegenüber dem Licht. Das Werk der Seele ist es nun, da sie an der Grenze der Materie steht, die Materie zu erleuchten. Das übt aber eine Rückwirkung auf die Seele selbst. Durch die Mischung mit dem Dunkel wird das Licht der Seele schwächer. Dies ist der Fall der Seele. Allerdings bleibt die Seele an sich rein, gut und vernünftig, aber ihr Wesen wird durch die Materie verdeckt, wie wenn jemand in den Kot getaucht wird. Die Aufgabe des Menschen ist es nun, sich von der Materie zu reinigen, aus der materiellen Welt in die höhere zurückzukehren. Dieses geschieht durch Tugend, indem die Seele sich durch Askese von dem Materiellen befreit, sich sammelt und auf das Eine hinrichtet. So kommt sie zum Anschaueu des Höchsten, und wenn diese Momente der mystischen Einigung mit dem Höchsten auch während des Erdenlebens nur vereinzelte Lichtblicke sind (selbst Plotin ist nur einige wenige Male zu diesem Anschauen gelangt), so wird die Seele, nachdem sie von den Fesseln des Leibes gelöst sein wird, einmal zum ununterbrochenen Anschauen kommen.

Die Verwandtschaft dieses Systems mit dem Christentum ist ebenso leicht zu erkennen, wie seine Grundverschiedenheit. Auch hier ist es auf Erlösung abgesehen, aber Plotin erkennt weder die Tiefe des Verderbens, noch die Höhe der Gnade. Sein Höchstes ist nicht der lebendige Gott, der die Liebe ist, der Vater und Schöpfer aller Dinge, sondern ein abstrakt Eines. Es ist doch nur der „unbekannte Gott," von dem Plotin weiß. Deshalb ist auch das Materielle an sich das Böse, und die Erlösung besteht in der Zurückziehung der Seele aus der materiellen Welt. Diese Erlösung vollbringt der Mensch selbst durch Askese und Tugendübung. Bewegt sich so Plotin noch ganz in heidnischen Gedankenkreisen, so zieht er auch die heidnische Mythologie in sein System hinein. Die Mythen sind

für ihn lauter Hüllen spekulativer Ideen. Überhaupt hat das System für den ganzen heidnischen Volksglauben bequeme Anknüpfungspunkte, und was Plotin schon andeutet, das haben seine Schüler weiter ausgeführt. Die Idee, daß das Göttliche in verschiedenen Abstufungen sich offenbart und wirkt, bildet sich zur Annahme einer förmlichen Hierarchie von höheren und niederen Göttern aus; an die überweltlichen Götter reihen sich die weltbewohnenden, und unter diesen stehen die Dämonen, gute und böse. Auf diesem Wege ließ sich der ganze Volksglaube philosophisch rechtfertigen. Das Volk betet die weltbewohnenden Götter als seine Götter an, während sich der Weise zu dem Einen Höchsten aufschwingt. Der Gedanke, daß die Seele die ganze Welt durchdringt, daher auch alles in ihr, auch das scheinbar Leblose und Unbeseelte, belebt und beseelt ist, daß das Ganze Ein Leben durchdringt, und deshalb eine Sympathie des Ganzen vorhanden ist, gab die philosophische Grundlage für Magie und Mantik, und das ganze Zauberwesen konnte nun beibehalten, ja besonders gepflegt werden. So gestaltete sich der Neuplatonismus zur Theologie des restaurierten Heidentums aus, dem hier seine wissenschaftliche Begründung für die Gebildeten gegeben wurde. Aber die Neuplatoniker wollten nicht bloß restaurieren, sie wollten reformieren. Indem sie dem heidnischen Kult eine neue Grundlage gaben, wollten sie ihn zugleich von den gröbsten Anstößen säubern und ihm etwas von dem mitteilen, was das Christentum voraus hatte. Namentlich sollten die blutigen Opfer abgeschafft werden, und an ihre Stelle nur unblutige Opfer und Gebete treten; auch sollte der Kultus nicht mehr bloß aus toten Zeremonien bestehen, sondern nach dem Vorbilde der christlichen Gemeinden auch Lehre und Predigt in den Gottesdienst eingeschoben werden.

An diesem Punkte läßt sich deutlich erkennen, daß das Christentum, obwohl der Zahl seiner Anhänger nach noch bedeutend in der Minorität, doch bereits die weltbeherrschende Macht geworden ist. Wie fremd war anfangs den Heiden der

geistige Gottesdienst der Christen gewesen, wie hatten sie darüber gespottet, daß bei ihnen Handwerker und alte Weiber in religiösen Dingen unterrichtet würden. Jetzt erkennt man bereits, was man früher verspottet, als Bedürfnis an, und sucht es auf dem Boden des Heidentums selbst zu befriedigen. Auch der heidnische Kultus soll vergeistigt, das Grobmaterielle der Tieropfer beseitigt, auch da soll Fürsorge für die Unterweisung des Volks getroffen werden. Man sieht, die Restauration des Heidentums steht bewußt oder unbewußt selbst unter dem Einflusse des Christentums. Auch in dieser Bewegung ist das Christentum bereits so sehr die treibende Macht, daß das restaurierte Heidentum aus dem Christentum entlehnte Züge annimmt, ja geradezu ein Gegenbild des Christentums wird.

Ich redete oben, einen von andern ausgeprägten Ausdruck mir aneignend, von einem Heidenhimmel, um anzudeuten, daß die Anschauung des Heidentums vom Jenseits eine frappante Ähnlichkeit mit der christlichen bekommt. Man könnte ebenso gut von einer Heidenbibel reden. Einer der Häupter der neuplatonischen Schule, Porphyrius, veranstaltete eine Sammlung von heidnischen Orakeln und Göttersprüchen, und in der Vorrede zu dem Werke sagt er: „Welchen Nutzen diese Sammlung hat, werden diejenigen am besten wissen, welche, nach Wahrheit sich sehnend, einst baten, daß ihnen eine Göttererscheinung zu teil werden möchte, damit sie durch einen mit glaubwürdiger Autorität begabten Unterricht Ruhe in ihren Zweifeln erlangen möchten.“ Was ist das anders als eine Heidenbibel? Alle die christlichen Begriffe, Sühne, Reinigung von Sünden, Wiedergeburt, begegnen uns jetzt auch bei den Heiden; und was suchen sie in ihren Mysterien anders als Erlösung, also auch eine Heidenerlösung. Wie ganz anders stehen jetzt auch die heidnischen Priesterkollegien da; namentlich zu Diokletians Zeit bilden sie förmlich eine Art Hierarchie, eine Art Lehrstand. Auch hier ist die Annäherung an die christliche Kirche spürbar genug. Der christlichen Kirche steht jetzt eine Heidenkirche gegen-

über. Und um die Parallele bis zum Höchsten durchzuführen: Es giebt jetzt auch einen Heidenchristus, oder richtiger gesagt, ihrer mehrere.

Man muß einen Führer haben, um zum Frieden zu kommen, hatte schon Seneca gesagt, und diese Sehnsucht nach einem Führer der Seele ist immer stärker geworden. Die Einen suchen diesen Führer unter den Göttern. Mithras, „der unbesiegte Begleiter," ist ein solcher Führer. Die Andern suchen ihn unter den Weisen der Vorzeit. Aber dann ist es nicht das historische Bild des Weisen, sondern ein idealisiertes, das man aufstellt. So wird Plato, so wird Pythagoras idealisiert. Am berühmtesten ist in dieser Hinsicht Apollonius von Tyana geworden, in dem wir in der That einen förmlichen Heidenchristus vor uns haben. Der geschichtliche Apollonius war ein Magier und Goet des ersten Jahrhunderts, der viel umherziehend seine magischen Künste trieb, auch Visionen zu haben vorgab. Unter Septimius Severus nun schrieb Flavius Philostratus eine Biographie dieses Apollonius, in der sein Bild, auf die allerphantastischste Weise idealisiert, zu einem Gegenbild Christi wird. Als Kind des Gottes Proteus gebiert ihn seine Mutter; Schwäne singen süße Melodien an der Wiege des neugebornen Kindes. Schon als Kind giebt er Zeichen eines wunderbaren Geistes, zieht sich früh in die Einsamkeit zurück und macht dann weite Reisen. In Indien lernt er indische Weisheit und beginnt nun seinen Zug durch die Welt, um das Heidentum zu reformieren. Er sammelt Schüler um sich, predigt in den Hauptstädten des römischen Reichs und wirkt zahlreiche Wunder. „Sein Mund war eine volle Schale, und frei durfte man kommen, seinen Durst zu löschen." Die Wunder, welche Philostrat erzählt, sind oft den Wundern des Herrn ganz ähnlich. In Rom z. B. begegnet Apollonius einem Leichenzuge; ein junges Mädchen liegt auf der Totenbahre; der Bräutigam folgt weinend; viele Freunde begleiten ihn. Apollonius läßt den Zug halten, fragt nach dem Namen der Toten, dann rührt er den

Leichnam an und spricht wenige Worte. Alsbald erhebt sich das junge Mädchen, als ob sie vom Schlaf erwachte. Seine Predigt beabsichtigt eine Reform des Heidentums. Blutige Opfer verwirft er und streut dagegen nur Weihrauch. Wohl sollen den Göttern Tempel und Altäre errichtet werden, aber keine Statuen; jedem soll es vielmehr freistehen, sich ein Bild der Götter so oder anders innerlich zu entwerfen. Besonders charakteristisch ist es auch, daß Apollonius zur Liebe gegen den Nächsten und zum Wohlthun ermahnt. Auf den Stufen des Tempels zu Ephesus stehend, so schildert ihn uns Philostrat, predigt er und ermahnt seine Zuhörer in lebhaften Bildern zu gegenseitiger Unterstützung. Auf einem Baume ihm gegenüber sitzen Sperlinge stille. Da kommt ein anderer Sperling und stößt einen Schrei aus, als wollte er sie von irgend einer Sache unterrichten. Alle fliegen sie nun davon und folgen ihm. Als Apollonius das sieht, unterbricht er seine Rede und sagt: „Ein Kind trug Korn in seinem Korbe; es ist gefallen und davon gegangen, nachdem es die Körner unvollständig wieder zusammengerafft und manches Korn auf der Straße zerstreut hat liegen lassen. Der Sperling hat das gesehen und nun die andern aufgesucht, um sie alle an seinem Funde teilnehmen zu lassen.“ Gleich laufen Etliche hin und finden es in der That so. Da spricht Apollonius zu dem Volk: „Ihr sehet, wie sich die Sperlinge um einander kümmern, und wie gern sie ihre Güter mit einander teilen, ihr dagegen, wenn ihr sehet, daß ein Mensch seine Güter mit andern teilt, gebt ihm den Namen eines Verschwenders.“ Um dieser seiner reformatorischen Thätigkeit willen leidet Apollonius dann auch Verfolungen. Vergebens suchen ihn seine Freunde zurückzuhalten, nicht nach Rom zu gehen, wo Domitian wütet. „Ich darf meinen Feinden nicht entfliehen,“ antwortet Apollonius, „ich muß kämpfen für meine Freunde.“ Domitian wirft ihn ins Gefängnis, aber plötzlich entschwindet Apollonius seinen Richtern und erscheint seinen Freunden am Abend in Puteoli. Diese wollen nicht

glauben, daß er es selbst ist, aber er läßt sich von ihnen anrühren, um sie zu überführen, daß sie kein Phantom sehen. Auf der Insel Rhodus entschwindet er dann, während man den Ruf hört: Verlaß die Erde und gehe zum Himmel!

Daß hier ein mit voller Absichtlichkeit entworfenes heidnisches Gegenbild Christi vor uns steht, kann gar nicht zweifelhaft sein. Philostrat schreibt nicht etwa eine Satyre wie Lucian, sondern in vollem Ernste will er dem Christus der Christen einen Christus der Heiden entgegensetzen. Das ist um so bedeutsamer, als wir es hier nicht bloß mit den persönlichen Ansichten und Absichten des Philostrat zu thun haben. Dieser war ein angesehenes Glied des Gelehrtenkreises, der sich um die geistreichen Damen am Hofe des Kaisers Septimius Severus, dessen Gemahlin Julia Domna, deren Schwester und ihre Nichte Julia Mammäa, sammelte. In diesem Kreise wurden auch die religiösen Fragen viel verhandelt. Eine Neigung zur römischen Staatsreligion hatte man dort nicht. War doch Julia Domna die Tochter eines Sonnenpriesters in Emesa. Der Zug, der hier herrscht, ist vielmehr echt synkretistisch, und in diesem Synkretismus steht man auch dem Christentum nicht fern. Hatte dieses doch auch schon am Hofe seine Vertreter. Ein Kammerherr des Commodus war Christ, ein Christ Namens Proculus gehörte nach Tertullian zum Hause des Severus. Man fühlte, daß an der neuen Religion etwas war. Der sittliche Wandel der Christen, die Standhaftigkeit der Märtyrer machte Eindruck. Man verschloß sich dem nicht mehr, daß die Christen vieles hatten, was den Heiden fehlte. Sollte sich das nicht für das Heidentum gewinnen lassen? Könnte man nicht dem Christus der Christen einen Heiden-Christus entgegenstellen, in dessen Bilde das Gute, was im Christentum war, mit dem Heidentum verbunden würde. Das ist der Gedankenkreis, aus dem das Buch des Philostrat hervorgegangen ist.

Überhaupt spürt man jetzt etwas wie Konkordiengeist in

der heidnischen Welt. Schon Celsus hatte den Christen eine Art Bündnis vorgeschlagen. Deutlicher noch laufen jetzt die Gedanken darauf hinaus. Will doch Elagabal auch dem Christentum eine Kapelle in seinem allgemeinen Tempel einräumen, hat doch Alexander Severus offenbar christliche Sympathien. Auch das Christentum soll aufgenommen werden unter die Religionen des römischen Reiches. Aber freilich unter der Einen Voraussetzung, daß es auch nichts anderes sein will als eine Religion neben den anderen Religionen, daß es seinerseits auch die heidnischen Religionen anerkennt. Das ist aber unmöglich. Deshalb bleibt nichts übrig als die Wiederaufnahme des Kampfes, ja eben diese Gedanken an eine Konkordie, die auch Christo seinen Platz im römischen Pantheon neben Jupiter, Isis und Mithras anweisen sollte, mußten, als solche Pläne sich unausführbar zeigten, vorwärts treiben zum eigentlichen Entscheidungskampfe.

Überhaupt würde es wenig Kenntnis der menschlichen Natur verraten, wollten wir auf die Thatsache, daß das Heidentum sich dem Christentum bedeutend genähert hat, die Hoffnung gründen, es werde sich jetzt freundlicher zu demselben stellen. Für manche Einzelne mag diese Annäherung die Brücke geworden sein, über die ihr Weg in die Kirche führte, aber im ganzen und großen mußte die Annäherung, sobald man einsah, daß das Christentum sich auf einen Kompromiß nicht einlassen werde, den Gegensatz nur verschärfen. Denn nun glaubte man auf heidnischer Seite das Gute, welches man dem Christentum nicht mehr absprach, selbst auch zu haben und in viel reinerer Gestalt. Dieses jeder Verschmelzung abgeneigte Christentum hatte um so weniger Recht zu existieren. Das frühere Heidentum hätte im Grunde auch gar nicht die Kraft gehabt, einen entscheidenden Kampf gegen das Christentum zu führen. Die Restauration hat dem Heidentum wieder neue Kraft verliehen, das ist nicht zu leugnen, wenn die Kraft auch nicht die rechte ist. Deshalb kann man jetzt auf den Gedanken kommen, in

dem restaurierten Heidentum die religiöse Grundlage für die Restauration des Staats- und Volkslebens zu suchen, und so zu einer Restauration der alten Welt überhaupt zu gelangen. Dafür war aber die Vorbedingung die Vernichtung des Christentums. Je unnatürlicher die Restauration war, desto fanatischer war sie; und das restaurierte Heidentum, das erst beginnt mit der ganzen Glut des Fanatismus den Kampf der Vernichtung gegen das Christentum. Die Kämpfer sind einander näher getreten, aber nicht um einander die Hand zu reichen, sondern nur einander um so fester zu fassen zum letzten verzweifelten Ringen.

2. Der Umschwung innerhalb des Christentums.

In gewissem Sinne kann man nämlich jetzt auch vom Christentum sagen, daß es dem Heidentum näher getreten ist. Es hat ebenfalls eine tiefgehende Entwickelung durchgemacht, und soll ich diese auch zunächst in Ein Wort zusammenzufassen suchen, so will ich sagen, es hat sich in die Welt eingelebt.

Das junge Christentum trug in mancher Beziehung die Charakterzüge eines Neuerweckten an sich. Sich lebhaft bewußt, zu einem ganz neuen Leben durchgedrungen zu sein, ist ein solcher sich auch der Scheidung von seinem früheren Leben, und daher ebenso scharf auch der Scheidung von allen denen bewußt, die noch in dem alten Leben stehen. Die frische jugendliche Begeisterung macht opferwillig und freudig zu leiden, aber noch ist die Weltentsagung stärker als die Weltüberwindung. Er fürchtet für den neuerworbenen Schatz und hütet sich ängstlich, ihn durch irgend welche Annäherung an die Welt aufs Spiel zu setzen. Er kann sich noch nicht entschließen, den Versuch zu machen, auch die ihn umgebende Welt mit dem neuen Leben zu durchdringen, sondern hat eine Neigung, sich in die Stille zurückzuziehen, um in der Stille sich der erfahrenen Gnade zu freuen, mehr sie zu genießen, als damit

zu arbeiten und zu wuchern. Leicht schließt er sich an Gleichgesinnte an, aber nur, um sich mit ihnen desto bestimmter gegen den großen Haufen abzuschließen. Er ist ängstlich, dieses oder das zu thun, aus Furcht sich zu versündigen, und in den großen Ernst und Eifer der Heiligung mischt sich leicht etwas von gesetzlichem Wesen. Der ganze Horizont des Lebens ist noch enge, und am liebsten wäre der Mensch möglichst bald heraus aus dieser Welt, daheim bei dem Herrn. Deshalb auch die für diese Periode des Christenlebens so charakteristische Neigung, sich viel mit dem Jenseits, weniger mit den Aufgaben des Christen im Diesseits zu befassen, die Vorliebe, mit der man sich mit der Wiederkunft des Herrn und den letzten Dingen beschäftigt. Von dem allem hat das älteste Christentum etwas, ich möchte, ohne heutige Parteibezeichnungen auf jene Zeit anzuwenden, fast sagen, es hat etwas Pietistisches an sich, und die Kirche noch etwas vom Konventikel. Steht doch nach der Meinung der Gläubigen die Wiederkunft des Herrn ganz nahe bevor. Diese Hoffnung beherrscht das ganze Leben. Auf einen längeren Bestand der Kirche auf Erden ist man nicht gerüstet, und das Streben richtet sich einseitig nur darauf, sich in der Welt auf den Tag der Zukunft Christi unbefleckt zu erhalten. Die Aufgabe der Weltüberwindung, die Aufgabe, die Welt mit christlichem Geiste zu durchdringen und aus diesem Geiste heraus neu zu gestalten, ist dagegen kaum noch ins Auge gefaßt.

So konnte das Christentum die Welt nicht erobern. Es mußte weitherziger werden, der Welt in rechtem Sinne einen Schritt entgegenthun, sich zu ihr herablassen, um sie auf diesem Wege zu überwinden. So durfte die Kirche nicht bleiben, sie mußte das Konventikelhafte abstreifen und Volkskirche werden.

Freilich jeder Schritt dahin war mit den größten Gefahren verbunden. Gab man die schroffe Abschließung gegen die Welt auf, wie leicht konnte man dann dahin kommen, sich der Welt

gleichzustellen, und damit zu ihrer Überwindung völlig unfähig zu werden. Denn wer sich der Welt gleichstellt, kann sie so wenig überwinden, daß er vielmehr von ihr überwunden wird. Statt im wahren Sinne Volkskirche zu werden, konnte die Kirche auch eine Allerweltskirche werden, und damit ihr eigentümliches Wesen an die Welt preisgeben. Blieb man nicht in der Enge und Stille, die Gefahr lag nahe genug, nun so weitherzig zu werden, daß die Grenze zwischen Christentum und Heidentum sich ganz verwischte, und das Christentum sich ganz in das Heidentum auflöste.

Unter der Leitung ihres Herrn hat die Kirche diese Gefahren überwunden, und zwar sind es die großen Kämpfe gegen den Montanismus und den Gnostizismus, in denen das geschieht, durch welche hindurch die Kirche sich zur Volkskirche ausgestaltet, und sich so auch ihrerseits rüstet zu dem entscheidenden Kampfe gegen das Heidentum.

Zwar die Enge, von der vorhin die Rede war, schien sich von selbst verlieren zu sollen. Der furchtbare Sturm unter Marc Aurel hatte das Gegenteil von dem gewirkt, was er wirken sollte. Statt die Kirche zu vernichten, förderte er ihr Wachstum. Gerade in den verhältnismäßig ruhigeren Zeiten, die ihm folgten, nahm die Zahl der Christen rasch zu, und namentlich hören wir von auffallend vielen Bekehrungen in den höheren Ständen. „Wir sind von gestern," kann schon Tertullian sagen, „und erfüllen alles, Städte, Inseln, Kastelle, Munizipien, Lager, Tribus, den Palast, den Senat und das Forum" und Eusebius macht die Bemerkung, daß seit Commodus „das heilsame Wort viele Seelen aus jedem Geschlechte der Menschen der frommen Verehrung des Schöpfers aller Dinge geneigt gemacht habe, so daß nun auch schon zu Rom mehrere der durch Reichtum und Adel Ausgezeichneten mit ihrem ganzen Hause und Geschlechte dem Heile sich zuwandten." Davon war die natürliche Folge, daß die bisherige Schroffheit bei vielen sichtlich nachließ. Christen aus den höheren Ständen, die zahl-

reiche heidnische Familienverbindungen hatten, nahmen keinen Anstand, auch Familienfesten in heidnischen Häusern und dann auch den dabei üblichen heidnischen Kultushandlungen beizuwohnen, sich zu bekränzen und an den Gastmählern teilzunehmen. Dabei machte man zwar immer die Restriktion, an dem Heidentum selbst sich nicht zu beteiligen, aber unmerklich rückte doch die Grenze des für erlaubt Gehaltenen Schritt um Schritt weiter. Einzelne wagten es schon, in Begleitung ihrer heidnischen Verwandten den Zirkus zu besuchen und ins Theater zu gehen. Auf die Dauer konnten sich die Christen unmöglich dem Kriegsdienst und den öffentlichen Ämtern entziehen, und auch da knüpften sich, wenngleich widerwillig, doch notwendig neue Bande mit der Welt. Es fand doch in Karthago schon sehr verschiedene Beurteilung, als ein christlicher Soldat am Geburtstage des Kaisers den Kranz in der Hand behalten und sich geweigert hatte, ihn aufzusetzen. Darüber zum Tode verurteilt, galt er den einen als Märtyrer, als mutiger Zeuge, während ihn die anderen als einen Hitzkopf ansahen, der mit seinem Verhalten unnötigerweise Anstoß gegeben. Von vielen Seiten wurde es jetzt offen ausgesprochen, es sei christlich weise, sich der Welt nicht zu schroff entgegenzustellen. Man dürfe die Heiden auch nicht reizen, hieß es, und gern führte man, um dieses und das zu entschuldigen, den Spruch Tit. 2, 5 im Munde und sagte, man thue das, damit nicht der Name Gottes und Christi von den Heiden verlästert werde. Unter diesem Vorwande gab man es sogar für erlaubt aus, in der Verfolgung nicht bloß zu fliehen, sondern auch die Verfolgung durch Bestechung der Beamten und Soldaten abzuwenden. Man gebe ja nur, hieß es, dem Kaiser, was des Kaisers ist, das Geld, und sorge durch ein Opfer an Geld dafür, daß die Gemeinde sich ruhig versammeln und den Tag des Herrn ungestört feiern könne. Auch die Zucht in den Gemeinden fing an laxer zu werden. Leichter als früher erlangten auch wirklich Abgefallene die Wiederaufnahme in die Gemeinde. Mochte

sie ihnen selbst durch die regelmäßigen Organe verweigert werden, so griffen vielfach die Bekenner in die Übung der Zucht ein. Was anfangs solchen, die um des Bekenntnisses willen im Gefängnis gewesen waren oder Marter erduldet hatten, aus Ehrerbietung zugestanden war, das nahmen diese bald als ein Recht in Anspruch, nämlich daß jeder, den sie zu ihrer Gemeinschaft zuließen, auch als in die Gemeinschaft der Gemeinde wieder zugelassen angesehen werden müsse. Dieses Recht handhabten sie aber höchst willkürlich, und die Kirchenzucht wurde dadurch an manchen Orten völlig zerüttet.

Man kann zugeben, daß diesem Nachlassen der ursprünglichen Strenge *nicht bloß* Schwachheit zu Grunde lag, daß in den oft gehörten Reden von christlicher Weisheit und Vorsicht etwas Wahres lag. In der That, was möglich war, so lange die Gemeinden noch klein waren, und die Christen noch fast alle den niederen Ständen angehörten, das war nicht mehr möglich, als die Gemeinden anwuchsen, und die Kirche ihre Glieder auch unter den Vornehmen zählte. Ein Handwerker konnte leicht von allem sich zurückziehen, sollte aber auch ein Ritter, ein Senator, das Glied einer angesehenen Familie, alle seine bisherigen Verbindungen abbrechen, wenn er Christ wurde? ja, war das wirklich für die Kirche heilsam? Beruhte denn nicht auf diesen Verbindungen zum großen Teile die Hoffnung ihres weiteren Vordringens auch in den gebildeten Kreisen? Weiter, war es denn auf die Dauer möglich, sich dem Soldatenstande zu entziehen? Wenn nun ein Soldat sich bekehrte, Soldat mußte er doch bleiben? Rom war doch das irdische Vaterland auch der Christen, forderte nicht ihre Bürgerpflicht, es auch mit zu verteidigen? War es richtig, daß die Christen keine öffentlichen Ämter annahmen? Konnten sie nicht in diesen Ämtern ganz besonders für ihren Herrn wirken? Waren sie aber Soldaten, standen sie in öffentlichen Ämtern, so mußte man ihnen auch manches gestatten, was die frühere Zeit als Berührung mit dem Heidentum zu

meiden für Pflicht gehalten hatte. Und ließ sich denn die ältere strengere Zucht noch durchführen, als die Gemeinden keine kleinen Konventikel mehr waren, sondern zum Teil große Gemeinden in den Weltstädten? Wollte man wirklich das Volk haben, so durfte man die Anforderungen an die Heiligkeit des Wandels nicht zu hoch spannen; oder richtiger, da diese Forderungen nicht in der Macht der Kirche stehen, man mußte den Schwachen insoweit zu Hülfe kommen, daß man denen, die strauchelten und fielen, den Weg der Aussöhnung mit der Kirche nicht zu schwer machte.

Aber ebenso wenig läßt sich leugnen, daß in dem Nachlassen der Strenge auch viel Schwachheit war, die sich nur hinter dem Gerede von christlicher Weisheit und Vorsicht versteckte; und auf diese Weise durfte die schwierige Frage nach der Stellung der Gemeinde zur Welt nicht gelöst werden, daß man die alte Strenge in der Theorie festhielt, und nur der Schwachheit einzelner Glieder dieses und jenes, und dann auch alle Tage mehr nachsah. Damit wäre man auf eine schiefe Ebene gekommen und auf dieser sicher bis zur völligen Verweltlichung hinabgeglitten. Darum war es der Kirche heilsam, daß sich gegen die einreißende Nachgiebigkeit eine energische Reaktion erhob, die dann freilich, wie es allen Reaktionen zu ergehen pflegt, nicht bloß die bisherige Stellung zu behaupten strebte, sondern diese noch überbot und so der Kirche den Anstoß gab, in ihrer Überwindung mit klarem Bewußtsein die richtige Stellung zu suchen.

Diese Reaktion vertritt der sogenannte Montanismus, eine Richtung, die nach ihrem angeblichen Stifter, Montanus, so benannt, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts von Phrygien ausgehend, in Kleinasien und Afrika, auch in Rom und im übrigen Abendlande zu Anfang des dritten Jahrhunderts weit verbreitet, zum Teil herrschend erscheint. Der Montanismus geht zunächst darauf hinaus, die alte Sittenstrenge und scharfe Zucht zu bewahren und, wo sie hinfällig geworden ist, herzu-

stellen. Dabei bleibt er aber nicht stehen, sondern will auch darüber hinaus die Strenge noch verschärfen. Zu diesem Zweck erweckt er durch seine Propheten und Prophetinnen die schon nachlassende Erwartung einer baldigen Wiederkunft Christi. Das Weltende, so predigen die Montanisten, ist vor der Thür, die Kirche ist in ihre letzte Periode eingetreten. Das ist die Periode des Paraklet, des heiligen Geistes, der durch seine Propheten der Kirche ein neuestes Gesetz giebt, neue Vorschriften über Sitte und Zucht. Diese Vorschriften sind überall verschärfende. Hat bisher als Regel gegolten: Was nicht verboten ist, das ist erlaubt! so heißt es jetzt: Was nicht ausdrücklich erlaubt ist, das ist verboten! Schroffer noch soll sich die Kirche von der sie umgebenden Welt sondern. Gegen weltliche Bildung, Kunst, Wissenschaft, Vergnügungen nimmt der Montanismus eine durchaus ablehnende Stellung ein. Das alles ist Sünde; mit dem allem soll der Christ unverworren bleiben. Die Pflicht des Märtyrertums wird stark betont; jede Umgehung desselben, auch das Ausweichen durch die Flucht als Verleugnung gestraft. Die Fasten werden verschärft und streng gesetzlich vorgeschrieben. Auf manche Kleinigkeiten, z. B. daß die Jungfrauen nur verschleiert zur Kirche kommen dürfen, wird großes Gewicht gelegt. Namentlich aber, und hier tritt das Wesen des Montanismus am deutlichsten zu Tage, soll die Kirchenzucht viel strenger werden. Der Montanismus verweigert allen, die in Todsünden gefallen sind, schlechtweg und für immer, selbst wenn sie Buße thun, die Wiederaufnahme in die Gemeinde. Gott mag sie wieder aufnehmen (die Möglichkeit wird nicht geleugnet), aber die Kirche nicht.

Machen wir uns zunächst einmal klar, wie viel darauf ankam, daß die Kirche in dieser entscheidenden Krisis die richtige Lösung fand. Hätte die zuerst beschriebene Richtung gesiegt, so hätte die Kirche nicht die Kraft besessen, den Kampf mit dem Heidentum bis zum Siege durchzuführen, hätte der Mon-

tanismus gesiegt, so hätte sie den Sieg nicht ausnützen können. Ein Opportunitätschristentum, um es so zu nennen, würde sich in immer steigendem Maße auf Kompromisse mit dem Heidentum eingelassen und die Kleinodien der Kirche dem Frieden geopfert haben. Ein montanistisches Christentum würde zwar den Kampf mit Heldenmut und Todesverachtung aufgenommen oder sogar rücksichtslos provoziert haben, aber eine unter der Herrschaft dieser Richtung stehende Kirche hätte nie eine weltgeschichtliche Macht werden können. Sie wäre zu einem Konventikel zusammengeschrumpft, zur Stabilität verurteilt, ohne Einfluß auf das Volksleben geblieben. Sich abschließend gegen die Welt, wäre sie trotz allem Mute und trotz aller Opferfreudigkeit unfähig geworden, die Welt zu überwinden. Gegen Wissenschaft und Kunst nur negativ sich verhaltend, hätte sie niemals vermocht, eine christliche Wissenschaft, eine christliche Kunst hervorzubringen. Sie hätte vielleicht in ihrer Mitte eine heroische Weltentsagung erzeugt, ernste Gestalten, Heilige und Dulder, erzogen, aber Erzieherin des Volks hätte sie nicht werden können, denn Vorbedingung des Erziehens ist, daß der Erziehende zu denen, die erzogen werden sollen, sich herablassen kann, und das kann eine solche Gemeinde von Heiligen nicht. Bei ihr ist nur Zucht, die ausschließt, nicht Erziehung, die gewinnt und einschließt. So hätte die Kirche auch nie die Grundlage bilden können, um auf derselben den Staat neu zu gestalten. Auch ein christlicher Staat ist vom montanistischen Standpunkte nicht denkbar. Aber es gelang der Kirche, wenn auch erst nach schwerem Kampfe, den Montanismus zu überwinden, und zwar, was dieser Überwindung erst den rechten Wert giebt, ohne ihrerseits in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Sie hat die Warnung vor sittlicher Laxheit, die im Montanismus lag, nicht überhört, aber auch die Notwendigkeit erkannt, sich in die Welt einzuleben, und man wird ihr nachrühmen dürfen, daß sie auf lange Zeit im ganzen und großen die richtige, gesunde Mitte innehält.

Ohne die Hoffnung auf die endliche Wiederkunft des Herrn fahren zu lassen, ist sie doch in die geschichtliche Entwickelung eingegangen und hat sich eingebürgert auf Erden. Ohne die hohen Forderungen an die Heiligung ihrer Glieder aufzugeben, hat sie doch gelernt, sich zu den Schwachen herabzulassen. Mit allem Ernste Zucht übend, hält sie doch auch den Gefallenen den Weg der Rückkehr offen. Sich wohl bewußt, daß sie nicht von dieser Welt ist, macht sie doch allem menschlich Großen und Schönen in sich Raum nach dem Worte des Apostels: Es ist alles Euer! An die Stelle einer bloß negativen Weltentsagung tritt die Weltüberwindung, die doch zuletzt der Zweck ist, dem die Weltentsagung als Mittel dient, und als ihre Aufgabe betrachtet sie es jetzt mehr und mehr, alles, auch Wissenschaft, Kunst, Volksleben mit christlichem Geiste zu durchdringen.

Der Antipode des Montanismns ist der Gnostizismus. Es ist schwer diese Richtung, die in ihren ersten Keimen schon zu der Apostel Zeit bemerkbar, im zweiten Jahrhundert zu einer großen Gefahr für die Kirche heranwuchs, mit wenigen Zügen zu charakterisieren. Gnosis heißt Erkenntnis, und wie diese Richtung daher ihren Namen hat, so liegt darin auch ihr eigentliches Wesen, daß sie an die Stelle des Glaubens die Gnosis, die Erkenntnis, setzt. Die Hauptfrage für den Gnostiker ist nicht die Heilsfrage: Wie werde ich selig? sondern er fragt nach der Entstehung und Entwickelung der Welt, nach dem Ursprunge des Bösen und der Herstellung der ursprünglichen Weltordnung. Darin gerade, diese zu erkennen, liegt ihm die Erlösung. So werden denn unter Heranziehung der mannigfaltigsten Elemente neben den dem Christentume entstammenden Gedanken, griechischer Philosophie, jüdischer Theologie, altorientalischer Theosophie, große spekulative Systeme aufgeführt, die alle darauf abzielen, den Prozeß der Weltentwickelung darzustellen. Aus einem pantheistisch gedachten Urgrunde strömen, so denkt man sich diese Entwickelung, eine

Reihe von Wesen aus, Äonen genannt, Lichtwesen, von denen jedes folgende, dem Urgrunde entfernter, unvollkommener ist als das vorhergehende, bis das letzte mit der Materie zusammenstößt, die von Ewigkeit her dem göttlichen Lichtwesen als das Ungöttliche, das Dunkle, das eigentlich Nichtseiende entgegensteht. Aus diesem Zusammenstoß, aus der Mischung des Lichtwesens mit der Materie, entsteht dann die sichtbare Welt, in der nun ein Teil des Lichtwesens, des Geistes von der Materie gefangen gehalten wird, mit der Materie gemischt ist. Daß dieses gefangene Lichtwesen aus den Banden der Materie befreit, die Mischung aufgehoben, und die ursprüngliche Ordnung hergestellt wird, darin besteht die Erlösung. Geschehen ist diese durch Christum. Darin, daß sie das festhalten, bezeugen die Gnostiker ihren noch immer christlichen Charakter im Unterschiede von heidnischen Systemen, aber freilich, was sie Erlösung nennen, ist etwas ganz anderes, als was die Schrift unter Erlösung versteht. Für sie ist Erlösung nicht Erlösung von der Sünde, sondern Herstellung der Weltordnung, und so ist ihnen Christus auch nicht der Heiland, der das Heil, die Vergebung der Sünde bringt, nicht Heilsprinzip, sondern nur Weltprinzip. Weder die Schöpfung, noch die Menschwerdung Gottes findet in den gnostischen Systemen Raum. Die Anschauung, daß die Materie an sich das Böse ist, läßt es nicht zu, daß Christus wirklich in die Menschheit eingeht; er wird nur zum Schein Mensch und sein ganzes Leben auf Erden, namentlich sein Leiden und Sterben, ist alles nur Schein. Die Gnostiker sind durchweg Doketen, d. h. sie lösen die ganze Erscheinung des Herrn in einen bloßen Schein auf. Die Heilsthatsachen sind ihnen nicht Thatsachen, sondern nur noch Symbole, und der positive Inhalt des Christentums verflüchtigt sich in spekulative Ideen.

Vorhin nannte ich den Gnostizismus den Antipoden des Montanismus. Das ist er in der That. Leidet dieser an zu großer Enge, nun hier ist Weite nach allen Seiten. Den

ganzen Bildungsstoff der Zeit weiß der Gnostizismus zu verwerten. Orientalisches und Occidentalisches in buntem Gemisch, Philosophie und Volksaberglauben, alles holt er heran und verwendet es zu Bausteinen für seine Systeme. Da stehen die Mythen des Heidentums neben den Erzählungen der Evangelien, die ihm ja auch nur Mythen sind; da wird jetzt eine Beweisstelle aus den biblischen Büchern, jetzt eine aus Homer oder Hesiod entnommen, und jene wie diese in allegorischer Auslegung benutzt, um die selbstgeschaffenen Phantasiegebilde nachträglich zu begründen. Da ist auch Weite genug im Sittlichen; keine ängstliche Scheu, sich zu beflecken, keine peinliche Sorge, sich gegen das Heidentum abzuschließen. Es ist keine bloß vom Ketzerhaß erfundene Sage, daß die Gnostiker es mit der Befolgung des Sittengesetzes recht lax nähmen. Ausdrücklich haben viele von ihnen die Flucht in der Verfolgung gestattet.

Im zweiten Jahrhundert gewann der Gnostizismus weiten Raum. Die stolzen Himmel und Erde umfassenden Systeme hatten etwas gewaltig Imponierendes. Wie dürftig und nüchtern erschien dagegen das einfache Christentum! Diese Weitherzigkeit hatte etwas ungemein Verlockendes. Bei den Gnostikern schien das Christentum mit der Kultur gänzlich ausgesöhnt. Wie engherzig stand das kirchliche Christentum da! Auch edlere Seelen konnte der Gedanke gefangen nehmen, auf diesem Wege die Welt für das Christentum zu gewinnen. Die große Menge wurde durch die Geheimniskrämerei angelockt, mit der die gnostischen Sekten sich umgaben, dadurch daß sie, ganz dem Geschmacke der Zeit huldigend, kräftige Zauberformeln und Amulette ausboten, einzelne auch wohl dadurch, daß es hier weniger streng genommen wurde mit der Sitte, daß sie hier Christen sein konnten, ohne Märtyrer zu werden. Aber der Sieg der Gnosis wäre der Untergang des Christentums geworden. Es wäre in hundert Sekten zersplittert, der Unterschied zwischen ihm und dem Heidentum wäre verwischt, sein eigenstes Wesen hätte sich verloren, und statt wirklich ein

Neues zu schaffen, wäre es nur ein Element in der sich auflösenden Masse, eine Zuthat mehr in dem gärenden Religionsmischmasch der Zeit geworden.

Als einen Kampf um ihre Existenz hat denn auch die Kirche den Kampf gegen alle Gestalten der falschen Gnosis geführt. Den stolzen Systemen der Gnostiker gegenüber bewahrte sie in praktischer Nüchternheit und in einfältigem Glauben das einfache apostolische Christentum. Dieses ist aber bei den von den Aposteln selbst gegründeten Kirchen zu finden, in denen sie durch mündliche Predigt den Glauben niedergelegt haben. Auf die Tradition greift man den Häretikern gegenüber zurück, aber man thut es in Wahrheit in demselben Streben, in dem die Reformatoren einer verunreinigten Tradition gegenüber auf die Schrift zurückgriffen. Stand man doch damals in unmittelbarer Berührung mit einer noch unverfälschten Tradition, aus der mit Sicherheit zu erkennen war, was die Apostel gepredigt hatten. Dann aber fing man jetzt auch an, eine sichere Sammlung der apostolischen Schriften zu veranstalten, und auf Grund beider, der apostolischen Tradition und der apostolischen Schriften, hielt dann die Kirche mit der größten Entschiedenheit an den geschichtlichen Thatsachen als der Grundlage des wahren Christentums fest, und wehrte jeder Umsetzung derselben in einen symbolischen Schein. Diese Thatsachen faßte sie weiter auf Grund der Schrift in eine kurze Glaubensregel zusammen, und diese Glaubensregel, deren vollendetster Ausdruck im apostolischen Symbolum auch uns noch immer Glaubensregel ist, warf sie wie einen festen Damm dem Anfluten gnostischer Spekulation entgegen. Da bekannte sie gegenüber den gnostischen Phantasien von der Emanation der Äonen aus dem Urgrunde einfach und schlicht Gott den Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde. Da bekannte sie dem gnostischen Idealismus gegenüber einfach die realen geschichtlichen Thatsachen, daß der Sohn Gottes wahrhaftig Mensch geworden ist, geboren von der Jungfrau Maria, wahrhaftig gekreuzigt und

gestorben, wahrhaftig auferstanden. Damit rettete sie das Christentum, damit begann sie aber auch die Bekenntnisbildung, damit schuf sie, könnte ich auch sagen, die Anfänge eines Katechismus, und eben darin wieder eine notwendige Grundlage der Volkskirche. Weder Montanismus noch Gnostizismus hätten eine Volkskirche schaffen können. Jener hätte nur einen Konventikel von auserlesenen Heiligen gesammelt, dieser zwar eine große Menge zusammengebracht, aber mit verschwimmenden Grenzen gegen das Heidentum, so daß man nicht gewußt hätte, ob die Glieder seiner Kirche Christen oder Heiden wären. Indem die Kirche aber Montanismus und Gnostizismus glücklich überwand, gestaltete sie sich wirklich zur Volkskirche aus.

In diesen Kämpfen entwickelte sich endlich auch, und das ist für die Ausgestaltung der Kirche nicht minder wichtig, ihre Verfassung.

Eine Verfassung hat die Kirche von Anfang an gehabt; von Anfang an ist ein Amt da. Ganz ungeschichtlich wäre es, sich die Gemeinden in irgend einer Zeit ohne Amt zu denken, als unorganisierten Haufen. Wo die Apostel Gemeinden stiften, da setzen sie auch Gemeindebeamten ein. Diese heißen Presbyter, d. h. Älteste, oder was damals noch ganz gleichbedeutend ist, Bischöfe, d. h. Aufseher. Jede Gemeinde hat deren eine Mehrzahl. Nicht eine einzelne Persönlichkeit steht an der Spitze der Gemeinde, sondern ein Kollegium gleichberechtigter Ältesten. Das Amt derselben ist aber nicht in erster Linie Lehramt. Das Lehren war Sache der Apostel, und in weiterem Sinne konnte jeder in der Gemeinde lehrend auftreten, der eine Gabe dazu hatte. Nur die Weiber schließt Paulus aus. Die Aufgabe der Ältesten war vielmehr, der Gemeinde vorzustehen, sie zu leiten und zu regieren; ihr Amt ist vor allem Regieramt. Aber allerdings machte es sich von selbst, daß ihnen meist auch die lehrhafte Erbauung der Gemeinde zufiel, weil sie als die hervorragendsten Persönlichkeiten dazu auch am meisten geschickt waren. Daneben bestand in

untergeordneter Stellung das Amt der Diakonen, d. h. Diener, nicht eigentlich oder gar ausschließlich als Amt der Barmherzigkeit, wie es heute manche darstellen, sondern überhaupt als Amt des Dienstes zur Hülfeleistung für die Presbyter, und so allerdings auch wesentlich für die Ausübung der Liebesthätigkeit in der Gemeinde. Das Amt der Ältesten war übrigens bloß ein Gemeindeamt, kein Kirchenamt, das will sagen, es bezog sich lediglich auf die Einzelgemeinde, nicht auf die Gesamtkirche. Die einzelnen Gemeinden standen, abgesehen von der Verbindung, die in dem Wirken der keiner Einzelgemeinde angehörenden Apostel lag, nur in dem Zusammenhange mit einander, der durch den gemeinsamen Glauben und das alle verknüpfende Band der Liebe gegeben war. Ein verfassungsmäßiger Zusammenhang durch ein, eine Mehrzahl von Einzelgemeinden umfassendes, Kirchenamt war noch nicht vorhanden.

In dieser Einfachheit blieb die Verfassung bis über die Zeit der Apostel hinaus, bis ins zweite Jahrhundert hinein. Es bedurfte eben nicht vieler Formen, weil der Geist noch sehr lebendig und kräftig war, auch die Gemeinden noch klein und alle Verhältnisse wenig entwickelt. Seit den ersten Jahrzehenden des zweiten Jahrhunderts tritt dann aber eine bedeutsame Änderung ein. Nicht auf einmal in allen Gemeinden, noch weniger durch einen allgemeinen Beschluß, sondern durch einen gleichzeitig hier und dort sich geltend machenden innern Trieb erhebt sich über dem Kollegium gleichberechtigter Presbyter-Bischöfe Einer als die leitende Persönlichkeit, und diesem fällt nun, unter dem für ihn allein beibehaltenen Titel Bischof, die Gemeindeleitung zu, so daß wir jetzt ein dreifach abgestuftes Amt haben: Einen Bischof und eine Mehrzahl von Ältesten und Diakonen.

Auch in dieser neuen Gestalt ist das bischöfliche Amt anfangs bloß Gemeindeamt, und der Unterschied zwischen den Amtsträgern und der Gemeinde wird nur als der Unterschied des Amtes, dagegen noch nicht als der eines zweifachen Standes

angesehen. Bischöfe und Älteste setzt man noch nicht als Priester den Laien gegenüber, sondern Priester sind alle. Aber in den Kämpfen gegen den Montanismus und Gnostizismus vollzieht sich dann eine weitere Entwickelung. Aus einem bloßen Gemeindeamte wird das bischöfliche Amt ein Kirchenamt. Kam es im Kampfe gegen die falsche Gnosis darauf an, die Reinheit des Glaubens zu sichern, so knüpft sich die Überlieferung der Glaubensregel an das bischöfliche Amt; der Bischof hat die überlieferte Lehre rein zu bewahren. Kam es im Kampfe gegen den Montanismus darauf an, die sittliche Zucht in den Gemeinden zu ordnen, so ist es wieder der Bischof, dem die Übung der Zucht zusteht. Wer mit dem Bischofe in Gemeinschaft steht, der steht mit der Gemeinde, der steht mit der ganzen Kirche in Gemeinschaft. In dem Bischofe ist die Gemeinde repräsentiert, und in der Gesamtheit der Bischöfe die gesamte Kirche. Schärfer sondert sich jetzt auch der Klerus von dem Laos, dem Volke, den Laien. Auf den Klerus wird die priesterliche Eigenschaft allein übertragen, und auf Grund des Namens Priester gewinnt auch die Vergleichung mit dem alttestamentlichen Priestertum Raum und Macht. Wir haben jetzt bereits eine festgegründete, wohlgeordnete und, je mehr die Kirche in den großen innern und äußern Kämpfen einer kräftigen Führung bedurfte, in steigendem Maße auch kräftiger sich ausgestaltende Hierarchie vor uns.

Vergleichen wir jetzt einmal die Kirche bald nach dem Heimgange der Apostel, etwa auf dem Übergange vom ersten zum zweiten Jahrhundert, mit der Kirche in der Mitte des dritten Jahrhunderts, etwa zur Zeit Cyprians, des Bischofs von Karthago, in dem zuerst das bischöfliche Amt in seiner vollen Ausgestaltung als Kirchenamt uns entgegentritt, — welche Entwickelung hat auch die Kirche durchgemacht! Sie ist nach außen gewachsen, das ganze Reich ist von ihr erfüllt; es sind auch nicht mehr bloß Handwerker und Weiber, die Christum bekennen, in allen Ständen zählen die Gemeinden

ihre Glieder. Sie ist auch nach innen erstarkt und hat sich in die Welt eingelebt. Zwar der erste frische Schimmer, oder besser gesagt, der überirdische Glanz, der den Eintritt der Kirche in die Welt bezeichnet, ist im Schwinden; das Leben läßt sich schon nüchterner und ruhiger an. Die Hoffnung auf eine baldige Wiederkunft des Herrn, die in der ersten Zeit so hoch aufflammt, ist gedämpfter geworden; die Kirche findet sich darein, daß sie einen längeren Bestand haben soll in dieser Welt, einen längeren Weg durch die Geschichte machen. Aber sie hat sich auch dazu gerüstet. Ein klares Bekenntnis der Thatsachen, auf denen die Kirche ruht, ist gewonnen. Fest gefugt steht die Verfassung da, die ganze Menge der Gemeinden ist wie im Glauben eins, so auch ein geschlossener Organismus mit bestimmt gegliederten Ämtern. Der Blick hat sich erweitert, der Sinn ist aufgegangen auch für alles menschlich Schöne und Große, auch für Kunst und Wissenschaft. Schon hat man auch auf christlicher Seite Männer aufzuweisen, die ihren Glauben in Schriften verteidigen; schon haben Männer wie Irenäus und Origenes die ersten Grundlinien einer christlichen Theologie gezogen; schon sind die ersten Anfänge einer christlichen Kunst vorhanden, die wie ein junges Reis auf altem Stamm neue Blüten treiben wird. Die Kirche ist kein Konventikel sich still zurückziehender, die Welt meidender Leute mehr, offen tritt sie auf als Volkskirche, fähig und eifrig das Volk zu erziehen durch Unterweisung und Lehre und ebenso strenge wie weise Zucht.

Eine solche Kirche muß auch anders in die Welt hinausschauen und ihre Aufgaben anders fassen. Die heidnische Welt altert und, wie es dem Alter eigen ist, sieht sie rückwärts; da liegt versunken und verloren das goldene Zeitalter. Die Gegenwart ist eisern, und mehr und mehr beschleicht das Heidentum ein Gefühl davon, daß es die sinkende Macht ist. Das Christentum ist die aufsteigende Macht; jugendfrisch sieht es in die Zukunft, da winkt ihm der Sieg. Und wie anders

gestalten sich schon die Gedanken an den Sieg. Die frühere Zeit dachte an keinen andern Sieg als an den, den der wiederkommende Christus bringt. Der römische Staat und die heidnische Welt werden bleiben, bis der Herr kommt. „Die Verfolgungen," sagt Justin einmal, „werden bleiben, bis der Herr kommt und alle befreit." Noch für Tertullian fällt der Bestand dieser Welt ganz mit dem Bestande des römischen Reiches zusammen. Der Augenblick, in dem das römische Reich zusammenbrechen wird, ist ihm auch der Augenblick der Wiederkunft Christi. Darum beten die Christen für das Reich und sorgen mit für seinen Bestand, weil sie damit zugleich um eine mora finis, einen Verzug des Endes, beten und sorgen. Daß einmal römische Kaiser Christen werden sollten, dünkt Tertullian ganz thöricht und ungereimt. Von jetzt an dagegen richten sich die Hoffnungen der Christen schon auf einen andern Sieg; schon fängt man an, den Gedanken zu fassen, daß das Christentum von innen heraus das Heidentum überwinden und die herrschende Religion im römischen Reiche werden wird. Wenn es alle so machten, wie die Christen, hatte Celsus gesagt, dann würde das Reich den Barbaren preisgegeben werden, und alle Bildung untergehen. Origenes antwortet: „Wenn es alle so machen wie ich, so werden dann auch die Barbaren das göttliche Wort annehmen und die Gesittetsten und Mildesten werden. Alle anderen Religionen werden dann untergehen, und nur die christliche wird herrschen, welche auch einst allein herrschen wird, da die göttliche Wahrheit immer mehr Seelen gewinnt."

Das ist Siegesahnung, mehr noch, das ist Siegesgewißheit. Aber freilich den Sieg wirklich zu erringen muß noch viel Blut fließen, viel mehr noch als schon geflossen ist. Die schwersten Perioden des Kampfes hat die Kirche noch vor sich.

Jetzt erst kann es, jetzt aber muß es auch zu einem Kampfe auf Leben und Tod zwischen der Kirche und dem römischen Staate kommen. Die so erstarkte und ausgestaltete

Kirche war in Wirklichkeit eine Gefahr für den römischen Staat. So lange das kleine Häuflein Christen sich gegen den Staat und das Volksleben rein negativ verhielt, konnte der Staat sie gewähren lassen, das konnte er aber nicht mehr, als dieses Häuflein zu einer festgegliederten, hierarchisch verfaßten Kirche geworden war, die wie ein Staat im Staate dastand und das Volksleben mehr und mehr in einer dem altrömischen Sinne und Geiste entgegengesetzten Weise beeinflußte. Er hätte sonst auf seine eigene Existenz verzichtet. Das Heidentum des 1. Jahrhunderts, bei den Massen naiv, bei den Gebildeten stark mit Unglauben durchsetzt, konnte das Christentum gewähren lassen, das restaurierte Heidentum des 3. Jahrhundert kann das nicht mehr. Es ist fanatisch geworden und muß seine Berechtigung im Kampf mit dem Christentum darthun. Im Bunde mit ihm macht der Staat den Versuch, durch systematische allgemeine Verfolgungen das Christentum zu vernichten. Aber eben dann wird sichs auch zeigen, daß das restaurierte Heidentum nur eine galvanisierte Leiche ist, unfähig, dem sinkenden Staate neues Leben einzuhauchen; und dem Christentum, das auch in den schwersten Verfolgungen Treue gehalten, wird dann der Sieg nicht durch Gunst oder Laune eines Herrschers, sondern mit innerer Notwendigkeit zufallen.

Viertes Kapitel.

Die allgemeinen Verfolgungen.

Röm. 8, 36: Wir sind geachtet für Schlachtschafe.

1. Von Marc Aurel bis Decius.

Auf den furchtbaren Sturm unter Marc Aurel folgte zunächst eine verhältnismäßig ruhige Zeit. Es ist, als sollte der Kirche noch zuvor eine Frist geschenkt werden, sich in Frieden zu bauen und zu kräftigen, ehe die schwersten Stürme kamen. Commodus, der entartete Sohn Marc Aurels, ließ die Christen unbehelligt. Seine Geliebte, Marcia, wußte ihn sogar günstig für sie zu stimmen. Sie ließ sich von dem römischen Bischof ein Verzeichnis der in den Bergwerken Sardiniens schmachtenden Christen geben und bewirkte bei Commodus deren Freilassung. Mehr als die römische Staatsreligion lagen dem Commodus seine Fremdgötter, namentlich die ägyptischen am Herzen, und förderte er deren Kult, so konnte er auch einen andern orientalischen Fremdkult, das Christentum, gewähren lassen. Doch blieben die bisherigen Gesetze bestehen, nur kehrte man, wo Christen angeklagt wurden, zu dem früheren Trajanischen Verfahren zurück. Aufsehen machte es, daß in Rom ein Senator Apollonius, wie erzählt wird von seinem eigenen Sklaven, als Christ denunziert wurde. Er verteidigte sich vor dem Senat selbst und wurde von diesem zum Tode verurteilt.

Auch die höchste Körperschaft des Reichs hörte also das Bekenntnis von Christo.

Zahlreicher wurden die Anklagen und Hinrichtungen unter Septimius Severus. Dieser scheint persönlich dem Christentum günstig gewesen zu sein. Ein christlicher Sklave, Proculus, soll ihn in einer schweren Krankheit durch eine Salbung mit Öl geheilt haben. Vielleicht war es das starke Umsichgreifen des Christentums in dieser Zeit, was ihn bestimmte, im Jahre 202 ein Gesetz zu erlassen, in welchem der Übertritt zum Christentum verboten wurde. Irgendwelche erhebliche Wirkungen scheint das Gesetz nicht gehabt zu haben. Doch werden gewiß einzelne Statthalter daran Anlaß genommen haben, die noch immer geltenden Trajanischen Gesetze gegen die Christen schärfer zu handhaben.

Namentlich in Ägypten und Afrika wurde die Verfolgung eine Zeit lang sehr heftig, in Ägypten in solchem Maße, daß die Christen das Ende der Welt nahe glaubten. „Täglich," schreibt Klemens von Alexandrien, „sehen wir viele Märtyrer vor unseren Augen verbrennen, kreuzigen, enthaupten." In Alexandrien starb Leonides, der Vater des großen Kirchenlehrers Origenes, der selbst, damals noch jung, von seiner Mutter nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, dem Vater zu folgen. Dann werden eine Reihe von Schülern des Origenes genannt, die ebenfalls die Märtyrerkrone erlangten. Auch Frauen starben viele für den Herrn. Unter ihnen die Jungfrau Pantomiäna, die mit ihrer Mutter Marcella zusammen verbrannt wurde. Einer der Liktoren, Basilides, der sie zur Richtstatt führte, schützte die Jungfrau gegen die Verhöhnungen und Mißhandlungen des Pöbels. Sie dankte ihm und verhieß ihm zum Lohn, daß auch er bald die Krone erlangen werde. Was er gesehen und gehört, wurde dem Basilides in der That ein Ruf zu Christo. Er bekehrte sich auf der Stelle, bekannte offen seinen Glauben und folgte denen, die er zum Tode geleitet, bald im Tode nach.

In Afrika starben eine Anzahl Märtyrer, unter ihnen zwei junge Frauen, Perpetua und Felicitas, die, noch Katechumenen, erst im Kerker getauft waren. Perpetua war erst kürzlich Mutter geworden, aber weder die Liebe zu ihrem Kinde, das sie mit ins Gefängnis nahm, noch die Bitten ihres greisen Vaters machten sie wankend. „Du siehst hier," antwortete sie dem Vater, als dieser in sie drang, nicht solche Schande über die Familie zu bringen, „ein Gefäß, einen Krug, kann man es mit einem anderen Namen nennen, als was es ist?" Und als der Vater das verneinte, fuhr sie fort: „So kann auch ich mich nicht anders nennen, als was ich bin, eine Christin." Im Gefängnis, dessen Dunkel sie, die nie so etwas erfahren, zuerst erschreckte, hatte sie ein Gesicht. Sie sah eine goldene Leiter in den Himmel ragen, zu beiden Seiten Schwerter, Lanzen und Messer, und am Fuß der Leiter lag ein Drache. Aufgefordert, die Leiter hinanzusteigen, setzte sie mutig dem Drachen den Fuß auf den Kopf mit den Worten: „Er wird mir nicht schaden im Namen Jesu Christi," und stieg empor. Oben angelangt, kam sie in einen großen Garten und fand hier den guten Hirten, der sie erquickte. Jetzt wußten die Eingekerkerten, was ihrer harrte, und rüsteten sich auf den Abschied aus dieser Welt. Bei dem letzten öffentlichen Verhör machte der Prokurator noch einen Versuch, sie zum Abfall zu bewegen. In Gegenwart ihres Vaters rief er ihr zu: „Schone deines greisen Vaters, opfere für das Wohl des Kaisers." Der Vater selbst stürzte auf sie zu, erinnerte sie an ihr Kind: „Erbarme dich deines Kindes." Aber Perpetua antwortete ruhig: „Ich kann nicht, ich bin eine Christin." Alle wurden verurteilt, am Geburtstage des Cäsars Geta mit den wilden Tieren zu kämpfen. Am Abend vor dem Tage des Schauspiels hielten sie noch ein gemeinsames Mahl, das unter Gebet und Lobgesängen sich zur Agape gestaltete. Wie es häufig vorkam, sollten sie noch im Tode dem Volk zum Schauspiel dienen. Man wollte die Männer als Priester des Saturn,

die Weiber als Dienerinnen der Ceres ankleiden. Da weigerten sie sich. „Freiwillig," sagten sie, „sind wir hierhergekommen, uns unsere Freiheit nicht nehmen zu lassen. Unser Leben haben wir preisgegeben, um dergleichen nicht thun zu müssen." Selbst die Heiden erkannten die Billigkeit der Forderung an und gaben nach. Einer der Blutzeugen, Saturus, fand ein schnelles Ende. Ein Leopard tötete ihn mit einem Biß. Perpetua wurde mit Felicitas, in ein Netz gehüllt, einer wilden Kuh vorgeworfen. Als dabei ihr Kleid und Haar in Unordnung geriet, ordnete sie es noch sorgsam wieder, auch da weiblicher Zucht eingedenk. Endlich sollten sie alle den Gnadenstoß erhalten. Dem Soldaten Pudens rief Perpetua noch zu: „Sei stark und denke an meinen Glauben, und laß dich dies alles nicht irre machen, sondern stärken." Dann gaben sie sich gegenseitig den Friedenskuß und wurden mit Dolchstößen getötet. Der Gladiatorenschüler, der Perpetua zu töten hatte, zitterte mit der Hand. Da griff sie selbst zu und führte ihm die Hand zum Todesstoße an ihren Hals.

Unter Caracalla hörten die Verfolgungen allmählich auf, und die Kirche erfreute sich eines Friedens, den auch der Sonnenpriester Elagabal nicht störte. Alexander Severus und seine Mutter Julia Mammäa gaben der Kirche selbst Zeichen des Wohlwollens. In der Hauskapelle des Kaisers stand neben den Bildern anderer großer Männer auch das Bild Christi. Gern führte er den Ausspruch des Herrn im Munde: „Was ihr nicht wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch nicht" und ließ ihn an öffentlichen Gebäuden anbringen. Als in der Stadt Rom die Zunft der Garköche mit der christlichen Gemeinde eines Bauplatzes wegen in Streit geriet, entschied der Kaiser zu gunsten der Christen, denn, meinte er, es sei besser, daß dort auf welche Weise auch immer Gott verehrt, als daß der Platz den Garköchen eingeräumt werde. Was von massenhaften Hinrichtungen unter ihm erzählt wird, ist jedenfalls ungeschichtlich, auch die Legende der hei-

ligen Cäcilia hat wohl kaum einen geschichtlichen Kern. Mehr als eine thatsächliche Duldung war das freilich nicht, wie denn auch sogleich die folgende Regierung sich den Christen wieder ungünstig erwies. Der Thracier Maximinus, der erste Barbar auf dem Throne der Cäsaren, barbarisch auch in seinem ganzen Wesen, der selbst die heidnischen Tempel plünderte, erließ ein Gesetz, wornach die Vorsteher der christlichen Gemeinden hingerichtet werden sollten. Streng ausgeführt wurde der Befehl zwar nicht, aber wohl hatten die Christen mancherorten zu leiden. In Rom wurde der Bischof Portianus nach Sardinien verbannt und erlag dort den Mißhandlungen in den Bergwerken. Origenes mußte sich eine Zeit lang bei einer christlichen Jungfrau Juliana verborgen halten. Schlimmer erging es dem Presbyter Protoktet in Cäsarea mit seinem Diener Ambrosius. Von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt hatten sie viel zu leiden, kamen aber mit dem Leben davon. Doch wurde Ambrosius seines Vermögens beraubt. Die Habsucht der Richter spielte mit. Am schlimmsten stand es in Kappadocien, wo zugleich der Fanatismus des Pöbels aufwachte. Hier besiegelten mehrere Christen ihren Glauben mit dem Tode.

War die Verfolgung thatsächlich auch nur unbedeutend, insofern kommt ihr doch eine Bedeutung zu, als sie der erste Anlauf zu einer systematischen Verfolgung ist, wie sie nachher Decius ins Werk setzte. Maximinus ist der erste Kaiser, der die Bedeutung der christlichen Hierarchie erkannte und den Versuch machte, durch Ausrottung derselben die Kirche zu vernichten. Wenn seine Bestrebungen ohne Erfolg blieben, so trug dazu ohne Zweifel auch der Umstand bei, daß er als Barbar, der auch die heidnischen Tempel plünderte, so ziemlich alle sonst christenfeindlich gesinnten Elemente gegen sich hatte. So wird denn dieser Anlauf auch nicht fortgesetzt. Die Nachfolger Maximins hatten ohnehin genug mit der steigenden Verwirrung im Reiche zu thun; sie dachten an keine Verfolgung. Philippus Arabs soll sich den Christen sogar so günstig gezeigt haben,

daß die Sage aufkam, er sei heimlich selbst ein Christ gewesen.

Sieht man von dem Angriffe des Thraciers Maximinus ab, so kann man sagen, daß die Christen 30 Jahre Ruhe hatten. Die Kaiser dieser Zeit sind durchweg unrömisch auch in ihrem religiösen Leben. Sie sind Synkretisten, und dieser ihr Synkretismus, wie er roher bei dem Sonnenpriester Elagabal, edler bei Alexander Severus hervortritt, bringt, wie ich oben darlegte, allerlei Konkordiengedanken mit sich, auf die zwar das Christentum nicht eingehen konnte, die aber doch zum erstenmale eine wirklich freundliche Stellung römischer Kaiser zur christlichen Kirche zur Folge haben. Ein dauernder Friede war das natürlich nicht, sondern nur ein Ermatten des Kampfes. Sobald der altrömische Geist gegen dies unrömische Wesen zu reagieren begann, mußte er auch um so schroffer gegen das Christentum auftreten. Die Ruhe war nur Vorbereitung um so schwererer Kämpfe. Sie beginnen mit Decius, dessen Regierung den Anfang einer Reaktionsperiode bezeichnet, die eigentlich erst mit Konstantin abschließt. Kräftig erhebt sich noch einmal der altrömische Geist und macht den Versuch einer Restauration des verfallenden Reichs. Mit diesem Restaurationsversuche hängen auch die allgemeinen Christenverfolgungen zusammen, die jetzt erst beginnen, ja sie wurzeln darin. Vergegenwärtigen wir uns, um das zu verstehen, die Lage des Reiches.

Der Kaiserwahnsinn hat es an den Rand des Abgrunds gebracht. In vollständiger Zügellosigkeit droht es unterzugehen. Die grenzenloseste Verwirrung herrscht überall. In Rom selbst stehen Senat, Volk, Soldaten wider einander. Tage lang liefert man sich in den Straßen förmliche Schlachten, wobei ein Teil der Stadt in Feuer aufgeht. In den Provinzen sieht es ähnlich aus. Nirgend mehr Achtung vor dem Gesetz, weil keiner sich innerlich an das Gesetz gebunden fühlt. Bald hier, bald dort erheben sich Usurpatoren und greifen nach der Krone, oder werden von ihrer Umgebung gezwungen, darnach zu

greifen. Dabei stürmen die Barbaren an die Grenzen; im Norden die germanischen Stämme, im Südosten die Neuperser drohen schon jetzt das Reich zu überfluten. Franken streifen bereits über die Pyrenäen, Alemannen stehen bei Mailand, Goten zerstören den berühmten Tempel der Diana in Ephesus, die Perser dringen bis Antiochien in Syrien vor. In dieser allgemeinen Not erhebt sich von da, wo er allein noch zu finden ist, aus dem Heere heraus, noch einmal der Genius Roms. Eine Reihe von Soldatenkaisern rettet das Reich von fast gewissem Untergange. Es lag in Gottes Plane, daß das Reich nicht eher in die Hände der Germanen fallen sollte, als bis es christlich geworden und so im stande war, die Eroberer selbst in die christliche Bildung hereinzuziehen.

Diese Kaiser sind zwar längst keine Stadtrömer mehr, sie sind Provinzialen, meist Illyrier, aber die Stadt Rom fängt jetzt auch an, ihre Bedeutung als Mittelpunkt zu verlieren. Der Mittelpunkt ist verfault, während die Peripherie noch gesunderes Leben enthält. In den Feldlagern der Legionen, wo noch altrömische Tapferkeit, Strenge und Zucht zu finden war, groß geworden, in römischen Traditionen aufgewachsen, sind diese Kaiser dennoch mehr Römer, als die Stadtrömer selbst. Während man in Rom schwelgte, hatten die Heere mit saurer Arbeit die Grenzen geschirmt, und in den ununterbrochenen Kriegszügen hatte sich ein Stamm von tüchtigen Generalen herausgebildet. Diese ergreifen jetzt das Regiment und bestimmen meist aus ihrer eigenen Mitte den Tapfersten und Tüchtigsten für den Thron. Es sind das Leute, die von der Pike auf gedient haben, ohne große Bildung, aber sittlich ernst und strenge in der Zucht, das gerade Gegenteil der ausschweifenden Wüstlinge, die so oft den Kaiserthron befleckt hatten. Sie sind Soldaten durch und durch; dabei haben sie aber fast alle einen stark idealistischen Zug, man kann geradezu sagen etwas Schwärmerisches. Im Kriege aufgewachsen, beständig im Lager, sehnen sie sich doch nach Frieden. Davon reden sie gern, daß der Krieg nur

um des Friedens willen geführt werde; davon träumen sie, daß bald eine Friedenszeit anbrechen werde, in der man keiner Soldaten mehr bedarf; ja sie suchen schon wie Probus, einer der gewaltigsten unter diesen Soldatenkaisern, die Heere an die Arbeiten des Friedens zu gewöhnen. Sobald nur eine kleine Pause zwischen den Feldzügen es gestattet, läßt Probus seine Legionen Kanäle graben und Weinberge pflanzen. Das ihnen vorschwebende Friedensideal suchen sie zu verwirklichen durch eine Restauration des römischen Wesens. Römische Sitte, römische Art soll wiedererweckt werden, das ist jetzt die Losung. Diese Soldatenkaiser schreiben zum Teil so ehrerbietig an den Senat und das Volk von Rom, als ob das noch der Senat und das Volk aus den Zeiten der Republik wäre; sie reden von der ewigen Roma und ihrer Macht, wie ein schwärmerischer Republikaner aus den großen Tagen der alten Stadt es je gethan.

Zur Herstellung des römischen Wesens gehört aber natürlich auch Herstellung der römischen Staatsreligion. Alle diese Kaiser (das ist auch ein ihnen gemeinsamer Grundzug) sind heidnisch fromm, mehr als das, sie sind im höchsten Grade abergläubisch. In ihrem unsteten wechselvollen Leben, stets in Gefahr, haben sie gelernt, auf Weissagungen zu achten und auf Vorzeichen. Auf die Gunst der Götter legen sie den größten Wert und, sich wohl bewußt, wie unsicher ein Thron ist, wenn er sich ausschließlich auf die Macht stützt, suchen sie auch ihre Unterthanen durch allerlei Superstitionen zu binden und an sich zu fesseln. Es ist das restaurierte Heidentum, das dämonisierende und fanatische, welches jetzt Macht gewinnt und auch in diesen Kaisern vertreten ist. Beachten wir das, so ist leicht einzusehen, weshalb gerade diese Kaiser Christenverfolger werden, wie keine vor ihnen.

Sie mußten es werden. In der That wäre nichts falscher, als wollten wir uns diese Verfolgungen aus bloßer Willkür, aus persönlicher Feindschaft und Grausamkeit hervorgegangen

denken. Vielmehr sind sie das Ergebnis der ganzen Lage des Staats und gehen aus dieser mit Notwendigkeit hervor. Den Restaurationsplänen, welche die Zeit beherrschen, steht nichts so sehr entgegen wie das Christentum. Sollte das alte Rom in neuem Glanze erstehen, so mußte das dem altrömischen Wesen schnurstracks widerstreitende Christentum beseitigt werden. In Rom haben immer Religion und Krieg mit einander in einem engen Verhältnis gestanden. Die römische Religion ist in der That eine Religion der Waffen. Hätten die friedlichen Zeiten des zweiten Jahrhunderts fortgedauert, so wäre es vielleicht möglich gewesen, zu einem friedlichen Abkommen mit den Christen zu gelangen. Als aber das ganze Reich wieder auf den Waffen beruhte, mußten auch die alten Götter wieder an Macht gewinnen. Sie hatten das Reich groß gemacht, bei ihnen allein hoffte man jetzt Hülfe und Rettung zu finden in der Not. Dann aber mußten die Verächter dieser Götter als Staatsfeinde erscheinen, und eine Wiederaufrichtung des Reichs war nur möglich, wenn man das ganze Volk zur Verehrung der Götter zurückbrachte. Nun war aber die Kirche so erstarkt, daß Maßregeln, wie sie Trajan vor hundert Jahren angewendet hatte, nicht mehr genügten. Das Christentum, wie Trajan noch hoffte, allmählich und langsam zurückzudrängen, daran war nicht mehr zu denken; man hatte nur die Wahl, es anzuerkennen oder zu vernichten. Das erstere konnte man nicht, ohne den ganzen Gedanken der Restauration von vornherein aufzugeben. So entschloß man sich zu dem letzteren. Damit gewinnt die Verfolgung aber auch einen völlig anderen Charakter. Sie ist jetzt nicht mehr ein Ausbruch der Volkswut, dem die Behörden hier und da nachgeben, auch nicht mehr ein Gerichtsverfahren gegen einzelne ausdrücklich Angeklagte in den gewöhnlichen Formen des römischen Rechts, sondern eine aus Staatsmaximen hervorgegangene allgemeine, alle Christen gleichmäßig treffende Verfolgung, die den bestimmten Zweck hat, die Kirche zu vernichten.

2. Von Decius bis Gallienus.

Der erste, der eine solche allgemeine Verfolgung anordnete, war Decius. Sein Beweggrund war gewiß nicht, wie man wohl hier und da liest, ein persönlicher, etwa nur der Gegensatz gegen den von ihm besiegten christenfreundlichen Philippus Arabs, es sind vielmehr die oben dargelegten Restaurationsgedanken, die sich in Decius verkörpern. Decius ist eine harte enge Natur und dabei doch ein Schwärmer. Er träumt von der Herstellung der alten Herrlichkeit des römischen Reichs, als ob er die Macht hätte, einen Toten wieder lebendig zu machen. Altrömische Institutionen werden wieder aufgeweckt, der Senat geehrt, das Zensoramt hergestellt, Rom aufs neue befestigt und mit Bauten geschmückt. Auf derselben Linie liegen seine Maßregeln gegen das Christentum. Unmöglich konnte ein solcher Kaiser es ruhig ansehen, daß eine nach römischen Begriffen unerlaubte Religion um sich griff, daß die alten Volksheiligtümer verödeten, und die Tempel leer standen. Bald nach seiner Thronbesteigung (249), schon im Jahre 250 erließ Decius den Befehl, daß alle Christen ohne Ausnahme aufgefordert werden sollten, die Zeremonien der römischen Staatsreligion zu vollziehen. Falls sie sich dessen weigerten, sollten sie mit Drohungen und Martern dazu gezwungen werden. In Vollziehung dieses Edikts wurde dann überall ein Termin angesetzt, bis zu welchem die Christen vor den Ortsbehörden zu erscheinen und den Göttern zu opfern hätten. Diejenigen, welche vor diesem Termine ihr Vaterland verließen, wurden nicht weiter behelligt, nur wurde ihr Vermögen eingezogen, und ihnen die Rückkehr bei Todesstrafe verboten. Die, welche blieben und bis zu dem bestimmten Termin nicht nachwiesen, daß sie geopfert hatten, wurden vor eine von den Magistraten unter Zuziehung von fünf der angesehensten Bürger gebildete eigene Untersuchungskommission geladen, und hier ein Verfahren gegen sie eröffnet, welches nicht wie das frühere Ge-

richtsverfahren auf Feststellung ihrer Schuld und Bestimmung der Strafe, sondern vielmehr darauf hinauslief, sie zum Abfall zu zwingen. Zuerst wurde ihnen nur gedroht und noch eine Frist gesetzt. Half das nicht, so schritt man zu Martern, und, falls auch diese den gewünschten Erfolg nicht hatten, warf man die sich beharrlich Weigernden in den Kerker, um sie dort durch fortgesetzte Marter, auch durch Hunger und Durst wankend zu machen. Todesstrafe wurde anfangs nur selten, meist nur gegen Bischöfe angewendet, aber viele erlagen unter den Martern oder starben in den Kerkern. Die Verfolgung wurde nach und nach noch strenger. Die Standhaftigkeit der Christen reizte zu größerer Heftigkeit. Weil die Ortsbehörden hier und da Rücksichten nahmen und die Sache nach Ansicht des Kaisers zu lässig betrieben, wurden die Statthalter angewiesen, selbst einzugreifen, und, wo auch diese noch zu milde schienen, andere strengere an ihre Stelle gesetzt.

Schärfer blickende Männer hatten den Sturm wohl geahnt. Origenes hatte ihn vorausgesagt, und Cyprian ihn in einem Gesicht vorhergesehen. Er sah einen Familienvater inmitten zweier Söhne. Der zur Rechten saß traurig da und tief betrübt, der zur Linken trug ein Netz, bereit, das umstehende Volk damit zu fangen. Als Cyprian sich darüber verwunderte und fragte, was das wäre? wurde ihm die Deutung: der zur Rechten (Christus) sei betrübt, weil seine Gebote nicht befolgt würden; der zur Linken (der Teufel) freue sich, daß ihm bald vom Familienvater zugelassen werden würde, gegen das Volk zu wüten. Also ganz bestimmt als ein Gericht über die eingerissene Schlaffheit des christlichen Lebens ahnte Cyprian die Verfolgung. Den meisten Christen dagegen kam diese ganz überraschend. Manche Gemeinden hatten seit 30 Jahren ununterbrochene Ruhe gehabt, und viele glaubten ohne Zweifel schon, der Friede werde ein dauernder sein. Um so größer war jetzt die Bestürzung. In den Zeiten der Ruhe hatten auch manche unlautere Elemente Eingang in die Kirche gefunden, und selbst die besseren waren

des Kampfes entwöhnt. So darf es nicht wundernehmen, daß viel Schwachheit zu Tage kam. Manche warteten den Termin gar nicht ab. Solche, die ein öffentliches Amt bekleideten, angesehene Bürger, die für ihre Geschäfte fürchteten, eilten sich durch Opfern vom Christentum loszusagen. „Vor der Schlacht schon," klagt Cyprian, „wurden viele besiegt und, ohne nur mit dem Feinde zusammengetroffen zu sein, niedergestreckt; nicht einmal das suchten sie zu erlangen, daß sie wenigstens doch als wider Willen Opfernde erschienen." Bei manchen sah es aus, als hätten sie nur die Gelegenheit abgewartet, vom Christentum loszukommen. Wenn die Kommission an einem Tage nicht fertig werden konnte und den Rest auf den folgenden Tag verwies, baten sie noch vorgelassen zu werden, als ob sie nicht schnell genug sich sicher stellen könnten. Selbst Kinder schleppte man herzu und ließ sie mit ihren Händchen Weihrauch streuen. Andere wurden von ihren Verwandten überredet, von ihren heidnischen Freunden herbeigezogen. Bleich und zitternd kamen sie an den Altar, als wenn sie nicht opfern, sondern geopfert werden sollten. Das umstehende Volk spottete über sie, daß sie beides, zum Opfern und zum Sterben zu feige seien. Es kamen furchtbare Szenen vor. Solche die verleugnet hatten, ergriff plötzliche Angst bis zum Wahnsinn. Eine Christin in Karthago wurde, nachdem sie das Wort gesprochen, mit dem sie sich von Christo lossagte, stumm und konnte kein Wort mehr hervorbringen. Eine andere ging unmittelbar von dem Opfer ins Bad und kehrte von da wahnsinnig geworden zurück. Vielerwärts ermöglichte die Bestechlichkeit der Behörden die Umgehung des Gesetzes. Gegen Geld stellten sie den Christen einen Schein aus, als ob sie geopfert hätten, oder auch ohne selbst zu kommen und sich einen solchen Schein ausstellen zu lassen, konnten sie es erlangen, daß ihre Namen in das Protokoll unter die Zahl derer aufgenommen wurden, die dem Edikte genügt hatten. Ihr Gewissen beruhigten sie dann damit, daß sie ja selbst nichts gethan hätten, was dem Glauben zuwider wäre. Die Kirche hat sich dadurch nicht täuschen

lassen. Sie erklärte mit voller Entschiedenheit eine solche Art, der Verfolgung zu entgehen, für Verleugnung des Glaubens.

So fehlte es leider nicht an Schwachheit, und die Verfolgung wurde zur Sichtung, welche die Spreu aus den Gemeinden beseitigte. Aber es fehlte auch nicht an christlichem Heldenmut. Allen voran ging die Gemeinde in Rom. Zuerst starb ihr Bischof Fabianus den Märtyrertod. Unter Lebensgefahr folgte ihm auf dem Bischofssitze Kornelius, um ihm bald auch im Tode zu folgen. Er wurde zuerst verbannt, dann hingerichtet. Lucius, der den Mut hatte, in die Reihe einzutreten, wurde ebenso in kurzer Zeit der Krone teilhaftig. In den Katakomben sieht man noch heute die einfachen Grabsteine der Märtyrerbischöfe, nur mit ihren Namen bezeichnet, neben einander. Seinen Bischof Fabianus begleitete im Tode der Presbyter Moses. Dann starben unter furchtbaren Martern die Jungfrauen Viktoria, Anatolia, Agatha und eine große Menge anderer Blutzeugen. In Alexandrien waren die Opfer nicht minder zahlreich. Schon ehe das eigentliche Verfahren begann, überfiel der Pöbel einzelne Christen. Einen Greis, Metras, wollte man zwingen, gottlose Worte auszusprechen. Als er sich dessen weigerte, wurde er gesteinigt. Eine Frau, Quinta, schleppte man in einen Tempel und forderte, daß sie die Götzen anbeten solle. Als sie treu blieb, schleifte man sie an den Füßen durch die Stadt und tötete sie. Einer Jungfrau, Apollonia, zerschlug man die Zähne, als sie die ihr vorgesagten gottlosen Worte nicht nachsprechen wollte, und verbrannte sie zuletzt auf einem Scheiterhaufen. Dann erst begann das eigentliche Verfahren, und noch viele andere erlitten für ihre Standhaftigkeit den Tod. Namentlich rühmte man einen Knaben Dioskuros, der, erst 15 Jahre alt, durch seine treffenden Antworten und seine Festigkeit bei allen Martern selbst dem Statthalter Bewunderung abnötigte, so daß dieser ihn zuletzt entließ, um sich, wie er sagte, eines Besseren zu besinnen. Auch in den kleineren Städten und Dörfern Ägyptens zählte man der Opfer viele. In der Thebais ließ der Präfekt ein christliches Ehepaar

neben einander ans Kreuz schlagen. Tage lang lebten sie noch am Kreuz und sprachen sich gegenseitig Mut zu. In Jerusalem starb der Bischof Alexander, in Antiochien der Bischof Babylas unter standhaft ertragenen Martern. In Tolosa wurde der Bischof Saturninus an einen wilden Ochsen gebunden zu Tode geschleift.

Der Bischof von Karthago, Cyprian, hatte sich beim Beginn der Verfolgung an einen sichern Ort zurückgezogen. Wurde ihm das von manchen Seiten verdacht, so hat er durch seinen späteren Märtyrertod bewiesen, daß es nicht Feigheit war, was ihn dazu bewog. Von seinem Exil aus tröstete und ermutigte er die Gemeinde und traf Anordnungen, wie sie sich in der Verfolgung verhalten sollte. Die Armengelder, die für gewöhnlich von Einem verwaltet wurden, sollen unter die Presbyter und Diakonen verteilt werden, damit wenn einer von ihnen gefangen genommen würde, die andern doch noch zu helfen im stande wären, auch die Armen um so leichter versorgt werden könnten. Die Presbyter sollen sich der Gefangenen im Kerker fleißig seelsorgerisch annehmen und ihnen die h. Kommunion hintragen, dabei aber doch auch vorsichtig zu Werke gehen, um die Heiden nicht zu reizen. Die Armen sollen um so sorgsamer unterstützt werden, aber man soll sich auch vor solchen hüten, die sich vordrängen, wohl gar, wie es auch vorkam, den Versuch machen, ein schändliches Leben durch einen scheinbaren Märtyrertod zuzudecken. Auch der Karthaginiensischen Gemeinde fehlte es nicht an Bekennern und Märtyrern. Es lagen ihrer viele im Kerker, die man durch Hunger und Durst zur Verleugnung zu bewegen suchte. Ihrer 15 werden genannt, die den Hungertod im Gefängnis starben. Andere erlagen den Folterqualen, noch andere wurden hingerichtet. Besonders that sich ein Glied der Gemeinde, namens Numidikus, hervor. Er hatte viele zum Zeugnis ermuntert und seine eigene Frau auf dem Scheiterhaufen sterben sehen. Da wurde er selbst verurteilt. Halb verbrannt, mit Steinen überschüttet, ließ man ihn liegen. Seine Tochter suchte des Vaters Leiche hervor, um sie zu bestatten. Wie froh war

sie, als sie noch Zeichen des Lebens fand. Eilends trug sie ihn ins Haus, und wirklich gelang es ihrer sorgsamen Pflege, ihn herzustellen. Cyprian machte ihn später zum Presbyter.

Das Schrecklichste an dieser Verfolgung war, daß die Heiden es gar nicht auf den Tod der Christen abgesehen hatten, sondern darauf, sie durch Martern zur Verleugnung zu zwingen. „Es wurden Martern angewendet," so schildert Cyprian dies Verfahren, „Martern ohne Ende der Qual, ohne den Ausgang einer Verurteilung, ohne den Trost des Todes; Martern die nicht leicht die Gequälten zur Krone entsenden, sondern sie so lange quälen, bis sie schwach werden, wenn nicht vielleicht die göttliche Barmherzigkeit giebt, daß einer unter den Martern stirbt und die Glorie erlangt, nicht weil die Martern ihr Ende erreicht hätten, sondern weil der Tod schnell herbeigekommen." Man warf sie nicht nur ins Gefängnis, beschwerte sie mit Ketten, spannte ihre Arme und Beine in den Block, man wendete nicht nur die gewöhnlichen Foltern an, das Zerquetschen der Finger, das Ausrecken der Glieder, das Zerreißen des Leibes mit Nägeln und Haken, man ersann auch die raffiniertesten neuen Martern. Man setzte die Gefangenen der furchtbarsten Hitze aus, um sie dann Tage lang dürsten zu lassen; man brannte sie mit Feuer, mit Kohlen und glühendem Eisen. Es wird sogar erzählt, daß einzelne nackt, am ganzen Leibe mit Honig bestrichen, den Stichen der Insekten preisgegeben wurden. Dabei wachte mehr als je die Wut des fanatisierten heidnischen Pöbels auf. Wie jubelte der auf, wenn es gelungen war, einen Christen so lange zu martern, daß er endlich die Hand ausstreckte, den Weihrauch auf den Götzenaltar zu streuen! Wie weidete man sich an den Qualen der armen Opfer! Die Christen waren jetzt vogelfrei. Man überfiel sie in ihren Häusern, raubte, was des Raubens wert schien, und zertrümmerte oder verbrannte den Rest des Hausrats. Kein Christ durfte es wagen, sich öffentlich zu zeigen. Auf der Straße wurden sie verhöhnt, mit Steinen geworfen

und geschlagen, oder ein sich ansammelnder Haufe machte auch den Versuch, sie zum Aussprechen von Fluchworten zu bringen.

Das waren die Zeiten, in denen die Christen, überall umstellt, oft verraten und in ihren Versammlungen überfallen, in die Wüsten flüchteten und in die Wälder, oder in die Katakomben hinabstiegen zu den Toten, um da in kleinen Häuflein beim Lichte der Thonlampen, wie deren noch oft aufgefunden werden, Gottesdienst zu halten, das Wort zu hören und das Sakrament zu feiern. Die da zusammenkamen, wußten nicht, ob sie nicht bald ein ähnliches Geschick erwartete wie die, deren Namen als Märtyrer und Bekenner beim Abendmahl genannt wurden, oder deren schlichte Gräber mit einfachen Inschriften sie da umgaben. Wie feierlich ernst mag ein solcher Gottesdienst gewesen sein, wahrlich dazu angethan, den Glauben zu stärken zu einem freudigen Bekenntnis. Waren manche abgefallen, die treu bleibenden schlossen sich in der Not der Zeit desto enger aneinander. Wie trugen sie einander im Gebet. Unzählige Male ermahnt Cyprian die Gemeinde zum Gebet für die Angefochtenen und Verfolgten, und aus dem Gefängnis heraus bitten diese um die Fürbitte der Gemeinde. Wie diente einer dem andern, obwohl er oft genug den Dienst mit dem Leben bezahlen mußte. Wie wurden die Märtyrer und Bekenner geehrt. Auf dem Wege zur Richtstatt umarmte man sie, und in den Gefängnissen küßte man ihre Ketten. So viel irgend möglich wurde für ihre ehrenvolle Bestattung gesorgt, und ihnen eine solche zu verschaffen, achtete man auch der Gefahr nicht, der man sich dabei aussetzte. Sorgsam wurden ihre Namen und die Geschichte ihres Martyriums zum Gedächtnis aufgezeichnet. Und wenn einmal in der Verfolgung eine Pause eintrat, und einige aus den Gefängnissen oder der Verbannung zurückkehrten, mit welchem Jubel wurden sie begrüßt! Man eilte ihnen entgegen, man umdrängte sie, man umfing sie mit herzlichem Verlangen und hing mit Küssen an ihrem Halse.

Einem Sturme gleich, der wohl auf eine Zeit lang nachläßt, um dann aber mit verdoppelter Stärke wieder einzusetzen, währt die Verfolgung ein Jahrzehend hindurch. Die Geduld der Christen macht die Heiden müde, oder der Eifer der Kaiser wird durch Kriegszüge und Empörungen abgelenkt. So kommen Zeiten der Ruhe, in denen die Christen wieder aufatmen und sich sammeln können. Dann aber bricht die Verfolgung von neuem aus, und mit doppeltem Eifer und neuen Mitteln arbeitet man an der Vernichtung der Kirche.

Als Decius 251 im Kriege gegen die Goten gefallen war, brachte der Regierungswechsel eine kurze Pause, aber schon im folgenden Jahre 252, in dem das Reich von mancherlei Plagen, Dürre und Hungersnot heimgesucht wurde, gab das Fehlen der Christen bei den zur Versöhnung der Götter allgemein angeordneten großen Opfern Anlaß zu neuen Verfolgungen. Damals wurden viele Christen zur Strafe in die Bergwerke geschickt. Ein überaus hartes Los, denn schlimmer als Galeerensklaven wurden die Christen dort gehalten.

Mit der Ermordung des Gallus durch seine eigenen Soldaten tritt wieder eine kurze Ruhepause ein; dann nimmt Valerian das unterbrochene Werk von neuem auf. Er wendet eine abweichende Taktik an. Hatte das furchtbare Blutvergießen unter Decius nicht geholfen, so hofft Valerian ohne Blutvergießen zum Ziele zu kommen. Den Gemeinden sollen ihre Hirten und die Möglichkeit der Erbauung genommen werden. Zu diesem Zwecke befiehlt der Kaiser, die Bischöfe von ihren Gemeinden zu trennen, und verbietet alle Zusammenkünfte der Christen, alle gottesdienstlichen Versammlungen und den Besuch der Kirchhöfe, wo die Christen an den Gräbern der Märtyrer zu beten pflegten.

Die Maßregel erwies sich bald als gänzlich wirkungslos. Die Bischöfe wurden verbannt, so z. B. Cyprian nach Curubis, Dionys von Alexandrien nach Kephos, aber in der Verbannung blieben sie dennoch mit ihren Gemeinden verbunden. Auch von

ihrem Exil aus leiteten sie dieselben durch Briefe und durch hin- und herreisende Geistliche. Sie wurden den Gemeinden nur noch teurer, innerlich nur noch enger mit ihnen verbunden, und kräftiger noch wirkte das Wort des um seines Glaubens willen verbannten, als das Wort des gegenwärtigen Bischofs. An ihrem Verbannungsorte sammelten sich neue Gemeinden um sie, und an manche Orte wurde so der Same des Evangeliums getragen, wohin er früher noch nicht gekommen war.

Daher schritt der Kaiser zu härteren Maßregeln fort. Im Jahre 258 erließ er ein Edikt, welches befahl: Die Bischöfe, Presbyter und Diakonen sollen sofort mit dem Schwert hingerichtet werden; Senatoren und Ritter sollen ihre Güter verlieren und, wenn sie dann noch Christen bleiben, ebenfalls hingerichtet werden. Frauen vom Stande sollen nach Einziehung ihres Vermögens verbannt, Christen im kaiserlichen Hofdienst in Ketten gelegt und zur Arbeit auf die kaiserlichen Güter verteilt werden.

So begann denn die Blutarbeit aufs neue. Jetzt waren es besonders die Hirten der Gemeinden, welche die Verfolgung mit ganzer Schärfe traf, und ihrer eine große Zahl hat den Glauben mit dem Tode besiegelt. In Rom starb am 6. August 258 der Bischof Sixtus. Er wurde in den Katakomben ergriffen, als er dort Gottesdienst hielt. Nachdem das Urteil über ihn gesprochen war, führten ihn die Henker dahin zurück und enthaupteten ihn an derselben Stelle, wo er eben noch Abendmahl gehalten. Sein bischöflicher Sitz wurde mit seinem Blute bespritzt. Auf dem Wege zum Tode begleitete ihn sein Diakon Laurentius. „Wohin, Vater, gehst Du ohne den Sohn? wohin, Priester, ohne Deinen Diakon?“ redete ihn dieser an. „Du wirst mir bald folgen, hör auf zu weinen!“ antwortete der Bischof. Und nach drei Tagen, am 10. August, folgte ihm sein Diakon in den Tod. Laurentius soll auf einem eisernen Stuhle geröstet worden sein. In Karthago erlangte Cyprian die Märtyrerkrone. Einige angesehene Gemeindeglieder

wollten ihm zur Flucht verhelfen, aber hatte er früher seiner Gemeinde sich erhalten zu müssen geglaubt, jetzt weigerte er sich. Nur kurze Zeit hielt er sich verborgen, um nicht nach Utika, wo der Prokonsul sich augenblicklich aufhielt, gebracht zu werden, denn dem Hirten gezieme es, im Angesicht der Gemeinde zu sterben. Sobald der Prokonsul nach Karthago zurückgekehrt war, wurde Cyprian gefangen genommen und vor den Prokonsul gebracht. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich im Prätorium versammelt. Das Verhör war kurz. „Du bist Thascius Cyprianus?" — „Ich bin es." — „Du hast dich zum Vorsteher einer sakrilegischen Sekte hergegeben?" — „Ja." — „Die heiligen Kaiser haben dir befohlen zu opfern." — „Das thue ich nicht." — „Überlege es dir wohl." — „Thue was dir geboten ist: in einer so gerechten Sache bedarf es keiner Überlegung." Der Prokonsul besprach sich mit seinen Räten und verkündete sofort das Urteil: „Thascius Cyprianus soll mit dem Schwert hingerichtet werden." Cyprian antwortete nur: „Gott sei gedankt!" und die Exekution des Urteils folgte sogleich. Der Bischof entkleidete sich selbst, kniete nieder und betete. Mit zitternden Händen führte der Scharfrichter den Todesstreich (14. Sept. 258). Cyprian war nicht der einzige Märtyrer in Karthago. Außer ihm starben mehrere Presbyter und Diakonen. Als einer von ihnen, namens Montanus, zum Tode geführt wurde, riß er das Tuch, mit dem ihm die Augen verbunden werden sollten, mitten durch und bat, die Hälfte für seinen Freund und Mitpresbyter Flavianus aufzuheben, der ihm bald folgen werde. Wenige Tage nachher verbanden sie an derselben Stelle dem Flavianus mit der andern Hälfte des Tuches die Augen, und auch er empfing den tödlichen Streich.

Aus Ägypten, aus Spanien und andern Gegenden des Reichs werden uns ebenfalls eine große Reihe von Märtyrern genannt, meist Bischöfe und Presbyter. Aber auch die Gemeinden blieben nicht verschont. Ihre gottesdienstlichen Ver-

sammlungen wurden überfallen, die Kirchen und Kirchhöfe ihnen genommen. In Rom überfielen die Heiden eine Christenschar, die in einer Katakombe Gottesdienst hielt, und mauerten den Eingang derselben zu, so daß die Christen in der Katakombe umkamen. In Afrika wurde ein ganzer Haufen von Christen in einen Kalkofen geworfen und verbrannt.

Erreicht wurde durch diese Verfolgung so wenig, wie durch die früheren. Valerian geriet im Jahre 260 auf einem Kriegszuge gegen die Perser in Gefangenschaft, und mit dem Ende seiner Regierung endete auch die Verfolgung. Sein Nachfolger Gallienus ließ den Christen die ihnen genommenen Gebäude und Grundstücke, die Kirchhöfe und heiligen Stätten zurückgeben. Ja er schrieb sogar an mehrere Bischöfe freundliche Briefe und erklärte ausdrücklich, es sei sein Wille, daß sie hinfort im Frieden ihres Amtes warten sollten. Ob das Christentum dadurch eine gesetzlich anerkannte Religion wurde, ist zweifelhaft. Ein dauernder Friede wurde damit jedenfalls nicht geschaffen. Der war erst möglich als der Staat selbst christlich wurde. Doch genossen die Christen von nun an 40 Jahre eine ununterbrochene Ruhe, denn die Verfolgung, die der Kaiser Aurelian kurz vor seinem Tode anordnete, kam nicht zur Ausführung. Es gehört zu den Fügungen Gottes, daß das römische Reich gerade jetzt seiner Feinde nicht Herr wird und alle seine Macht aufbieten muß, um nur seine Existenz gegenüber den feindlichen Nachbarn nach außen und gegenüber der Verwirrung im Innern zu retten. Wäre Valerian siegreich aus dem Perserkriege zurückkehrt, wäre Aurelian, der Sieger über Zenobia, nicht seinen eigenen Truppen erlegen, dann hätten beide Kaiser zweifellos ihre ganze Macht gegen die Christen gekehrt. Das sollte nach Gottes Rat nicht sein, die Kirche sollte zuvor noch eine Zeit der Ruhe haben, um noch mehr innerlich zu erstarken, ehe der letzte Kampf beginnt.

Die Kirche bedurfte der Ruhe auch. Sie glich einer Festung, die einen mit allen Mitteln unternommenen Angriff

des Feindes abgeschlagen hat. Erobern hat sie der Feind nicht können, aber es liegen doch hier und dort die Mauern und die Türme in Trümmern, und man sieht es der Stadt an, was sie gelitten hat. Es gilt das Gefallene wieder aufzurichten und die Schäden auszubessern. Ohne Schädigung war die Kirche in der Verfolgungszeit nicht geblieben, und die Nachwehen waren oft noch schlimmer als der Sturm. Solche Zeiten wecken die Kräfte in der Kirche, aber sie bringen auch große Gefahren mit sich. Das Leben der Gemeinden kommt aus dem ruhigen Geleise, und mit einer gewissen Einseitigkeit richten sich alle Kräfte auf Einen Punkt. Die in der Verfolgung heldenmütig ausgeharrt hatten, die Konfessoren, die im Gefängnis gelegen hatten, die noch die Wunden und Striemen von ihren Martern aufzeigen konnten, galten jetzt alles. Aus ihnen bildete sich eine kirchliche Aristokratie eigentümlicher Art. So ernstlich und eindringlich treue Lehrer vor Hochmut warnten, es war zu natürlich, daß manche der hochgeehrten Konfessoren der Versuchung nicht widerstehen konnten, ihr Ansehen in der Gemeinde zu allerlei willkürlichen Eingriffen in die bestehenden Ordnungen zu mißbrauchen. Das war um so gefährlicher, als mancher Orten diese Ordnungen so schon unter der Not der Zeit gelitten hatten, und die Kirche jetzt vor der überaus schwierigen Frage stand, wie sie die in der Verfolgung Gefallenen behandeln sollte. Deren waren viele und verschiedener Art; solche die freiwillig geopfert, solche die es durch Marter gezwungen gethan, solche die einen Schein gekauft oder auch nur ihre Namen in die Listen hatten eintragen lassen. Die Konfessoren griffen hier sofort willkürlich ein. Sie gaben vielen Gefallenen, die darum baten, einen Friedensschein, auf Grund dessen diese nun ihre Wiederaufnahme in die Gemeinde forderten, und an manchen Orten auch ohne Buße und ohne Bekenntnis zum Abendmahl wieder zugelassen wurden. Sie beschränkten sich nicht einmal darauf, einzelnen bestimmten Personen Scheine zu geben, sondern stellten diese ganz unbestimmt

auf eine Menge von Personen aus. Sie mischten sich sogar in die Angelegenheiten fremder Gemeinden. Ein Römer Celerinus bittet einen Karthaginiensischen Konfessor um einen Schein für seine beiden abgefallenen Schwestern. Ja, es traten einzelne mit der Behauptung auf, von diesem oder jenem Märtyrer vor seinem Tode den Auftrag erhalten zu haben, allen, die darum bitten würden, Frieden zu schenken. Diesem Treiben gegenüber forderten manche ernste Christen die größte Strenge. Es schien ihnen unbillig, daß die Gefallenen so leicht wieder Aufnahme finden und also denen ganz gleichgestellt werden sollten, die standhaft geblieben waren. Sie wollten von einer Wiederaufnahme der Gefallenen überhaupt nichts wissen. Man solle die, welche ihren Herrn verleugnet, der Gnade Gottes befehlen, aber die Kirche nicht durch ihre Wiederaufnahme beflecken. An manchen Orten kam es darüber nicht bloß zu ärgerlichen Auftritten, sondern auch zu dauernden Spaltungen. Die Strengeren schieden sich von den Milden, und bildeten mit dem Anspruch, die eigentlich Reinen zu sein, abgesonderte Gemeinschaften.

Die Kirche strebte in dieser schwierigen Lage einen gesunden Mittelweg zu gehen. Unmöglich konnte sie allen Gefallenen den Weg der Rückkehr verschließen. Sie betrachtete diese auch nicht als solche, welche sie gar nichts mehr angingen, sondern nahm sich ihrer sorgsam an, um sie zu aufrichtiger Reue zurückzuführen. Sehr weise verschob sie aber die Wiederaufnahme bis in die Zeit nach der Verfolgung. Wer so lange nicht warten konnte, dem stand ja der Weg offen, noch nachträglich sein Christentum zu bekennen und dafür zu leiden, denn immer hat die Kirche solche, die das thaten, als völlig in ihre Gemeinschaft wieder aufgenommen betrachtet. Nicht in der Unruhe einer Verfolgungszeit konnte diese Sache erledigt werden. Bedurfte es doch (und das war wiederum ein weiser Grundsatz) einer ins einzelnste eingehenden Prüfung, um jeden Fall nach seiner besonderen Belegenheit zu entscheiden. Anders offen-

bar mußten die behandelt waren, welche vielleicht nur den schwersten Martern erlegen waren, als diejenigen, die ganz freiwillig geopfert hatten; anders diejenigen, welche wirklich geopfert, als diejenigen, welche wenn auch in bösem Irrtum befangen, geglaubt hatten, sich gegen die Verfolgung durch Kauf eines Opferscheins sicher stellen zu dürfen. So wurde denn jedem einzelnen nach dem Maße seiner Verschuldung eine Prüfungszeit gesetzt, während der er die Aufrichtigkeit seiner Reue beweisen sollte, und erst nach Ablauf derselben wurden die einen früher, die andern später, die welche sich am schwersten versündigt hatten, erst auf ihrem Totenbette wieder aufgenommen. Strenge und Milde wirkten zusammen, die Schäden der Verfolgungszeit wieder auszubessern, und die Ordnung in den Gemeinden allmählich herzustellen.

Man könnte auf die Kirche nach der Verfolgung noch ein anderes Bild anwenden. Sie glich dem Felde nach einem Gewittersturm. Da ist wohl mancher Halm geknickt nnd mancher Zweig abgeschlagen, das Wasser hat hie und da tiefe Furchen gerissen, aber der Sturm hat auch die Luft gereinigt, und der Regen das Land befruchtet, und wenn es nun wieder still wird, und die Sonne wieder durchbricht, wächst alles um so fröhlicher und frischer. So folgt nun auch in der Kirche auf die Verfolgung eine Zeit neuen, um so gedeihlicheren Wachstums. Viel unlautere Elemente sind ausgeschieden, das Wort Gottes hat seine Kraft erwiesen, das Zeugnis der Blutzeugen hat manches Herz getroffen. Überall nimmt die Zahl der Gläubigen zu. Die Versammlungshäuser der Christen müssen erweitert, neue gebaut werden. In den Städten erheben sich schon große Kirchen. Christen giebt es jetzt überall, in den Städten und auf dem Lande, unter Armen und Reichen, im Heere christliche Offiziere, in der Verwaltung christliche Beamte bis zu den Statthaltern hinauf, in der Umgebung des Kaisers christliche Kammerherren und Hofbeamte. Es mochte manchem scheinen, als wäre der Sieg schon errungen. Und doch war

er es noch nicht. Die Duldung war nur eine thatsächliche, noch nicht eine wirklich zu Recht bestehende. Kaiser und Reich waren noch heidnisch. Noch war nicht entschieden, auf welcher Grundlage der Gedanke einer Herstellung des Reichs, der alle tüchtigen Kaiser beschäftigte, verwirklicht werden sollte, auf der Grundlage des restaurierten Heidentums und der neuplatonischen Philosophie, oder auf Grundlage des Christentums und des göttlichen Wortes. In Wirklichkeit hat die Ruhe doch nur darin ihren Grund, daß keiner der nachfolgenden Kaiser der im Reiche herrschenden Verwirrung auch nur so weit Herr wird, daß er mit der Herstellung des Reiches einen Anfang machen könnte. Der erste Kaiser, dem es wirklich gelingt, den von allen verfolgten Plan weiter zu führen, wird auch zum letztenmale einen Versuch machen, das Christentum zu vernichten.

Die Zeit der Ruhe war doch noch nicht der ersehnte Sieg, sondern nur eine Zeit der Erquickung vor dem Entscheidungskampf.

Drittes Buch.

Der Sieg.

1 Joh. 5, 4: Unſer Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Erstes Kapitel.

Der Entscheidungskampf.

Luk. 21. 28: Sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum daß sich eure Erlösung nahet.

1. Die Arbeit der Kirche an den Heiden.

Die Kirche dankt ihren Sieg nicht bloß der Standhaftigkeit ihrer Märtyrer in den Zeiten der Verfolgung, sie dankt ihn mindestens ebenso sehr ihrer treuen Arbeit in den Zeiten der Ruhe. Ist doch der Sieg nicht bloß ein äußerlicher gewesen, sondern eine innerliche Überwindung des Heidentums. Die Herzen mußten gewonnen, die Gewissen überführt, die Heiden ihrer Gesinnung nach zu Christen gemacht, Weltanschauung, Leben, Wandel und Sitte des Volks von innen heraus umgewandelt werden. Dieser ganze großartige Umbildungsprozeß entzieht sich zwar als ein tief innerlicher insoweit unsern Augen, als wir nicht im stande sind, ihn Schritt für Schritt zu verfolgen, seine Wege aufzudecken und zu bestimmen, wie weit er in jeder Zeit vorgeschritten ist; aber in die großartige Erziehungsarbeit der Kirche, die seine Voraussetznng bildet, können wir doch einen Blick thun, und es ist an dieser Stelle um so mehr der Ort dazu, als wir den Sieg der Kirche im letzten Entscheidungskampfe nur aus dieser voraufgehenden Arbeit heraus recht würdigen und einsehen werden, daß er mehr ist als ein bloßer Glückszufall,

und tiefere Gründe hat als eine augenblickliche günstige Kombination der Verhältnisse. Eben deshalb ließ Gott auch der Kirche vor dem letzten heißesten Kampfe noch eine längere Zeit der Ruhe zu teil werden. Ihre Arbeit an den Heiden sollte so weit fortgeschritten sein, daß auch die äußerste Anstrengung der Feinde sie nicht mehr zu zerstören vermochte.

Besondere Veranstaltungen, um die Heiden in die Kirche einzuführen, kennt die älteste Kirche nicht. Ihre Gottesdienste, soweit sie Predigt- und Gebetsgottesdienste waren, standen auch den Heiden offen, nur die davon getrennte, mit den Liebesmahlen verbundene Abendmahlsfeier war diesen verschlossen, und zu ihr als dem innersten Heiligtum hatten nur diejenigen Zugang, die getauft und der Gemeinde zugefügt waren. So wirkten die Gottesdienste selbst neben der eigentlichen Missionspredigt missionierend auf die Heidenwelt, und wenn dann einzelne dadurch eine Anregung empfangen hatten, wandten sie sich an einen der Vorsteher oder sonst an ein angesehenes Glied der Gemeinde um weiteren Unterricht. Auf diese Weise erlangten sie genauere Kenntnis vom Christentum und traten meist bald durch die Taufe in die wirkliche Mitgliedschaft der Gemeinde ein. Alles das war mehr privater Natur. Wo ein Christ besondere Gaben für den Unterricht besaß, sammelte er wohl die Proselyten um sich, aber ein eigentliches geordnetes Katechumenat gab es noch nicht.

Das wurde anders in den Zeiten der Verfolgung. Die bisher von dem Predigtgottesdienste getrennte und auf den Abend gelegte Abendmahlsfeier wurde, um auch den Schein einer Übertretung der Gesetze gegen geheime Zusammenkünfte zu vermeiden, mit dem übrigen Gottesdienste verbunden; dann aber drängte die Not der Zeit dazu, diesen überhaupt gegen die Heiden mehr abzuschließen. Die Kirche mußte sich, um ungestört ihrem Gotte dienen zu können, in die Verborgenheit zurückziehen. Nur so waren Störungen des Gottesdienstes fern zu halten, nur so dem Spott und der Lästerung etwa in die

Gemeindeversammlungen eindringender Heiden zu entgehen. Zugleich wurde damit, so weit möglich, der Anlaß zu Verfolgungen aus dem Wege geräumt. In diese Zeit fallen nun auch die ersten Anfänge eines geordneten Katechumenats. Die Lage der Christen drängte dazu. Mußte man sich doch jetzt auch mit denen, die sich zum Eintritte in die Gemeinde meldeten, doppelt vorsehen. Man konnte ja nicht wissen, ob ihnen zu trauen war, ob nicht unter dem Vorwande, Christ werden zu wollen, ein Feind und Verräter sich einschlich. Andererseits mangelte jetzt die Vorbereitung, welche für diejenigen, die sich der Kirche näherten, früher in der Teilnahme an den Predigtgottesdiensten gelegen hatte, denn diese waren nun allen, außer den eigentlichen Gemeindegliedern, verschlossen. Das Bedürfnis machte sich geltend, den Übergang von dem ganz Draußenstehen zur vollen Mitgliedschaft zu vermitteln. Dies geschah dadurch, daß die Katechumenen, zuerst noch ohne am Gemeindegottesdienst teilzunehmen, einen jetzt schon geordneten Unterricht empfingen und dann, nachdem sie eine Entsagung und ein Gelübde gethan hatten, zum Gemeindegottesdienste, d. h. soweit er Predigt und Gebet umschloß, zugelassen wurden. So ergänzte die Predigt den bereits empfangenen Unterricht, und von hier ging es dann verhältnismäßig schnell zur Taufe.

Eine neue Gefahr brachte die Zeit der Ruhe nach der Verfolgung, eine Gefahr, die in gewissem Sinne für das Leben der Kirche noch größer war als die der Verfolgung. Große Mengen von Heiden drängten sich zur Kirche. Wie leicht konnten diese Massen der Kirche auch viele unlautere Elemente zuführen. Hatte doch an sich schon das Aufhören des Kriegszustandes etwas Entnervendes. Unmöglich durfte die Kirche jetzt ihr Heiligtum allen ohne Prüfung öffnen. Andererseits mußte sie sich ja dessen freuen, daß die Heiden kamen, und durfte den Zugang auch keinem wehren. In großer pädagogischer Weisheit hat die Kirche beides mit einander ver-

bunden. Das Heiligtum des Sakraments zog sie in noch tiefere Verborgenheit zurück und, während sie ihre Thore allen weit aufthat, baute sie gleichsam eine lange enge Straße vom Vorhof bis ins innerste Heiligtum. Diese Straße ist der jetzt ganz ausgebildete Katechumenat. Der Predigtgottesdienst stand wieder allen, auch den Heiden offen, aber ehe sie die Sakramente empfangen konnten, mußten diese eine lange, sorgsam gegliederte, in mehrere Stufen zerfallende Vorbereitungszeit durchmachen. Überblicken wir den Weg von der ersten Anregung bis zur vollen Aufnahme.

War in einem Heiden der Wunsch erwacht, Christ zu werden, so offenbarte er sein Begehren etwa einem, der schon zur Gemeinde gehörte, und dieser brachte ihn zum Bischof oder zu einem Presbyter oder Diakon, um seinen Sinn zu prüfen. Hier empfing er einen ganz kurzen zusammengefaßten Unterricht, und blieb er dann bei seinem Wunsche, so wurde er durch eine einfache Feierlichkeit in die Zahl der Katechumenen aufgenommen. Damit empfing er das Recht, aber auch die Pflicht, dem Predigtgottesdienste beizuwohnen. „Geh in den Tempel Gottes, verlaß die Götzen!“ wurde ihm zugerufen. Deshalb hießen die auf dieser Stufe stehenden „die Hörer“. Benutzte er nun die Gelegenheit, aus der Predigt das Christentum kennen zu lernen, treulich, so wurde er nach einiger Zeit zu der zweiten Klasse der Katechumenen zugelassen, zu den „Betenden“ oder „den Kniebeugenden“. Das Kennzeichen dieser Stufe ist die Teilnahme am Gemeindegebet. Während nach der Predigt die Hörer mit den Ungläubigen entlassen wurden, durften die Betenden das Gebet selbst mitbeten, welches die Gemeinde für ihre Entwickelung und Befestigung im Christenstande sonntäglich zu Gott schickte. Diejenigen, welche der Zeit ihrer Vorbereitung nach und sonst dazu geeignet waren, mußten dann das Begehren nach der Taufe noch einmal ausdrücklich aussprechen und ihre Namen abgeben. Damit traten sie auf die höchste Stufe des Katechumenats, sie wurden „Begehrende“,

wirkliche Taufkandidaten. Jetzt erst begann der förmliche Katechumenen-Unterricht, der, da Ostern der gewöhnliche Tauftag war, in die Fastenzeit fiel. Jetzt erst wurden sie auch in die eigentlichen Geheimnisse des christlichen Glaubens, namentlich in das Geheimnis der Sakramente, das ihnen bisher sorgsam verhüllt war, eingeführt, und den Schluß machte die Überlieferung des Glaubensbekenntnisses, des eigentlichen Symbolums, des Erkennungszeichens der Christen, und des Vaterunsers, des Gebets der Gotteskinder. Dann gings mit der Lektion des 42. Psalms: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, nach dir!“ zur Taufe.

Zweierlei war es, was die Kirche durch diese lange Vorbereitungszeit erstrebte und erreichte. Einmal für sich selbst die möglichst gründliche Prüfung derer, die sich zum Eintritt in die Kirche meldeten; sodann (und das ist nicht minder wichtig) für diese selbst die volle Freiheit des Entschlusses. Wer kam, sollte ganz frei kommen, sollte den Schritt mit vollem Bewußtsein thun. Hier ist nichts von Überredung, auch nicht eine Spur von Proselytenmacherei und aller der Künste, die damit verbunden zu sein pflegen. Die erste Willenserklärung, die dem Heiden das Recht erwarb, der Predigt beizuwohnen, war nur eine vorläufige. Immer noch stand ihm der Rücktritt frei, noch banden ihn keine so festen Bande an die Kirche, daß er sie nicht in jedem Augenblicke hätte lösen können. Nur die Möglichkeit war ihm gegeben, die Kirche, ihren Glauben, ihr Leben näher kennen zu lernen, und dann erst, wenn er so weit in der Erkenntnis vorgeschritten war, daß er wußte was er that, dann erst gab er seinen Namen ab und traf damit seine Wahl. Obwohl ihm die Kirche aber völlig freie Hand ließ, stand er doch schon unter ihrer Leitung, in ihrer Pflege, namentlich unter ihrem Gebetseinfluß und ihrer Seelsorge, die in jener Zeit mehr als der eigentliche Unterricht hervortritt.

In dem ganzen Thun der Kirche zeigt sich eine bewun-

dernswerte Pädagogik. Mit großer Besonnenheit und Weisheit löste sie ihre Erziehungsaufgabe an den Heiden, und dieser Weisheit dankt sie es, daß ihr die Zeiten der Ruhe nicht gefährlicher wurden als die Zeiten der Verfolgung, der Welt Freundlichkeit ihr nicht mehr schadete als die Feindschaft der Welt. Konnte sie auch nicht völlig hindern, daß unlautere Elemente den Eingang in die Kirche fanden, und diese, je mehr sie Volkskirche zu werden anfing, desto mehr auch dem Acker glich, auf dem Weizen und Unkraut durcheinander wächst, sie hat es doch erreicht, daß der Massenzudrang ihr nicht das Maß von Lauterkeit und Kraft raubte, dessen sie bedurfte, um den letzten schweren Kampf zu bestehen.

Ein anderes Stück der Erziehungsarbeit der Kirche tritt uns in der apologetischen Litteratur entgegen. Die Anfänge derselben haben wir oben schon kennen gelernt. Unter den Kämpfen des dritten Jahrhunderts entwickelt sie sich noch reicher. Jetzt auch litterarisch angegriffen, von Rhetoren und Philosophen befeindet, mußte die Kirche sich auch litterarisch verteidigen, und sie hat es gethan. Mehrere der größeren Apologeten fallen in diese Epoche, vor allen Origenes und Tertullian. Mit überlegener Ruhe, mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit weist Origenes die Schmähungen der Heiden zurück, legt die Nichtigkeit des Heidentums dar und sucht doch überall zugleich nach Fäden, um Anknüpfungen für das Christentum zu gewinnen. Mit schneidender Schärfe, mit beißendem Witze tritt Tertullian für die Sache der Christen auf, oft etwas advokatisch, auch Scheinbeweise nicht verschmähend, aber immer mit glühendem Eifer, mit voller Überzeugungstreue; und wenn kaum ein anderer so wie er die Schwäche des Heidentums aufgedeckt, oft auch verspottet und verhöhnt hat, so hat er doch auch das schöne Büchlein geschrieben „Die Seele von Natur eine Christin“ und den Heiden gezeigt, daß sie alle zum Christentum geschaffen sind, daß ihnen allen ob auch unbewußt ein Zug zu Christo, ein Verlangen nach ihm eingepflanzt ist

Hatten die älteren Apologeten nur Duldung begehrt, nur Gerechtigkeit auch für die Christen, die Apologeten dieser Periode thun einen Schritt weiter, sie fordern Freiheit. Das große Wort Religionsfreiheit, jetzt wurde es zum erstenmale offen ausgesprochen. Wie stark betont es Origenes, daß der Glaube eine Sache völliger Freiheit ist. „Jesus Christus," sagt Origenes, „hat die Menschen nicht wie ein Tyrann gewinnen wollen, der sie in seine Rebellion mit hineinzieht, noch wie ein Räuber der seinen Genossen die Waffen in die Hand drückt, noch wie ein Reicher, der durch seine Freigebigkeit Anhänger sich erkauft, noch durch irgend ein tadelnswertes Mittel, sondern durch seine Weisheit, die so geeignet war, in Gottesfurcht und Heiligkeit die mit Gott zu vereinigen, die sich unter seine Gesetze beugen." „Es ist irreligiös, in der Religion Zwang anzuwenden," ruft Tertullian. „Menschenrecht ist es doch, und gehört zur natürlichen Gewalt eines jeden, zu verehren was er für gut hält; auch schadet oder nützt die Religion des einen dem andern nicht." „Gestattet dem einen", fordert er, „den wahren Gott anzubeten, dem andern Jupiter; dem einen die betenden Hände zum Himmel, dem andern sie zum Altare der Treue zu erheben; diesem, wie ihr sagt, die Wolken zu zählen, jenem die Felder eines Täfelwerks; dem einen das eigene Leben, dem andern einen Bock Gott zum Opfer zu bringen. Hütet euch dadurch die Irreligiösität zu fördern, daß ihr die Freiheit der Religion und die Wahl der Gottheit nehmet, mir nicht erlaubt, anzubeten wen ich will, um mich zu zwingen anzubeten, den ich nicht will. Wo ist der Gott, der erzwungene Huldigungen liebt? Sollte wohl ein Mensch selbst sie begehren? Alle Völker haben ihre verschiedenen Kulte, uns allein verweigert man die eigene Wahl unserer Religion." „Freiheit der Religion," Tertullian hat für den neuen Begriff das neue Wort geschaffen, das hier zum ersten erstenmale gehört wird. Die Kirche hat dieses Kleinod in spätern Zeiten selbst weggeworfen und an die Stelle

der Freiheit wieder den Zwang gesetzt, sie ist fortgeschritten bis zur blutigen Unterdrückung Andersgläubiger, aber die Ehre wird man ihr lassen müssen, daß sie zuerst inmitten einer heidnischen Welt, die keine wahre Religionsfreiheit kannte, diese geltend gemacht hat, daß sie ihren Sieg nicht irgend welchen äußeren Mitteln, sondern lediglich der Macht der Wahrheit hat danken wollen. Ihn zu erringen mußte sie freilich noch einmal hinein in den Feuerofen der Verfolgung. Noch hatte das Heidentum seine Kräfte nicht erschöpft, noch hatte es seine Mittel nicht alle aufgeboten. Es war noch eine Steigerung der Verfolgung möglich, und alles muß erst erschöpft sein, ehe der Siegesmorgen tagt.

2. Die Restauration des Reichs.

Da, wo unser Herr seinen Jüngern die Verfolgungen vorhersagt, stellt er diese als etwas Notwendiges hin. „Ihr müsset gehasset werden von jedermann um meines Namens willen," sagt er Matth. 10, 22, und Joh. 15, 19 deckt er den innersten Grund des Hasses auf: „Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum hasset euch die Welt." So steigert sich denn auch die Verfolgung mit innerer Notwendigkeit, bis sie in der letzten, der Diokletianischen, ihre Höhe erreicht und damit ihr Ende. Deutlich genug läßt sich dieser stufenweis aufsteigende Gang der Verfolgung erkennen. In der Neronischen Verfolgung ist es der allgemeine blinde Haß, der, ohne die Christen einmal zu kennen, gegen sie wütet. Seit Trajans Zeit kleidet sich der Haß in die Formen des Rechts. Non licet esse vos! ihr habt kein Recht zu existieren! ist die Losung. Seit Decius wird die Verfolgung Staatsmaxime. Es gehört zum politischen System der Kaiser, die das alte Rom wieder aufrichten wollen, die Kirche zu vernichten. Während darin aber noch die poli-

tischen Motive die überwiegenden sind, treten bei Diokletian die religiösen Motive stark in den Vordergrund. Es sind die heidnischen Priester und die heidnischen Philosophen, welche die Verfolgung betreiben, und es ist der Aberglaube des Kaisers, der ihnen dabei zur Handhabe dient. Der heidnische Fanatismus tritt jetzt unverhüllt und nackt gegen das Christentum auf, und das Wort des Herrn, womit er die höchste Höhe der Verfolgung charakterisiert: „Wer euch tötet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran," erfüllt sich wie früher bei den Juden so jetzt auch bei den Heiden. Darum ist diese Verfolgung die grausamste aller. Aber damit erschöpft auch das Heidentum seine Kräfte, um dann in sich selbst zusammenzusinken. Es hat nichts mehr gegen das Christentum aufzubieten, und nachdem dieses alles geduldet, bleibt es als Sieger auf dem Platze, um nun auch bald die Stelle des Heidentums als Staatsreligion einzunehmen.

Damit habe ich es schon ausgesprochen, daß ich die Diokletianische Verfolgung nicht so rätselhaft und unbegreiflich finden kann, wie in der neueren Zeit manche sie gefunden haben. Hat man doch sogar, um dieses vermeintliche Rätsel zu lösen, seine Zuflucht zu allerlei Vermutungen nehmen zu müssen geglaubt. Die Christen sollen mit Empörung umgegangen sein, sie sollen den Plan gehegt haben, sich des Thrones zu bemächtigen, und somit selbst die Schuld der Verfolgung tragen. Wie für derartige Vermutungen keinerlei Halt in den Geschichtsquellen zu finden ist, so bedarf es ihrer auch nicht. Man braucht nur die Entwickelung der Geschichte zu beachten und sich die Stellung Diokletians zu vergegenwärtigen, so schwindet nicht bloß das Rätselhafte, sondern es zeigt sich auch, daß die Wege, die Diokletian einschlug, notwendig und selbst gegen seinen Willen zur Christenverfolgung führen mußten.

Auf Valerians Gefangennehmung war zunächst eine Zeit unsäglicher Verwirrung gefolgt. Die sich immer erneuernde

Vielheit von Imperatoren (die sog. 30 Tyrannen) läßt das Reich nicht zum Frieden und zur Eintracht kommen. Die Zeit liefert den Beweis, daß der Versuch, den altrömischen Geist wieder zu erwecken und das Reich auf der alten Grundlage der römischen Verfassung mit Senat, Konsuln und Zensoren zu restaurieren, ein vergeblicher war. Der Idealismus des Römertums, der die zum Teil trefflichen Kaiser beseelte, zeigt sich der schweren Aufgabe nicht gewachsen, und seit Diokletian im Jahre 284 durch die Wahl der Generale auf den Thron gelangt ist, weht uns eine ganz andere Luft an.

Hatten die Vorgänger Diokletians, so viele ihrer an der Herstellung des römischen Reichs gearbeitet, rückwärts geblickt und versucht durch den Senat, durch das Zensoramt, durch Wiedererweckung altrömischen Sinnes dem verfallenden Reiche aufzuhelfen, Diokletian blickt vorwärts auf ein Neues. In der That, das noch immer so genannte römische Reich war gar nicht mehr römisch, und es ist mehr als Spott, wenn Galerius in seiner groben Weise behauptet, das Reich müsse nicht mehr das römische, sondern das dacische heißen. Die Armee war nicht mehr römisch, sie bestand aus allerlei Nationen unter dem Himmel in buntem Gemisch. Probus hatte an einem Tage 16000 Germanen in das römische Heer aufgenommen. Perser und Goten fochten unter den römischen Adlern. Rom selbst war nur noch nominell die Hauptstadt und der Mittelpunkt der Regierung. Dieser war da, wo der Kaiser sein Feldlager hatte. Selten noch wohnte ein Kaiser längere Zeit in Rom, wie Aurelian. Zwar in den Kaiserpalästen, an deren Wänden so viel Blut klebte, war es ihm unheimlich. Er hatte eine schlichte Gartenwohnung bezogen. Da konnte man ihn im Hofe turnen sehen und seine Rosse tummeln. Das war noch altrömische Art. Seit Diokletian hört Rom ganz auf, Residenz zu sein. Der Kaiser wohnt im Orient, in Nikomedien. Dort hat er einen prächtigen Palast und ist von zahlreich abgestuften Hofchargen umgeben. Er

läßt sich, was bis dahin kein Kaiser gethan, Dominus nennen, Herr. Selten nur zeigt er sich öffentlich und dann in pomphaft orientalischem Kostüm. Ein peinliches kompliziertes Hofzeremoniell schließt ihn nach außen ab. Es ist schwer, ihm zu nahen, und dann nur unter endlosen Förmlichkeiten. Das war nicht etwa persönliche Eitelkeit, Diokletian wußte, welche Macht darin lag, und wie nötig es war, dem Kaisertum diese Würde zu geben, nachdem dessen Ansehen durch so viel Aufstände und Empörungen, durch das Verkaufen und Kaufen des Thrones gelitten hatte. Aber römisch war es allerdings nicht mehr, sondern schon der Anfang dessen, was man später byzantinisch nennt.

Auch die alten Formen des Staatswesens wirft Diokletian wie unnützen Ballast beiseite und setzt eine ganz neue, eigenartige Schöpfung an die Stelle. Die größte Gefahr für das Reich bestand darin, daß beim Mangel einer Dynastie immer wieder Ehrgeizige nach der Krone trachteten, und ein Usurpator den andern verdrängte. Diokletian sah das ein, aber ebenso erkannte er auch, daß eine Dynastie zu schaffen nicht möglich war. Er sah sich deshalb nach andern Mitteln um, dieser Gefahr zu begegnen. Er gesellte sich Mitregenten zu, und erhob dieses Verhältnis zu einer festen Ordnung. Immer sollten jetzt zwei Augusti und zwei Cäsaren zugleich da sein, die ohne das Reich selbst zu teilen, doch die Mühe der Regierung teilten, während dem einen der Augusti als Oberkaiser die höchste Gesamtleitung zufiel. Damit war in der That die Gefahr der Empörung schon erheblich vermindert. Ein einzelner Kaiser war zu sehr exponiert. Erhob sich dagegen jetzt gegen einen der Fürsten eine Empörung, so waren die andern da, ihn zu retten, und selbst ein für den Anfang glücklicher Usurpator hatte doch wenig Hoffnung, den Thron zu behaupten. Was aber noch wichtiger war, dem Ehrgeiz und der Tüchtigkeit war durch diese Ordnung die Möglichkeit gewährt, ohne Usurpation zum Throne zu gelangen. Die

Wahl der Cäsaren sollte nämlich ohne Berücksichtigung der Verwandtschaft nur auf die Tüchtigsten gerichtet sein, die dann, von den Kaisern adoptiert, in ein künstliches Sohnesverhältnis zu diesen traten. Endlich waltete, wie es scheint, von Anfang an die Absicht ob, daß die Regierung der einzelnen nur eine bestimmte Zeit, zwei Jahrzehende währen sollte. Nach Ablauf derselben sollten die Kaiser sich ins Privatleben zurückziehen und den Cäsaren Platz machen, an deren Stelle dann neue Cäsaren gewählt werden sollten. Damit hoffte Diokletian ein Doppeltes zu erreichen, einmal daß, wie es wirklich die Lage des Reiches forderte, nur Männer in voller Kraft die Regierung führten, und sodann daß auch ein vorzeitiges Usurpieren des Thrones seitens der Cäsaren abgeschnitten wurde. Die Cäsaren wußten ja nun vorher, daß die Zeit ihnen von selbst zur Kaiserwürde verhelfen werde.

Ein seltsames Gebäude diese Diokletianische Verfassung, so seltsam, daß man seinesgleichen wohl schwerlich in der Geschichte irgendwo wiederfinden möchte. Eine Monarchie aber ohne Dynastie, die Dynastie vielmehr durch Wahl und Adoption ersetzt; eine absolute unumschränkte Herrschermacht, aber nicht für die Lebensdauer, sondern nur auf bestimmte Zeit; vier Regenten, und doch keine Teilung des Reichs, sondern die Reichs-Einheit streng gewahrt, indem von den vieren zwei den anderen zweien, und von diesen wieder einer dem andern untergeordnet ist. Auf diese Unterordnung, das ist klar, kam hier aber auch alles an, auf den willigen Gehorsam, den die Cäsaren den Kaisern und alle dem Oberkaiser leisten. Ohne diese Unterordnung, ohne diesen Gehorsam ist es mit der erstrebten Reichseinheit nichts. Womit hoffte denn Diokletian diese Unterordnung und damit die Eintracht unter den Regierenden zu erreichen und sicher zu stellen? Diese Frage führt uns auf die religiöse Seite des Systems und damit auf dessen tiefere Grundlage.

Diokletian ist recht eigentlich ein Vertreter des restaurierten

Heidentums. Sein ganzes Leben ist von Superstition, von Aberglauben durchzogen. Seine Thronbesteigung selbst stand damit im Zusammenhange. Eine Druidin hatte ihm vor Jahren schon die Kaiserwürde geweissagt. Der Sohn eines dalmatinischen Sklaven, diente er im Heere von unten auf. Als Unteroffizier im Lager von Lüttich stehend, verspottete ihn eine Druidin einst im Scherz wegen seiner Kargheit. „Ich will freigebiger werden, wenn ich einmal Kaiser bin," scherzte Diokletian dagegen. Da erwiederte das Weib mit feierlich erhobener Stimme: „Spotte nicht, du wirst Kaiser werden, wenn du den Eber getötet haben wirst." Manches Jahr verfloß darüber, manchen Eber hatte der ehemalige Unteroffizier, der indes von einer militärischen Würde zur andern aufstieg, auf der Jagd getötet. Es mußte wohl noch nicht der rechte sein; aber die Weissagung der Druidin kam ihm nicht aus dem Sinn. Nach dem Tode des Kaisers Numerianus sollte der Gardepräfekt Aper, unter der Anklage ihn getötet zu haben, vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Zu den Generalen, die das Gericht zu halten zusammenkamen, gehörte auch Diokletian, und kaum wurde Aper vorgeführt, da stürzte Diokletian auf ihn zu und stieß ihn nieder. Er hatte den rechten Eber (Aper heißt Eber) gefunden. Unmittelbar darnach wurde er zum Kaiser gewählt. So auf den Thron gelangt, ist Diokletian auch als Kaiser beständig von heidnischer Superstition umgeben. Er ist „den heiligen Bräuchen stets zugewandt," „ein Forscher künftiger Dinge." Bei jeder wichtigen Staatsaktion fragt er nach Zeichen und Orakeln. Die Haruspices gehen im Palaste aus und ein; täglich wird in den Eingeweiden der Opfer gewühlt, Blitze und Träume setzen den Kaiser in die höchste Erregung. Darnach wählt er auch seine Mitregenten und sieht sie dann als von den Göttern selbst ihm bezeichnete Personen an. Durch Opfer und Weihen, durch religiöse Bande sucht er sie mit sich zu verbinden. Die Kaiserherrschaft wird überall in der bewußtesten

Weise an die Götter und deren Walten angeknüpft. Diokletian achtet sich als ganz besonders unter der göttlichen Vorsehung stehend. Sich selbst legt er den Beinamen Jovius zu, seinen Mitregenten Maximian nennt er Herculius. Jupiter ist in besonderem Sinne sein Schutzgott. Von dem glaubt er die Regentschaft empfangen zu haben, in dessen Hände legt er sie, als er vom Thron Abschied nimmt, wieder nieder. In seinem Palaste zu Salona überragt der Jupitertempel alle anderen Gebäude, und sein kaiserlicher Mantel ist der Mantel des Zeus selber. Als Stellvertreter der Götter, als Ausrichter ihres Willens, zugleich als mit der Macht der Götter ausgerüstet und von ihnen getragen, sollen die Kaiser dastehen. Auf diese Weise hofft Diokletian, der sich wohl bewußt ist, daß nur die Religion die Gewissen bindet, wieder ein Gewissensband zwischen Herrscher und Unterthanen zu knüpfen, einen Gehorsam gegen die Obrigkeit um des Gewissens willen und darin den eigentlichen festen Halt für seine Herrschaft zu schaffen.

Hier stoßen wir aber auf den schwachen Punkt des Systems, dem man nicht absprechen kann, daß es sonst mit großer staatsmännischer Weisheit geplant und durchgeführt ist. Es lag ein verhängnisvoller Widerspruch darin. Auf der einen Seite hatte Diokletian das altrömische Wesen als Ballast beiseite geworfen, auf der andern sollte Ein Stück von dem Alten beibehalten werden, ja die Grundlage des ganzen Baues bilden, die alte Religion. Aber die war doch nicht etwa ausgenommen von dem allgemeinen Verfall, nicht etwa ein allein gesund gebliebenes Stück des Lebens, während alles andere krankte? Im Gegenteil, die war auch am Absterben, ja ihr Absterben in gewissem Sinne die tiefste Ursache des ganzen Verfalles. Und nun sollte sie die Grundlage des Neubaus werden? Zwar seine Priester und die neuplatonischen Philosophen werden ihm viel vorgeredet haben von einer Wiederbelebung der alten Religion; aber darin gerade besteht die Täuschung des sonst so

scharfsichtigen Staatsmannes, daß er das restaurierte Heidentum seiner fanatischen Priester und Neuplatoniker für ein neu belebtes hält und meint, darauf seinen Neubau gründen zu können, während es doch nur eine zum Scheinleben wiedererweckte Spukgestalt ist, und, selbst dem unabwendbaren Tode verfallen, das ganze klug ausgedachte System des Kaisers mit sich ins Verderben reißen muß, bis dann Konstantin den Fehler wieder gut macht und in gewissem Sinne Diokletians Werk vollendet, indem er das Letzte aufgiebt, was Diokletian noch von dem alten römischen Staate beibehalten hatte, die alte Religion, und dem neuen Reiche, das politisch schon mit Diokletian anhebt, im Christentum auch eine neue religiöse Grundlage unterschiebt.

Hier liegt nun auch der Punkt, von wo aus der Kaiser, er mochte wollen oder nicht, zur Verfolgung des Christentums getrieben werden mußte. Ließ sich denn sein Plan wirklich durchführen, so lange das Christentum und die Kirche bestand? Das war die Frage, die Diokletian sich anfangs gar nicht vorgelegt, oder doch nicht klar beantwortet zu haben scheint, die aber damit nicht aus der Welt geschafft war, und die sich um so unabweisbarer aufdrängen mußte, je weiter die Verwirklichung der Pläne des Kaisers vorschritt. Die Reichseinheit soll neu gesichert werden, das ist das Ziel. Die Christen waren aber ein Element, das sich diesem Reiche, wie es Diokletian vorschwebte, nun einmal schlechthin nicht einfügen ließ, das wie ein stets größer werdender und tiefer eindringender Keil die Einheit zu sprengen drohte. Neben einander konnten doch Christentum und Heidentum nicht bestehen. Die Götter, denen Diokletian den Schutz des Reiches anvertraute, galten den Christen ja als böse Geister. Durfte man wirklich auf den Schutz der Götter rechnen, wenn man diese Lästerer der Götter ruhig gewähren ließ? Das restaurierte Heidentum sollte den eigentlichen Kitt abgeben, der das Reich zusammenhielt, aber konnte dieses restaurierte Heidentum zu neuer Kraft kommen, so lange das Christentum lebte?

Es wird uns erzählt, daß eines Tages in Gegenwart des Kaisers ein feierliches Opfer gebracht werden sollte, um vermittelst der Eingeweideschau die Zukunft zu erforschen. Rings im Kreise umher standen die Hofbeamten, unter ihnen auch Christen. Als das Opfer gebracht wurde, bezeichneten sich diese, wie sie es gewohnt waren, mit dem Zeichen des Kreuzes, um sich dadurch von der Teilnahme an dem Götzendienste loszusagen. Zum Schrecken des Oberpriesters Tagis zeigten sich aber die erhofften Zeichen in den Eingeweiden des Opfertieres nicht. Er befahl das Opfer zu wiederholen, und als auch dann die Zeichen fehlten, rief er: „Die Götter weigern sich beim Opfer zu erscheinen, weil profane Menschen gegenwärtig sind und durch das den Göttern verhaßte Zeichen die Offenbarung hindern." Darauf soll sich Diokletian zur Verfolgung entschlossen haben. Mag diese Anekdote wahr sein oder nicht, jedenfalls zeichnet sie überaus zutreffend die Lage der Dinge. Ja es war wirklich so, wie Tagis annahm, das Christentum, das Kreuz lag wie ein Bann auf dem Heidentum.

Zwar der Zahl nach waren die Christen noch immer stark in der Minorität. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Christen im Orient etwa $^1/_{12}$, im Occident etwa $^1/_{15}$ der Gesamtbevölkerung ausmachen mochten. Vielleicht ist auch das noch zu hoch gegriffen. Aber kein einzelner Kult des vielgespaltenen Heidentums zählte so viele Anhänger, wie der Kult des Christengottes. Dem zerrissenen Heidentum gegenüber bildeten die Christen eine festgeschlossene Masse; die Kirche war ein kompakter, stark gefügter Bau, mit ihrer Hierarchie bildete sie bereits einen Staat im Staate. Sodann drängten sich die Christen in den Städten zusammen. Während die Landbevölkerung noch fast ganz dem Heidentum anhing, bestand z. B. in Antiochien eine Christengemeinde von 50 000 Seelen. Die Hauptsache endlich, sie waren bereits die innerlich herrschende Macht. Bei ihnen war das Wort des lebendigen Gottes, bei ihnen walteten neue Lebenskräfte, und wenn auch bei dem raschen Wachsen

der Gemeinden schon allerlei unreine Elemente sich eingedrängt hatten, welch ein Gegensatz bestand doch zwischen diesen Gemeinden mit ihrer Glaubensgewißheit, ihrem Liebeseifer, ihrem Schmucke christlicher Tugenden, ihrer ernsten Sittenzucht, und der Heidenwelt in ihrer Finsternis, ihrem Aberglauben, ihrem rettungslosen Verfall. Unmöglich konnten die Heiden sich dem Eindrucke des Zeugnisses, das darin lag, entziehen. Die Sicherheit des Glaubens an ihre eigenen Götter war durch die Verkündigung des wahren Gottes bis ins Herz hinein tödlich getroffen, und eine neue Kräftigung des Heidentums war nicht möglich, so lange nicht dieser Bann des Christentums von ihm genommen war.

Diokletians Stellung zum Christentum war offenbar anfangs eine unklare und schwankende. Er duldete die Christen nicht bloß im Heere und in Verwaltungsämtern, er selbst war von Christen umgeben, die an seinem Hofe hohe Stellungen bekleideten. Auch in sein eigenes Haus, in seine eigene Familie war der neue Glaube schon eingedrungen. Sein Weib Prisca, und seine Tochter Valeria, die unglückliche Frau des Galerius, standen der Kirche mindestens sehr nahe. Dennoch würden wir ganz irre gehen, wenn wir uns dächten, Diokletian habe das Christentum damit anerkannt und sei erst später unter irgend welchen Einflüssen zu der entgegengesetzten Beurteilung gekommen. Es ist mehr ein Gewährenlassen als ein Billigen, und das Gewährenlassen schließt ein gelegentliches feindliches Vorgehen gegen das Christentum nicht aus. Zweifellos ist, daß auch schon vor der systematischen Verfolgung, die erst 303 beginnt, einzelne Verurteilungen und Hinrichtungen von Christen vorkommen. Dahin gehören nicht bloß die Prozesse gegen christliche Soldaten, die im Zusammenhange stehen mit der seit 295 erstrebten Reinigung der Armee von Christen, auf die wir nachher noch eingehen müssen, sondern es begegnen uns auch vor 303 schon Fälle, in denen andere Christen ihres Glaubens wegen verurteilt werden. Schon 302 finden sich

in den Steinbrüchen von Pannonien verurteilte Christen, unter ihnen den Bischof Cyrillus von Antiochien, der oft geschlagen und mißhandelt, dort im Jahre 302 seinen Leiden erlag. In dieses Jahr fällt auch das Martyrium der sogenannten „vier Gekrönten". Es sind vier christliche Steinmetzen, die in den Steinbrüchen arbeiten und verschiedene Aufträge des Kaisers zu dessen besonderen Befriedigung ausführen, da sie alles, was sie thun, im Namen Christi thun und unter seiner Anrufung. Dadurch erwecken sie den Neid der leitenden Techniker, und als sie sich weigern ein Götzenbild, eine Statue des Äskulap, zu verfertigen, wird das von den Heiden benützt, sie zu verklagen. Offen bekennen sie ihren Glauben und weigern sich zu opfern. So werden sie verurteilt. Mag an den Bericht, wie er uns überliefert ist, sich manches Legendenhafte angesetzt haben, der Kern ist gewiß geschichtlich und nicht zu bezweifeln, daß auch schon vor der allgemeinen Verfolgung von 303 einzelne Christen verurteilt sind, und daß Diokletian dieses nicht nur nicht gehindert hat, sondern daß es mit seiner Billigung geschah, wenn es nicht geradezu durch ihn veranlaßt wurde.

Andererseits ist aber ebenso gewiß, daß Diokletian eine allgemeine Verfolgung nicht gewünscht hat. Es war das Verhängnis seines Lebens, daß er, sonst ein so scharfsichtiger Staatsmann, in diesem Stücke nicht klar sah. Entweder er mußte auch das letzte und stärkste Band zerschneiden, welches die neue Ordnung der Dinge, die er erstrebte, mit der alten verband, und wie die alten Formen des Staatslebens so auch die alte Religion aufgeben, oder er mußte die Kirche vernichten. Sah das Diokletian nicht, so gab es doch an seinem Hofe eine Partei, die das klar genug sah und mit voller Konsequenz auf ihr Ziel hinarbeitete: Vernichtung des Christentums. Ihr gehörten zunächst die heidnischen Priester an, die im Palaste des Kaisers täglich aus- und eingingen. Sie kämpften für ihren Einfluß. Gelang es, das Diokletianische Regierungssystem für die Dauer zu befestigen, so war damit

auch ihre Herrschaft befestigt; denn wurden bei jeder Regierungshandlung die Entschlüsse nach Vorzeichen und Orakeln gefaßt, so lag in der That die Regierung in den Händen derer, die die Vorzeichen deuteten und die Orakel gaben. Dann zählten zu dieser Partei angesehene Staatsmänner, Gelehrte und Philosophen. Der Neuplatonismus war jetzt die herrschende Philosophie, und während bei Plotin der Gegensatz gegen das Christentum noch mehr ein stillschweigender war, so tritt bei seinen Nachfolgern die unversöhnliche Feindschaft offen hervor. Die Verehrung des höchsten Gottes will man den Christen wohl zugestehen, aber nur unter der Bedingung, daß sie die niederen Götter auch verehren. Es ist Hartnäckigkeit und Eigensinn, wenn sie das nicht thun, und diese Hartnäckigkeit muß gebrochen werden. Damit gab man vor, im Grunde nichts anderes zu thun, als daß man das Christentum zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückführte. Denn das Christentum Christi, sagten die Neuplatoniker, ist ein ganz anderes gewesen, als das gegenwärtige. Christus hat sich nicht für einen Gott ausgegeben, er ist nur als weiser Lehrer aufgetreten, auch durchaus nicht im Gegensatz gegen die Volksreligionen. Erst die Apostel haben ihn zum Gott gemacht. Werden die heidnischen Volksreligionen nach neuplatonischen Ideen reformiert, und das Christentum auf seinen ursprünglichen Bestand zurückgeführt, so ist eigentlich gar kein Gegensatz mehr vorhanden. In harmonischer Einheit verehren alle Völker im Reiche den Einen höchsten Gott und unter diesem die Volksgötter. Die für die Staatseinheit so nötige Glaubenseinheit läßt sich auf diesem Wege leicht herstellen. Man braucht nur gegen die Häupter der Kirche Ernst zu zeigen, dann wird die bloß verführte Menge sich fügen, und die Masse wird friedlich in die neuplatonische Staatskirche übertreten. Besonders war es der Statthalter von Bithynien, Hierokles, der am Hofe des Kaisers diese Ansichten vertrat und zugleich litterarisch dafür wirkte, indem er ein „wahrheitsliebendes Wort“ an die

Christen richtete, das scheinbar im Interesse des Friedens diese zu gewinnen suchte, während doch im Hintergrunde die blutige Verfolgung stand. Hörten sie auf solche Friedensworte nicht, so konnte man sie desto besser dem Kaiser als hartnäckige Friedensstörer denunzieren.

Ihr Haupt fand diese Partei in dem Cäsar Galerius. Durch seine militärischen Talente war derselbe vom Hirtenstande zum Thron aufgestiegen; aber eine rohe Natur, in blindem heidnischem Aberglauben aufgewachsen, fehlte ihm, verglichen mit Diokletian, der feine staatsmännische Blick, der den Kaiser auszeichnet, und was man von Diokletian nicht sagen kann, das gilt von Galerius im höchsten Maße, er ist geradezu ein Fanatiker des Heidentums.

Anfangs hielt Diokletian noch an der Scheu vor einer Christenverfolgung fest. Er fürchtete offenbar die Gefahr, welche seiner Schöpfung von einem solchen Schritte drohte. Denen, die zu Gewaltmaßregeln drängten, hielt er entgegen, daß schon so oft die gewaltsame Unterdrückung der Kirche ohne Erfolg versucht sei, so viel Blut unnütz geflossen. Man werde auch jetzt nichts ausrichten und nur das Reich in Unruhe und Verwirrung stürzen. Vielleicht mochte er auch hoffen, das unrömische Christentum werde bei einer neuen Erstarkung des Reiches allmählich auch ohne Gewaltmaßregeln von selbst absterben. Nur eine Purifikation der Armee schien unumgänglich nötig. Der Armee mußte man in jedem Falle sicher sein, hier konnte man ein fremdes Element wie die Christen am wenigsten dulden. Im Jahre 295 wurde ein Befehl erlassen, daß alle Soldaten an den Opfern teilnehmen sollten. Viele gaben lieber ihre militärischen Würden hin; Hohe und Niedere verließen den Kriegsdienst, um ihrem Glauben treu bleiben zu können. Hie und da kam es sogar zu Verurteilungen und Hinrichtungen. In Tanger wurde ein Centurio, Marcellus, zum Tode verurteilt, weil er, als der Befehl zum Opfern erging, Stab und Gürtel, die Zeichen seines militärischen

Ranges, hingeworfen und ausgerufen hatte: „Von diesem Augenblicke an höre ich auf, euren Imperatoren zu dienen. Ich verachte es, eure hölzernen und steinernen Götter, die nur stumme Götzen sind, anzubeten. Wenn der Soldatenstand das mit sich bringt, daß man den Göttern und dem Kaiser opfern soll, so werfe ich Stab und Gürtel hin, so entsage ich den Fahnen und bin kein Soldat mehr."

Weiter ging Diokletian für jetzt nicht. Aber die heidnische Partei trieb unaufhörlich, und sie hatte die Konsequenz des Systems für sich. Gewiß, aus sich selbst und ohne die Anstachelung durch Galerius wäre Diokletian nie zum Christenverfolger geworden; aber nie wäre es auch dem Galerius gelungen, ihn dahin zu drängen, wenn nicht in dem politischen System und in der persönlichen religiösen Stellung des Diokletian Anknüpfungspunkte für sein Drängen vorhanden gewesen wären. Der Kaiser alterte bereits; sollte sein Gebäude unvollendet bleiben? und doch blieb es unvollendet, so lange die Macht des Christentums ungebrochen war.

3. Die Diokletianische Verfolgung.

Die Zeit nahte heran, wo Diokletian abzudanken entschlossen war. Alles drängte zur Entscheidung. Der Winter von 302 auf 303 brachte sie und damit den letzten blutigen Kampf. Diesen Winter über verweilte Diokletian in Nikomedien, Galerius war auch dort. Diokletian kränkelte, seine Kräfte waren im Abnehmen. Eine gewisse Unentschlossenheit, die man sonst an ihm nicht kannte, machte sich bemerklich. Jetzt oder nie mußte die heidnische Partei ihre Pläne durchsetzen. Ganz in der Stille, in geheimen Versammlungen, deren Zweck keiner ahnte, wurde an dem Kaiser gearbeitet. So weit gab dieser nach, daß diese Angelegenheit einem Rate von höheren Offizieren und Staatsbeamten vorgelegt werden sollte. Damit hatte die heidnische Partei gewonnenes Spiel. In dem Rate

saß neben Galerius, hinter dem hetzend und schürend seine Mutter Romula, eine fanatische Heidin stand, auch Hierokles, der Präses von Bithynien, der Hauptvertreter der Neuplatoniker, ein religiöser Eiferer, der seinem Gotte einen Dienst zu thun glaubte, wenn er die hartnäckigen Friedensstörer, die Christen, mit Gewalt zur Vernunft brachte. Diokletian wurde immer schwankender. Das von dem Kaiser befragte Orakel des Milesischen Apoll riet auch zu. So entschloß sich der Kaiser; nur das Eine bedang er sich aus, Blut solle nicht fließen. Natürlich wußte die heidnische Partei ihn darüber vollständig zu beruhigen. Blutvergießen, hieß es, werde auch gar nicht nötig sein. Sobald man nur Ernst gegen die Christen mache, werde es mit der Kirche, die nur durch Nachgiebigkeit groß geworden, zu Ende sein. Märtyrer würden die Christen nicht werden wollen, sondern in Menge übertreten. Die Heiden wußten recht gut, was sie thaten. Hatten sie den Kaiser nur erst dahin gebracht, den Anfang zu machen, dann mußte er auch weiter, er mochte wollen oder nicht, dann brauchten sie ihn nicht mehr zu treiben, dafür sorgte dann die Hartnäckigkeit der Christen selbst. So wurde denn der verhängnisvolle Beschluß gefaßt. An einem der Hauptfeste der Heiden, den Terminalien, die am 23. Februar gefeiert wurden, sollte die Losung zu der letzten furchtbarsten Verfolgung gegeben werden.

In der Frühe des Morgens, noch im Halbdunkel rückte der Gardepräfekt mit einer Abteilung Soldaten vor die große stattliche Kirche der Residenzstadt. Die Thüren wurden eingeschlagen, die vorgefundenen heiligen Bücher verbrannt, die Kirche geplündert und dem Erdboden gleich gemacht. An den Mauern las man ein kaiserliches Edikt angeschlagen: Alle christlichen Kirchen sollten niedergerissen, alle heiligen Bücher verbrannt werden. Den Christen wurde jede Versammlung verboten; falls sie nicht dem Christentum entsagen, sollen die Vornehmen unter ihnen ihres Ranges und ihrer Würden verlustig gehen, ehr- und rechtlos (infames) sein; christlichen

Sklaven, die Christen bleiben, soll für immer die Freiheit versagt sein. Die Absicht dieses Edikts war offenbar die, dem Christentum seine Lebensquellen abzugraben. Deshalb hatte man es darauf abgesehen, durch Zerstörung der Kirchen den Gottesdienst zu verhindern, und den Christen die Schrift zu nehmen. So hoffte man die Kirche ohne Blutvergießen zu unterdrücken; der Kaiser wollte ja kein Blutvergießen. Bald genug sollte es dennoch dazu kommen. Ein Christ wagte es, in allerdings nicht reinem Eifer, das Edikt mit der spöttischen Bemerkung abzureißen, da seien wohl wieder Siege des Kaisers über die Sarmaten angeschlagen. Er wurde grausam gefoltert und hingerichtet. In den Ostprovinzen brachen mehrere an sich unbedeutende Emeuten aus. Dem schon ängstlichen Kaiser war leicht der Glaube beizubringen, der Orient stehe in Flammen, und die Christen hätten die Aufstände erregt. Im kaiserlichen Palaste zu Nikomedien brach zweimal kurz nach einander Feuer aus. Wer es angelegt, wird nie klar zu machen sein. Die Christen sagten, Galerius habe es anlegen lassen, um dann den Christen die Schuld zuzuschieben. Jedenfalls geschah das letztere. Mit solchen Mitteln wurde der Kaiser weiter gehetzt, ihm das Reich als gefährdet vorgestellt, ihm das Schreckbild einer Christenverschwörung vorgemalt, einer Verschwörung, die schon in seinem eigenen Palaste Mithelfer habe, schon sein Leben bedrohe. Des Kaisers Zorn flammte auf. Ohne Zweifel glaubte er jetzt wirklich an eine Verschwörung der Christen. Er forderte seine eigene Hausgenossenschaft vor, alle sollten sie durch Teilnahme an einem Opfer sich von dem auf ihnen lastenden Verdachte reinigen. Seine Gemahlin und seine Tochter, die, wenn sie vielleicht auch noch nicht förmlich zum Christentum übergetreten waren, diesem doch im Herzen zuneigten, wurden schwach und opferten. Die christlichen Hofbeamten widerstanden. Nun wurde die Folter angewandt. Ein hoher Beamter Petrus wurde gepeitscht, die Wunden mit Essig und Salz eingerieben, dann die Glieder

stückweise verbrannt. Er bekannte dennoch freudig seinen Glauben. Zuletzt wurden alle, die nicht opferten, stranguliert.

Auch in den Provinzen wurde jetzt das Edikt, milder oder strenger, je nachdem die Statthalter gesinnt waren, durchgeführt, die Kirchen niedergerissen, die heiligen Bücher, wo sie nicht aus freien Stücken ausgeliefert wurden, was leider auch oft genug vorkam, mit Gewalt weggenommen und öffentlich verbrannt, die Gottesdienste der Christen verhindert, Christen zu Sklaven gemacht und bei den öffentlichen Arbeiten verwendet. An manchen Orten kam es auch schon zur Tortur und zu Hinrichtungen. Enthielt das Edikt davon auch nichts, so gebot es doch die heiligen Bücher auszuliefern und verhinderte den Gottesdienst. Christen, die sich weigerten, die Bücher auszuliefern, die dem Gesetz zum Trotz doch Gottesdienst hielten, wurden je nach der Willkür der Statthalter dafür gestraft. So wurden z. B. in Abitina im prokonsularischen Afrika 49 Christen, die zum Lesen des Wortes und zur Kommunion zusammengekommen waren, gefangen genommen und, als sie nicht verleugnen wollten, in Karthago hingerichtet. Unter ihnen war ein Knabe Hilarianus. Der Prokonsul dachte ihn leicht zu schrecken. „Ich schneide dir all dein langes Haar ab," rief er ihm zu, „und deine Nase und deine Ohren." Aber der Knabe erwiderte: „Thu was du willst, ich bin ein Christ!" und als auch über ihn das Urteil gesprochen wurde, lautete seine Antwort: „Dank sei Gott!"

Unterdessen hatte der Kaiser ein zweites Edikt erlassen, welches alle Geistlichen gefangen zu nehmen befahl, und dem zweiten folgte dann nach wenigen Monaten ein drittes, in dem angeordnet wurde, alle die durch Opfern verleugneten, sollten frei gelassen, die andern durch Marter zum Opfern gezwungen werden. Viele verleugneten, aber viele blieben auch standhaft. Jahre lang ertrugen sie die Kerkerhaft und die von Zeit zu Zeit wiederholte Tortur, ohne zu wanken, und in den Jahren nach der Verfolgung sah man noch an

manchem Diener der Kirche die Spuren der damals erlittenen Qualen.

Aber auch dabei konnte man nicht stehen bleiben. Was man einmal begonnen hatte, mußte man weiterführen, wollte man nicht den Staat aufs höchste gefährden. Möglich auch, daß die allerdings zahlreich vorkommenden Verleugnungen, die Schwachheit, die sich namentlich anfangs vielfach in den Gemeinden zeigte, bei den Machthabern die Meinung hervorrief, sie hätten eigentlich die Kirche schon besiegt, und es bedürfe nur noch eines letzten entschiedenen Durchgreifens, um den Sieg vollständig zu machen. So erschien denn am 30. April 304 das vierte Edikt, das die Verfolgung auf alle Christen ausdehnte. Alle ohne Unterschied sollten sie gezwungen werden, den Götzen zu opfern.

Nun begann eine Verfolgung, welche selbst die unter Decius noch an Allgemeinheit und Grausamkeit übertraf. An allen Orten wurden die Christen auf einen bestimmten Tag vorgeladen. Die Ortschaften waren mit Wachen umstellt, damit niemand entrinnen könne. Dann wurden die Vorgeladenen namentlich aufgerufen und von ihnen verlangt, daß sie opferten. Die sich Weigernden wanderten ins Gefängnis, und mit den raffiniertesten Martern trachtete man sie zur Verleugnung zu bewegen. Den Nachgiebigen bahnte man mit aller Zuvorkommenheit die Wege; jeden Schein, mit dem sie ihre Verleugnung vor sich und andern zu verdecken suchten, ließ man sich gefallen, wenn sie nur verleugneten. Ein Körnchen Salz, ein Körnchen Weihrauch genügte, wenn sie nur am Opfer sich beteiligten. Die, welche standhaft blieben, erlagen zum Teil den Martern, andere wurden hingerichtet. Das Blut floß in Strömen durch das Reich.

Wie weit Diokletian bei diesem vierten Edikte noch mitgewirkt hat, ist nicht klar. Es ist zwar auch in seinem Namen erlassen, aber als es ausging, lag er schon krank. Krank an Leib und Seele, beständig voll Angst, von bösen Zeichen er-

schreckt, vor jedem Blitzstrahl erzitternd, hielt er sich scheu in seinem Palaste verborgen. Seine Zeit war um. Frühzeitig gealtert, müde und matt, vollzog er am 1. Mai 305 bei Nikomedien in Gegenwart der Armee vor einem Bilde des Jupiter seine Abdankung und ging nach Salona, wo er sich einen Palast erbaut hatte in der Hoffnung, dort seine letzten Jahre in Frieden zu verleben. Die Hoffnung erfüllte sich nicht. Seine heidnischen Ratgeber werden ihm gewiß eingeredet haben, das Christentum sei besiegt und damit sein Lebenswerk vollendet. Möglich, daß es Diokletian wirklich glaubte. Er sollte bitter enttäuscht werden; er sollte den völligen Zusammensturz des von ihm errichteten Staatsgebäudes noch mit Augen sehen, und was dieses Gebäude zertrümmerte, das war im Grunde genommen doch die Christenverfolgung.

Mit Diokletian zugleich legte sein Mitkaiser, Maximian, die Kaiserwürde nieder, und konnte man nun auch den Konstantius Chlorus, obwohl sich schon gezeigt hatte, daß dieser andere Wege einzuschlagen geneigt war, nicht umgehen, mußte man diesen vom Cäsar zum Augustus aufrücken lassen, so wurden doch weder Konstantin, der Sohn des Konstantius Chlorus, noch Maxentius, der Sohn des Maximian, zu Cäsaren erhoben, sondern zwei Leute, die den Christenhaß des Galerius entschieden teilten, Severus und Maximinus Daza. Jetzt entfloh Konstantin von Nikomedien, wo er sich nicht mehr sicher glaubte, zu seinem Vater, und als dieser nicht lange hernach starb, rief das Heer den Sohn zum Nachfolger aus. Galerius, der wohl einsah, daß der von dem Heere getragene und in dem Reiche seines Vaters ungemein beliebte Konstantin nicht zu beseitigen war, gab soweit nach, daß er ihn als zweiten Cäsar anerkannte, während Severus zum Augustus, Maximinus Daza zum ersten Cäsar erhoben wurde. Damit hatte das Gebäude Diokletians einen gefährlichen Stoß erhalten. Es ruhte auf dem Gedanken der Adoption, aber die Adoption wurde hier zunächst an einer Stelle vom Erbrecht durchbrochen.

Die Folgen davon zeigten sich bald. Als der mit Konstantin zugleich zurückgesetzte Sohn des Maximian, Maxentius, hörte, daß Konstantin auf Grund seines Erbrechts die Cäsarenwürde erlangt habe, zögerte er nicht, auch sein Erbrecht geltend zu machen, warf sich ebenfalls zum Cäsar auf, und wurde von dem über des Severus Willkürregiment mißvergnügten Italien sofort anerkannt. Ja um die Verwirrung auf den höchsten Gipfel zu bringen, widerrief jetzt Maximian seine widerwillige Abdankung und nahm den kaiserlichen Purpur aufs neue an. Mit dem tiefsten Schmerze mußte Diokletian in seiner Zurückgezogenheit es mit ansehen, wie das von ihm so mühsam errichtete Gebäude aus den Fugen ging und Stück um Stück zerbröckelte. Umsonst trat er selbst noch einmal auf den Schauplatz und versuchte, die gestörte Einigung herzustellen; er mußte sich bald überzeugen, daß nichts mehr zu retten war; ja er sah sein eigenes Leben bedroht und dem zuvorkommend, was er fürchtete, nahm er Gift und machte seinem Leben selbst ein Ende.

Doch kehren wir zu Galerius zurück. Seine Cäsaren hatte dieser sich so ausgewählt, daß sie ihm für seine Hauptaufgabe, die Vernichtung des Christentums, Stützen und Mithelfer werden sollten. Namentlich Maximinus Daza war ein durch und durch abergläubischer, fanatischer Heide, voll roher Kraft, aber ohne jede Bildung. So loderte denn jetzt die Verfolgung, die namentlich auch so lange Konstantius als Augustus Einfluß übte, schon etwas nachgelassen hatte, von neuem heftiger wieder auf. Zwar der Westen des Reiches hatte völligen Frieden. Konstantius Chlorus brauchte als Augustus auch nicht einmal mehr, wie er als Cäsar gethan hatt, zum Schein Kirchen zu zerstören, und nachdem Severus in Italien noch in solchem Maße gegen die Christen gewütet, daß selbst die Heiden darüber unwillig wurden, gehörte es zu den Mitteln, mit denen Maxentius das Volk gewann, daß auch er die Christen in Ruhe ließ. Im Osten dagegen währte die

Verfolgung noch sechs Jahre, und hier erst nimmt sie jetzt einen wahrhaft fanatischen Charakter an. Massenhaft wird jetzt der Mord. Es kam vor, daß 10, 20, ja 100 an einem Tage getötet wurden. Hie und da ging man summarisch vor und verbrannte die ganze Gemeinde mit ihrem Versammlungshause. In Phrygien wurde eine ganze Stadt von Soldaten umstellt und wie eine Stadt in Feindeslande mit ihren Einwohnern, die alle Christen waren, verbrannt. Noch charakteristischer für den heidnischen Fanatismus, der jetzt den Siedepunkt erreicht, ist die raffinierte Grausamkeit, mit der gemordet wird. Galerius erließ eine Verfügung, in der er befahl, die Christen mit langsamem Feuer zu töten. Zuerst wurde eine kleine Flamme unter die Füße des Opfers gestellt, bis das Fleisch nach und nach verkohlend von den Knochen abfiel, dann die andern Glieder eins nach dem andern mit Fackeln verbrannt. Dazwischen goß man dem Gemarterten von Zeit zu Zeit kaltes Wasser ins Gesicht, damit der Tod nicht zu früh eintrete. Zuletzt wurde der ganze Körper auf dem Scheiterhaufen verbrannt, und die Asche ins Meer oder in einen Fluß geschüttet, um auch die Asche des Märtyrers der Verehrung zu entziehen. Wenn so etwas auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers geschah, darf es nicht wunder nehmen, daß auch die Statthalter in Erfindung neuer Qualen wetteiferten. Man hing die Christen bei den Beinen auf und zündete unter ihnen ein Feuer an, man schnitt ihnen Nasen und Ohren ab, man riß ihnen die Zunge aus, stach ihnen die Augen aus, und lähmte sie an Händen und Füßen, indem man die Sehnen durchschnitt. Eine Zeit lang scheint die Verstümmelung systematisch betrieben zu sein und galt noch als eine Milderung gegenüber der Todesstrafe. Man übergoß die Christen mit flüssigem Blei und hieb sie in Stücke. Die Leichen der Hingerichteten durften nicht begraben werden, man ließ sie liegen, bis die Hunde und Geier sie verzehrten. Dieses war auch die Zeit, wo römische Statthalter christliche Jungfrauen noch mit

dem Zeichen ihrer Würde, der Kopfbinde, geschmückt, halb nackt mit Ruten die Straßen auf und ab peitschen ließen; wo es sogar vorkam, daß edle Frauen und Jungfrauen verurteilt wurden, ins Bordell geführt und der heidnischen Fleischeslust preisgegeben zu werden. Gerade die philosophisch gebildeten Beamten, die wissens- und tugendstolzen Neuplatoniker sind es, die sich darin traurigerweise auszeichnen. Mehr als einmal zogen Frauen und Jungfrauen den Tod der Schande vor und legten Hand an ihr eigenes Leben, um dem Äußersten zu entrinnen. Die ältere Zeit hat auch solche zu den Märtyrerinnen gerechnet, die für den Glauben starben. Erst eine spätere kühlere Zeit hat ihr Märtyrertum in Zweifel gezogen.

Übrigens hielt die Verfolgung während der sechs Jahre, die sie noch dauerte, nicht immer gleichmäßig an, sondern nach einem Sturme läßt sie zeitweilig nach, um dann wieder heftiger auszubrechen. Die Geduld der Christen ermüdete die Heiden, aber wenn dann in Zeiten der Ruhe die Christen sich wieder sammelten, wenn dann die Heiden sehen mußten, daß all ihr Wüten doch das Christentum und die Kirche nicht vernichtet hatte, so entbrannte ihr Grimm von neuem, und die Verfolgung begann abermals, oft noch heftiger als zuvor, bis dem neuen Sturm neue Ermattung folgte. Gegen das sechste Jahr der Verfolgung im Jahre 308 schien überall Ruhe einzutreten; die Gefangenen in den Bergwerken, deren eine große Zahl war, wurden milder behandelt, die Christen atmeten schon auf und gaben sich der Hoffnung hin, der Sturm sei vorüber. Da brach er heftiger als zuvor wieder aus. Es erschien ein kaiserliches Edikt an alle Militär- und Zivilbehörden, welches ihnen gebot, die Verfolgung mit aller Macht wieder aufzunehmen. Die verfallenen Tempel sollten wieder aufgebaut; alle, Männer und Weiber, Freie und Sklaven, selbst die kleinsten Kinder sollten zum Opfern und zum Essen des Opferfleisches gezwungen werden. Das Blutvergießen begann aufs neue, ja man ging jetzt so weit, alle Nahrungsmittel auf den Märkten

mit Opferwein oder mit dem bei den Götzenopfern gebrauchten Wasser zu begießen, um die Christen, die nicht freiwillig opfern wollten, auf diese Weise wider ihren Willen in Berührung mit dem Götzenopfer zu bringen. Nachdem auch dieser Sturm sich gelegt, folgte noch einmal im Jahre 310 in Veranlassung des Umstands, daß die Gefangenen in den Bergwerken Gottesdienst gehalten hatten, ein kurzer Wutausbruch, der aber noch rascher vorüberging.

Das Feuer der Verfolgung brannte in sich selbst nieder. Gegenüber dem stillen Dulden der Christen vermochte die rohe Gewalt und der wütende Fanatismus, der diese letzten Ausbrüche charakterisiert, nichts auszurichten. Das Heidentum hatte alle seine Kräfte erschöpft. Selbst die Henker waren ermüdet. Auch Heiden fingen an, das unnütze Blutvergießen zu tadeln und sich der verfolgten Christen anzunehmen. Man vernahm von Heiden den Ruf: „Fluch dem Diokletian und seinen Göttern!" Was für den Staat noch verderblicher war, die Verfolgung bot den Statthaltern die Möglichkeit zu jeder Ausschreitung. Bei der Ausführung derartiger politischer Maßnahmen wie diese Verfolgung ist es eben unvermeidlich, daß der Willkür der Ausführenden, der Verwaltungsbeamten und der Richter, ein weiter Spielraum gelassen wird, und immer deutlicher ließ sich wahrnehmen, wie bedenklich die Unterordnung der Beamten unter den kaiserlichen Willen Schaden litt, und das ganze Staatsgefüge gelockert wurde. Aber auch auf christlicher Seite kamen bedenkliche Erscheinungen zu Tage. Es zeigen sich Spuren eines Fanatismus, wie wir ihnen sonst nicht begegnen. Ein christlicher Soldat, Theodorus, der 306 als Christ vor Gericht geladen, dann aber nach dem ersten Verhör auf einige Tage freigelassen war, zündete indessen den Tempel der Göttermutter in Amasia an. Auch für die Kirche lagen in einer längeren Dauer der Verfolgung große Gefahren. Größere freilich noch für den Staat. Diesem drohte durch den Kampf wie durch einen Bürgerkrieg völlige Zerrüttung.

Selbst die Herrscher konnten sich dem nicht mehr verschließen. Sollte das Reich nicht untergehen, so mußte der Verfolgung ein Ende gemacht werden.

Galerius lag auf dem Totenbette. Eine furchtbare Krankheit, die Folge seiner Ausschweifungen, hatte ihn ergriffen; bei lebendigem Leibe verfaulend litt er die größten Schmerzen. Von seinem Totenbette erließ er 311 das merkwürdige Edikt, welches die Verfolgung aufhob. In Gemeinschaft mit seinen Mitregenten erklärt da der Kaiser, es sei seine Absicht gewesen, alles nach den alten Gesetzen und der Staatsordnung der Römer herzustellen und dafür Sorge zu tragen, daß auch die Christen, welche die Religion ihrer Voreltern verlassen, zu guten Gesinnungen zurückkehrten. Da aber die meisten hartnäckig bei ihrem Vorhaben beharrt hätten, und er gesehen, daß sie weder den heidnischen Göttern den schuldigen Dienst leisteten, noch auch den Christengott verehrten, so wolle er ihnen in seiner Gnade gestatten, daß sie wieder Christen seien und ihre Versammlungen hielten, unter der Bedingung, daß sie der bestehenden Ordnung nicht zuwider handelten. So möchten sie denn nun ihren Gott für des Kaisers und des Staates Wohl anrufen, damit der Staat allenthalben unversehrt bleibe, und sie selbst sicher leben könnten.

Das Edikt enthält die offene Erklärung der Ohnmacht des Heidentums. Von Anerkennung, von Begünstigung des Christentums ist keine Rede. Der Kaiser betrachtet es auch jetzt noch nur als Abfall von der väterlichen Religion, er verhehlt seinen Wunsch nicht, daß die Christen zu derselben zurückkehren möchten. Aber er verzichtet darauf, diesen Wunsch mit Gewalt zu verwirklichen, weil er eingesehen hat, daß das unmöglich ist, und was er dem Christentum nicht mehr verweigern kann, das läßt er, um die Ohnmacht doch etwas zu verdecken, als ein Geschenk seiner Gnade erscheinen. Ob auch Gewissensangst mitredete? ob auch ihm wie dem Diokletian die Ströme von Blut, die er vergossen, keine Ruhe ließen auf seinem

Schmerzenslager? Der so angelegentlich am Schlusse des Edikts ausgesprochene Wunsch, die Christen möchten für ihn beten, läßt vielleicht etwas davon durchblicken. Auch des Galerius Hoffnungen waren zertrümmert, auch an ihm rächte sich der Frevel. Bald nachher starb er unter unsäglichen Qualen.

Der eigentliche Kampf war damit zu Ende. Zwar erkannte Maximinus das Edikt nicht an oder führte es doch in sehr zweideutiger Weise durch. Bald nach dem Erlaß desselben fing er bereits wieder an die Christen in ihrer Freiheit zu beschränken, die Zusammenkünfte auf den Kirchhöfen zu verbieten. Er suchte daneben das Heidentum durch mancherlei Maßregeln zu kräftigen, ja begann sogar schon wieder mit Verfolgungen. Aber das sind doch nur die letzten Zuckungen des erliegenden Heidentums. In Wahrheit hat dieses die Waffen gestreckt.

Aber freilich was das Christentum erkämpft, war nur erst noch widerwillige Duldung. Um seine Aufgabe in der Welt zu erfüllen, bedurfte es mehr als das, es bedurfte der Anerkennung, es mußte mit dem Staate in Verbindung treten, es mußte, wenn auch in anderer Weise, die Stelle des Heidentums einnehmen und, wie dieses es bisher gewesen war, die Grundlage des Volkslebens werden. Das alles fehlt noch; das Edikt des Galerius ist noch nicht der volle Sieg. Aber der volle Sieg steht schon vor der Thür. Der Mann ist schon da, dem die weltgeschichtliche Aufgabe zufällt, die Zeit des Kampfes abzuschließen und, indem er die Bande knüpft, die für die Zukunft Staat und Kirche mit einander verbinden, eine neue Zeit über die Völker heraufzuführen, Konstantin der Große.

Zweites Kapitel.

Der Sieg.

In dieſem Zeichen wirſt du ſiegen!

Selten iſt ein Mann ſo verſchieden beurteilt wie Konſtantin der Große. Noch immer will das Urteil über ihn nicht zur Ruhe kommen. Unſere Zeit iſt ihm im ganzen wenig günſtig. Arbeiten doch eben heute manche Kräfte an der Zerſtörung ſeines Werks. Ja, es meinen viele darin gerade eine Hauptaufgabe der Gegenwart zu ſehen, die That Konſtantins, die Verbindung von Staat und Kirche, wieder rückgängig zu machen. Aber nicht bloß ſolchen, deren ausgeſprochenes oder unausgeſprochenes Ziel die Beſeitigung des Chriſtentums aus Staat und Volksleben iſt, ſelbſt ſolchen, die wohl wiſſen, was ſie am Chriſtentum haben, erſcheint ſeine That verdächtig, mindeſtens von zweifelhaftem Werte, und nur zu leicht überträgt ſich das Urteil von der That auf die Perſon.

Um Konſtantin gerecht und billig zu beurteilen, muß man ſich vor zwei Vorurteilen hüten. Einmal vor dem Gedanken, als ob ein Mann, dem das Chriſtentum eine ſo völlig veränderte Stellung in der Welt dankt, auch für ſeine Perſon ein beſonders lauterer, inniger und lebendiger Chriſt geweſen ſein müßte. Weil man dann, was man zu finden hofft, nicht findet, ſo fühlt man ſich zurückgeſtoßen und hat nun auch keine Augen für das, was wirklich vorhanden iſt. Gewiß, wo

es sich um eine innere Entwickelung der Kirche, einen Fortschritt ihres inneren Lebens handelt, bedarf es solcher Personen, die diesen Fortschritt selbst in sich durchlebt haben. Wo es sich aber um eine Veränderung in der Stellung der Kirche nach außen handelt, und eine derartige Umwälzung ist es doch zunächst, die uns hier beschäftigt, da kann diese recht wohl durch eine Persönlichkeit veranlaßt werden, die selbst innerlich am Christentum wenig oder keinen Teil hat. Es dienen dem Christentum und der Kirche manche, die nicht von Herzen darin stehen, aber man wird auch oft die Bemerkung zu machen im stande sein, wie dieser Dienst dann solchen Menschen den Segen bringt, daß sie, zunächst nur äußerlich für die Kirche arbeitend, ihr nach und nach auch innerlich näher kommen. So denke ich mir auch Konstantin. Als er die ersten Schritte thut, das Christentum zur herrschenden Religion zu machen, ist sein Verhältnis zu ihm noch ein ziemlich äußerliches, mehr Aberglaube als Glaube. Aber er kommt ihm dann näher und näher, und es läßt sich nicht verkennen, daß er später die Wahrheit des Christentums auch innerlich erkannt und erfaßt hat.

Sodann muß man nicht überall da, wo der Wandel nicht mit dem Bekenntnis stimmt, gleich von Heuchelei reden. Es ist eine falsche Alternative, die aber bei der Beurteilung Konstantins oft genug als die Entscheidung gebend hingestellt ist: Entweder ein voller Christ oder gar keiner, und dann ein Lügner und Heuchler; entweder Konstantin hat aus rein christlichen Motiven gehandelt oder aus rein politischen, und sein Christentum ist nur Maske. Konstantin ist kein Heiliger gewesen, und es ist nicht meine Absicht, ihn dazu zu stempeln, aber die ihn deshalb gleich zum bewußten Heuchler machen, die wissen nicht, was in einem Menschenherzen alles beisammen sein kann. Selbst die Blutschulden, die er auf sich geladen, und die ich weder entschuldigen noch verkleinern will, beweisen noch nicht, daß, was in seinem Leben als christliche Frömmig-

keit zu tage kommt, bloß erheuchelt war. Man erweist auch Konstantin einen Dienst von sehr zweifelhaftem Werte, wenn man gleichsam zum Ersatz ihn nun um so höher als Staatsmann stellt, je niedriger man ihn als Christ gestellt hat; denn eine Staatsweisheit, die zuletzt in Heuchelei wurzelt, dürfte doch kaum auf den Namen echter Staatsweisheit Anspruch haben. Schon daß Konstantin doch unleugbar Großes und Dauerndes geschaffen, sollte davor warnen, in ihm einen bloßen Heuchler zu sehen. Oder wo wäre in der Welt je Großes gethan ohne innere Teilnahme daran? Die eine solche bei Konstantin leugnen, die ihn als einen kalt berechnenden Politiker ansehen, ohne Herz für die Sache, die er vertritt, ohne inneren Zug zu dem Christentum, welches er zur Grundlage seiner Politik macht, die verkennen ihn selbst gründlich und sein Werk dazu.

Die Zeit unmittelbar nach dem Tode des Galerius ist einer von den Augenblicken höchster Spannung, wie sie in der Weltgeschichte hier und da eintreten. Es ist alles für eine große Umwälzung bereit, die Personen, die dabei mitzuhandeln berufen sind, stehen bereits auf der Bühne, aber noch ahnt niemand, wie das Drama sich entwickeln wird. Nur das Bewußtsein hat jeder, so kann es nicht bleiben; aber dieses Bewußtsein ist es gerade, welches alle Beteiligten zurückhält, den ersten Schritt zu thun. So tritt ein Augenblick der Ruhe ein, aber es ist die Ruhe vor dem Sturm. Lange kann sie nicht währen, und ist sie einmal gebrochen, so vollzieht die auf allen Punkten vorbereitete Umwälzung sich dann auch überraschend schnell.

Im Morgenlande hatten Maximinus Daza und der in die Stelle des Galerius eingetretene Licinius, nachdem sie schon gerüstet einander gegenüber standen, noch einmal Frieden gemacht und den Orient unter sich geteilt. Das Abendland beherrschten Konstantin und Maxentius. So war ein Zustand eingetreten ähnlich wie der, den Diokletian erstrebt hatte. Und doch

welch ein Unterschied gegen die Zeit vor der Verfolgung! Von einer gemeinsamen Herrschaft, wie sie Diokletian sich gedacht, ja auch nur von Eintracht war unter den vieren keine Rede. Jeder herrschte unabhängig von den andern in seinem Gebiete und rüstete sich im Stillen schon für den Krieg, der da kommen mußte; keiner traute dem andern, jeder war sich dessen bewußt, daß es galt, die andern zu überwältigen oder unterzugehen. In der That, der Krieg war unvermeidlich, ein Reich mit vier unabhängigen Herrschern war eine Unmöglichkeit. Was aber zum Kriege trieb, war nicht bloß die Machtfrage, es war im tieferen Grunde die noch immer ungelöste Frage nach der Stellung des Staats zum Christentum. Auch in dieser Beziehung war der augenblickliche Zustand nicht haltbar. Der Staat duldete jetzt das Christentum, aber nur, weil er nicht anders konnte. Er verfolgte die Kirche nicht mehr, suchte aber ihrer Ausbreitung durch lästige Bedingungen Schranken zu setzen. So hatte es das Toleranz-Edikt von 311 und der damit verbundene Ausführungserlaß an die Statthalter bestimmt, und wenigstens Maximinus Daza und Maxentius thaten, so viel sie konnten, das Ihrige, damit die Ausführung des Edikts den Christen möglichst wenig zu gute komme. Daß diese Schranken nicht lange bestehen konnten, war vorauszusehen, denn die Kirche war bereits zu mächtig, und schon die bloße, wenn auch widerwillige Duldung reichte aus, um zahlreiche Heiden anzuziehen. Von allen Seiten drängten sich Massen zum Übertritt. Und welch ein Widerspruch lag in jener Duldung! War das Heidentum noch Staatsreligion, so war auch die Duldung zu viel. Konnte denn der Staat auf die Dauer zwei so entgegengesetzte Religionen in sich beherbergen, ohne selbst zersprengt zu werden? Für einen Augenblick mochte die Wage im Gleichgewicht stehen bleiben, sie mußte sich in kurzem zu gunsten des einen oder des andern Teiles senken. Naturgemäß kombinieren sich dann beide Fragen, die Machtfrage und die Religionsfrage; der Kampf um

die Oberherrschaft nimmt, wie er im tiefsten Grunde aus der Diokletianischen Verfolgung erwachsen ist, mehr und mehr den Charakter eines Kampfes zwischen Heidentum und Christentum an, und der Sieg Konstantins über seine Mitregenten schlägt zugleich zum Siege des Christentums über das Heidentum aus.

Schon der erste Akt des großen Krieges, der Kampf zwischen Konstantin und Maxentius brachte die Entscheidung. Maxentius, der Italien und Afrika beherschte, ein wüster und tyrannischer Mensch, hatte sich mehr und mehr feindselig gegen Konstantin gestellt. Sein Befehl, alle Bildsäulen Konstantins in Italien umzustürzen, zeigte, was von ihm zu erwarten war. So beschloß Konstantin, ihm zuvor zu kommen. Ehe sein Gegner ernstlich an Krieg dachte, überstieg er mit seinem Heere die Alpen und stand in Oberitalien. Der Angriff Konstantins war im höchsten Maße gewagt. Sein Heer zählte etwa 40 000 Mann, das des Maxentius war mindestens dreifach so stark, darunter der Kern der römischen Heere, die Prätorianer, und 18 000 Mann Reiterei, für die Ebenen Oberitaliens besonders wichtig. Daneben boten die dortigen Festungen eine überaus starke Stellung, und die großen Hülfsmittel Italiens und Afrikas standen dem Maxentius zur Verfügung. Im Heere des Konstantin erhoben sich wirklich Stimmen, die das Unternehmen als ein tollkühnes bezeichneten. Konstantin selbst wußte recht gut, was er aufs Spiel setzte, welches Wagnis es war, mit einem verhältnismäßig kleinen Heere diesen Feldzug zu beginnen, und zwar, was schwer ins Gewicht fällt, gegen Rom selbst. Denn immer noch war Rom, wenigstens dem Namen nach, der Mittelpunkt des Reiches, immer noch umgab die weltbeherrschende Stadt ein heiliger Nimbus, und nichts Geringes war es, römische Truppen gegen dasselbe Rom in den Kampf zu führen, in dessen Namen sie im Felde standen, und dessen Zeichen ihre Standarten trugen. Wir begreifen es, wenn Konstantin in dieser Lage noch nach anderer

höherer Hülfe ausschaute. Er selbst erzählt, daß er damals viel überlegt, bei welchem Gott er Beistand suchen solle, und den höchsten Gott, den sein Vater als Sonnengott verehrt, gebeten habe, ihm zu sagen, wer er sei? Da sei ihm eines Tages ein wunderbares Zeichen erschienen. Als die Sonne sich schon zum Untergange neigte, sah er nämlich ein lichtes Kreuz, auf der Sonne stehend, und daneben aus Lichtglanz gebildet die Worte: *Τούτῳ νίκα* (durch dieses, in diesem Zeichen siege)! Dadurch beunruhigt und noch nicht klar über die Bedeutung des Zeichens, sei ihm in der Nacht Christus erschienen und habe ihm befohlen, dieses Kreuzeszeichen zum Feldzeichen zu machen und dann, des Sieges gewiß, in den Kampf zu ziehen. Dieser Weisung entsprechend ließ Konstantin ein Feldzeichen mit dem Kreuz und dem Namenszuge Christi (das Labarum) anfertigen; er selbst setzte das Kreuz auf den Helm, und seine Soldaten malten es auf ihre Schilde. Unter dem Kreuzeszeichen schritt sein Heer dann von Sieg zu Sieg, bis in der blutigen Schlacht an der Milvischen Brücke die Macht des Maxentius gänzlich gebrochen wurde. Triumphierend zog Konstantin in Rom ein, und bald war das ganze Abendland in seiner Gewalt. Zum Dank für diese Erfolge ließ der Kaiser dann in Rom seine Statue aufrichten, mit einem Kreuzeszeichen in der Hand und mit der Inschrift: „In diesem heilbringenden Zeichen, welches der wahre Beweis der Tapferkeit ist, habe ich eure Stadt vom Joche der Tyrannenherrschaft befreit und gerettet."

Ich kann und will die Frage nicht abweisen, was von dieser vielbesprochenen Erzählung zu halten ist? Treten wir nur ohne Vorurteil an die Prüfung derselben heran, auch ohne das Vorurteil (denn weiter ist es doch nichts), daß es keine Wunder giebt, und deshalb die Erzählung, wie auch immer beglaubigt, nicht wahr sein kann. Gewiß werden wir über die Grenzen des Neuen Testaments hinaus sehr vorsichtig sein müssen, wenn uns Wunder erzählt werden, aber die Möglichkeit werden wir

doch nicht leugnen können und wollen, daß der Herr bei besonders entscheidenden Wendungen in der Geschichte seiner Kirche auch durch Wunder in dieselbe eingreifen kann. Es ist uns die Geschichte in ihrer ausgebildetsten Gestalt von Eusebius überliefert, der sie aus dem eigenen Munde des Kaisers haben will. Erst in seinem Alter hatte dieser sie ihm erzählt und mit einem Eide verbürgt. Gänzlich verwerfen, als pure Erdichtung, kann man also die Geschichte nur, wenn man entweder Eusebius oder Konstantin für einen bewußten Lügner erklärt. Nun ist Eusebius zwar kein unparteiischer Geschichtschreiber, am wenigsten in der Geschichte Konstantins, aber es ist doch noch ein weiter Weg von einer parteiischen Auffassung oder auch Färbung der Thatsachen bis zu einer lügenhaften Erfindung von Thatsachen selbst. Eusebius würde es auch schwerlich gewagt haben, dem Kaiser so etwas geradezu anzudichten. Läge hier eine Lüge vor, so fiele die Schuld ohne Frage auf Konstantin. Nun halte ich Konstantin wohl einer Lüge für fähig, selbst seinen Eid würde ich nicht ohne weiteres respektieren, da er ihn selbst nicht respektiert hat, wo es ihm politischen Nutzen brachte; aber ich sehe durchaus nicht ein, was den Kaiser zu dieser seltsamen Lüge hätte bewegen sollen, was ihn hätte dazu bringen sollen, in seinem Alter noch eine solche Geschichte sich auszudenken und in einem vertrauten Augenblicke dem Eusebius zu erzählen. Ihr Bekanntwerden hätte ihm vielleicht früher Vorteil bringen können, aber damals, als er sie erzählte, waren das alles ja längst vergangene Dinge, gehörte das alles bereits der Geschichte an und hatte für die Gegenwart keine Bedeutung mehr.

Die Erzählung völlig in das Gebiet der Erdichtung zu verweisen, ist aber auch aus andern Gründen unmöglich. Thatsache ist, daß in Konstantins Stellung zum Christentum zwischen 311 und 313 eine gänzliche Veränderung, und zwar plötzlich, eingetreten ist. Im Anfange des Jahrs 312 steht er ihm, um nicht mehr zu sagen, noch kühl und zurückhaltend gegenüber.

Hat er doch das Edikt des Galerius mit erlassen und ebenso dessen Ausführungsverordnung, die, wie wir sahen, dem Christentum noch wenig günstig war. Monotheist war er gewiß auch damals schon, aber der Eine Gott, dem er dient, ist doch mehr der Sonnengott, die „unbesiegte Sonne", als der Vater unsers Herrn Jesu Christi. Im Anfange des Jahres 313 erläßt er dagegen schon das den Christen so ungemein günstige Edikt von Mailand und thut bereits die ersten entscheidenden Schritte, das Christentum zur herrschenden Religion zu erheben. Nun liebt man es neuerdings, diese Veränderung als lediglich durch politische Erwägungen hervorgerufen darzustellen. Der Kaiser soll, überzeugt von der Ohnmacht des Heidentums und der Macht des Christentums, den großen politischen Gedanken gefaßt haben, das letztere auf seine Seite und dadurch dessen Macht in seinen Dienst zu ziehen; er soll mit staatsmännischem Blick erkannt haben, welcher Religion die Zukunft gehöre, und daß nur auf der Grundlage des jugendlichen Christentums der Staat sich neu errichten lasse. Nach meiner Meinung entspricht diese Motivierung weder der damaligen Lage, noch hat sie einen Halt in den unzweifelhaft feststehenden Thatsachen, in den eigenen Zeugnissen Konstantins. Die Christen brauchte Konstantin nicht erst zu gewinnen, die standen schon von den Zeiten seines Vaters her auf seiner Seite, so weit sich überhaupt von einem Parteinehmen der Christen in diesen Kämpfen reden läßt. Sein eigenes Heer bestand meist aus Barbaren, und unter diesen werden die Christen gewiß nicht die Mehrzahl gebildet haben. Überhaupt waren sie im Abendlande noch stark in der Minorität, und Rom noch eine ganz überwiegend heidnische Stadt, in welcher wohl am wenigsten durch Begünstigung des Christentums Popularität zu gewinnen war. Bloß politische Erwägungen hätten Konstantin den Schritt, den er that, eher abraten müssen, denn während er nichts damit gewann, was er nicht schon hatte, konnte er höchstens die Heiden dadurch gegen sich feindselig stimmen. Der Erlaß von Mailand,

hier unzweifelhaft die zunächst zu befragende Quelle, weist auf ganz andere Gedanken, als die, welche moderne Geschichtschreiber aus ihrem eigenen Gedankenkreise heraus dem Kaiser unterschieben. Hier giebt er selbst als Beweggrund seiner den Christen zugewandten Gunst die erfahrene Gunst des höchsten Gottes und den Wunsch an, daß ihm diese göttliche Gunst ferner bewahrt bleiben möge. Konstantin selbst glaubte also den glänzenden Sieg, den er mit seinem viel schwächeren Heere erfochten hatte, einer besonderen Mitwirkung des höchsten Gottes zu danken; und wohin wir auch sehen, bei Christen und Heiden, stoßen wir auf eben diese Anschauung, überall wird der unerwartete Sieg der besonderen Huld des höchsten Gottes zugeschrieben. Ja noch mehr, diese Huld knüpft sich bestimmt an das Kreuzeszeichen. So sehr man sich daran abgemüht hat, die Thatsachen sind nicht wegzuschaffen, daß zuerst im Kriege gegen Maxentius und dann in immer steigendem Maße das Kreuzeszeichen das Zeichen ist, unter dem Konstantin kämpft und siegt. Auf den Feldzeichen, auf den Helmen, auf den Schilden, auf den Münzen begegnet uns seitdem das Kreuz und das Monogramm, die zwei heiligen Buchstaben *X P*, die Anfangsbuchstaben des Namens Christi; und wenn wir noch irgend wie darüber im Zweifel sein könnten, was das bedeutet, so würde die ebenfalls unbezweifelt feststehende, oben schon erwähnte Thatsache, daß sich Konstantin mit dem Kreuze in der Hand abbilden läßt, und dieses Zeichen ausdrücklich für das Zeichen erklärt, in dem er gesiegt hat, jeden Zweifel beseitigen.

So viel ist also gewiß, Konstantin selbst glaubte den Sieg dem Kreuze zu danken. Diese Thatsache aber würde völlig in der Luft stehen, wenn man jene Erzählung von dem Gesicht als bloße Erfindung ausstreichen wollte. Man fragt doch, was hat denn diese plötzliche Veränderung in den Gesinnungen des Kaisers hervorgebracht? Irgend etwas muß hier vorgefallen sein, was den Kaiser veranlaßte, das Kreuz zu seinem Feldzeichen zu machen. Man kann wohl einräumen,

daß Eusebius die Geschichte etwas, vielleicht stark, ausgeschmückt hat, oder, was noch wahrscheinlicher sein möchte, daß sie, wie es gerade mit solchen Geschichten, die hernach eine über alle Erwartung hinausgehende Bedeutung und Erfüllung gefunden haben, wohl zu gehen pflegt, in der Erinnerung des Kaisers sich bestimmter ausgestaltet hat; aber daß sie rein erdichtet sein sollte, ist den Thatsachen gegenüber doch wohl nicht möglich. Dann aber hat man auch kein Recht, sie sich in rationalistischer Weise umzudeuten, also etwa anzunehmen, Konstantin habe nur eine zufällige Wolkenbildung in Gestalt eines Kreuzes gesehen und diese, seiner inneren Gemütsverfassung entsprechend, für ein Zeichen gehalten; denn damit schiebt man dem, was die Quellen erzählen, etwas ganz Anderes, Selbstgemachtes unter, was in den Quellen gar keinen Halt hat. Es würde so auch die ganze große weltgeschichtliche Wendung auf einem Zufall und auf einer abergläubischen Einbildung Konstantins beruhen. Das vermag ich wenigstens nicht anzunehmen. Die Geschichte der Kirche Christi ist mir etwas anderes als ein Aggregat von Zufälligkeiten und menschlichen Einbildungen. Ich halte daran fest, daß der erhöhte Herr seine Kirche, wie er verheißen hat, leitet und regiert. Auch in diesem entscheidenden Wendepunkte hat er eingegriffen. Es hat ihm gefallen, sich zu Konstantin herabzulassen und ihm in irgend einer Weise ein Zeichen zn geben, an dem er erkennen sollte, daß der Gott, der sich in dem Gekreuzigten geoffenbart hat, der höchste Gott ist. Von nun an ist es dieses Zeichen, unter dem Konstantin mit seinem Heere kämpft, und die Siege, die ihm zu teil werden, bestärken ihn in dem Glauben, daß der Gott, von dem ihm dieses Zeichen gegeben ist, der höchste Gott ist. Dabei denke ich mir aber keineswegs, daß Konstantin, durch diese Erscheinung vollständig bekehrt, nun sofort ein gläubiger Christ im vollen Sinne des Wortes geworden ist. Das Zeichen des Kreuzes war für ihn zunächst mehr ein Gegenstand abergläubischer Verehrung, als ein Zeichen des

Heils. Erst später ist es ihm mehr geworden. Für jetzt glaubte er nur, den höchsten Gott sich günstig zu stimmen, wenn er das Christentum begünstigte, während er selbst innerlich noch nicht mit dem Heidentum gebrochen hatte, seine persönliche Überzeugung noch eine aus heidnischen und christlichen Elementen gemischte war. Erst dadurch, daß der Kampf selbst mehr und mehr den Charakter eines Kampfes zwischen Heidentum und Christentum annimmt, wird Konstantin auch in steigendem Maße auf die christliche Seite hinübergedrängt, und erst, als der Kampf durch den Sieg über Licinius abgeschlossen ist, bekennt sich der Kaiser auch persönlich rückhaltslos zum Christentum.

Der Umschwung vollzog sich jetzt mit überraschender Schnelligkeit. Am 27. Oktober 312 hatte Maxentius mit seinem Heere an der Milvischen Brücke seinen Untergang gefunden. Mit altbewährter Tapferkeit hatten seine Prätorianer gestritten, keiner war einen Fuß breit gewichen; in den Reihen, wie sie gestanden, lagen sie auf dem Schlachtfelde. Den Rest des Heeres und den Tyrannen mit hatten die Wellen des Tiber verschlungen. Rom, Italien, die Inseln, Afrika fielen dem Sieger augenblicklich zu. Konstantin sah darin ein Gnadengeschenk des Christengottes und beeilte sich, ihm seinen Dank abzutragen. Bereits im Anfange des Jahres 313 kam er mit Licinius in Mailand zusammen und erließ von dort das Toleranzedikt. Gleich darauf entbrannte auch der schon drohende Krieg zwischen Licinius und Maximin. Auch hier war der Sieg des damals christenfreundlichen Licinius über den Christenverfolger Maximin ein wunderbar schneller. Am 13. Juni wurde das Mailänder Edikt in Nikomedien, der Stadt, von wo vor zehn Jahren die Verfolgung ausgegangen war, angeschlagen. Es galt jetzt im ganzen Reiche.

In diesem Edikte, das den Anfang einer neuen Ära bezeichnet, wurde zunächst volle Religionsfreiheit gegeben.

Jeder im Reiche soll künftig die volle Freiheit haben, derjenigen Religion zu folgen, die er für die beste erkennt. Zum erstenmale wird damit der große Grundsatz ausgesprochen, daß die Religion die eigenste Sache des Menschen ist, über die kein anderer zu verfügen das Recht hat; daß es der weltlichen Macht nicht zusteht, irgend jemanden zu einer Religion zu nötigen und zu zwingen. Endlich war also erreicht, was die Christen so lange gefordert, wofür sie gekämpft und geblutet hatten. Das Edikt von Mailand bezeichnet den großen Augenblick, wo die Erkenntnis durchbricht, daß niemand gezwungen werden darf zur Religion, weil erzwungene Religion keine Religion mehr ist. Diese Grundsätze der Religionsfreiheit sind nachher noch oft wieder verdunkelt, auf lange Zeit, auf Jahrhunderte, fast wieder verschwunden, aber sie haben sich immer wieder durchgearbeitet, und wer sie leugnet, der leugnet im tiefsten Grunde das Christentum selbst, dem sie angehören.

Es war auch zunächst nur eine Konsequenz dieses Grundsatzes, wenn Konstantin verfügte, daß den Christen alle ihnen während der Verfolgungszeit konfiszierten Güter wieder zurückgegeben werden sollten. Wurde damit doch nur wieder gut gemacht, was die frühere Zeit gegen jenen Grundsatz gesündigt hatte. Sehr weise fügte der Kaiser aber hinzu, daß diejenigen, welche konfiszierte Kirchengüter gekauft hätten, zwar gehalten sein sollten, auch diese zurückzugeben, aber aus seiner Kasse dafür entschädigt werden sollten. So wurde den Christen ihr Recht, und doch zugleich Härte und Mißstimmung verhütet.

Weiter geht das Edikt selbst nicht, aber die Angelegentlichkeit, mit der er den Statthaltern die ungesäumte und pünktliche Ausführung dieser Verfügungen anbefiehlt, läßt schon vermuten, daß Konstantin dabei nicht stehen zu bleiben die Absicht hat. Seine Stellung ist schon jetzt nicht mehr eine lediglich neutrale, sondern bereits eine dem Christentum positiv freundliche und günstige. Es konnte nicht anders sein;

einen lediglich neutralen Standpunkt gegenüber den in seiner Mitte vorhandenen Religionen einzunehmen, ist für den Staat nicht möglich. Ein religionsloser Staat ist ein bloßes Phantasiegebilde, das jemand nur hegen kann, wenn er gar nicht weiß, was Religion ist. Als ob die Religion nicht das ganze Leben des Menschen bestimmte! Als ob es so nicht auch bei denen sein müßte, die den Staat leiten! Sobald Konstantin dem Christentum günstig gesinnt geworden war, mußte das auch Einfluß auf die Staatsleitung haben und, je näher er persönlich dem Christentum trat, desto mehr. Schon jetzt steht ihm das Christentum höher als das Heidentum, wie er es denn auch gern die „frömmste Religion" nennt. Es wird ihm klar, daß das verfallende Heidentum den Staat mit in seinen Verfall hineinzieht, daß wenn der Staat wirklich erneuert werden soll, er auch einer neuen religiösen Grundlage bedarf, und daß nur das Christentum diese bieten kann; und in dem Maße, als ihm dieses klar wird, sucht er dem Christentum Raum zu machen, und ein Band zwischen Staat und Kirche zu knüpfen. Das Christentum soll das Salz werden, den Staat vor der Fäulnis des Heidentums zu bewahren.

Eine Reihe von Verfügungen ist diesem Streben entsprungen. Schon im März 313 werden die Geistlichen von der Verpflichtung, Munizipalämter, damals eine schwere und kostspielige Last, zu übernehmen, befreit. Damit wird ein Vorrecht der heidnischen Priester auf sie übertragen und sie diesen gleichgestellt. Um dieselbe Zeit schenkt der Kaiser zur Unterhaltung der Geistlichkeit ansehnliche Summen. Die Kirche erhält auch das Recht, daß zu ihren gunsten testiert werden kann. Dann wird aus den staatlichen Ordnungen manches beseitigt, was dem Christentum und seinen Ordnungen widerspricht. Die Strafen der Kreuzigung und des Zerbrechens der Beine werden abgeschafft. Das Kreuz, jetzt das Zeichen des Heils, jetzt das hochgeehrte Symbol des Christentums selbst, darf nicht mehr als entehrende Strafe angewendet werden.

Die Verbrecher sollen auch nicht mehr auf der Stirne gebrandmarkt werden, damit die Majestät des Antlitzes, das nach dem Bilde der himmlischen Schönheit gestaltet ist, nicht entehrt werde, eine scheinbar unwichtige und doch überaus bedeutsame Verfügung, denn es liegt darin die Anerkennung der Menschenwürde, von der das Heidentum nichts gewußt, die erst das Christentum zur Geltung gebracht hat. Auch die Gladiatorenspiele werden beschränkt. Sie werden freilich nicht ausdrücklich verboten, aber es wird bestimmt, daß keine Verbrecher mehr zu den Spielen verurteilt werden sollen. Die es verdient haben, sollen vielmehr zur Arbeit in die Bergwerke geschickt werden, damit sie ihre Sünden büßen, ohne Blut zu vergießen. Also der Staat zieht sich von den Spielen zurück, er wirkt nicht mehr mit. Für die Gefängnisse wird gesorgt, und eine milde Behandlung der Gefangenen zur Pflicht gemacht. Dann wird die Ehegesetzgebung in manchen Stücken den christlichen Anschauungen angepaßt. Die Gesetze gegen die Ehelosen und Kinderlosen werden aufgehoben, dagegen Gesetze gegeben, wonach Ehebruch und Entführung strafbar ist. Das Aussetzen der Kinder wird verboten. Erklärt ein Vater, daß er nicht im stande ist, sein Kind zu ernähren, so soll für das Kind gesorgt werden. Als in Anlaß einer schweren Hungersnot im Jahre 321 öfter Eltern ihre Kinder verkauften, wurde auch das verboten. Sind Eltern in Not, so soll ihnen der Fiskus zu Hülfe kommen. „Denn es widerstreitet unseren Sitten, daß unter unserer Regierung irgend jemand durch Hunger gezwungen werde, ein Verbrechen zu begehen.“ Die Freilassung der Sklaven wird erleichtert, und gleichzeitig angeordnet, daß sie in der Kirche vor dem Priester geschehen soll. Ganz besonders wichtig sind endlich die Gesetze, welche die allgemeine Feier des Sonntags anordnen. An „dem ehrwürdigen Tage der Sonne“ sollen keine Arbeiten gethan werden außer eilige Feldarbeiten; die Gerichte und die Bureaux der Verwaltungsbeamten sollen geschlossen bleiben,

und keine anderen Rechtsgeschäfte vorgenommen werden als die Freilassung von Sklaven. Die Soldaten werden aufs Feld geführt und halten dort einen Gottesdienst ab, der einen eigentümlichen, aber dieser Zeit des Übergangs durchaus entsprechenden Charakter trägt. Er ist nicht mehr heidnisch, aber auch noch nicht voll christlich, er besteht wesentlich in der Anrufung des Einen, jetzt auch bereits von den meisten Heiden anerkannten, höchsten Gottes um Segen für den Kaiser und das Reich.

Der heidnische Gottesdienst wurde übrigens nicht verboten. Erst später ließ Konstantin einige Tempel, in denen der Gottesdienst mit greulicher Unzucht verbunden war, schließen und verbot, Opfer, die mit Eingeweideschau verbunden waren, in Privathäusern vorzunehmen. Wer ihrer zu bedürfen meint, soll in die Tempel gehen. „Wir verbieten," sagt der Kaiser, „die Zeremonien des alten Kults (jetzt der offizielle Ausdruck für Heidentum) nicht, aber sie sollen am hellen Tage begangen werden." Nach wie vor verwaltete der Kaiser auch das mit der Kaiserwürde verbundene Amt eines Pontifex maximus. Nicht bloß in Rom wurden noch alte Tempel restauriert, auch in dem neuen Rom am Bosporus, in Konstantinopel, wurden, obwohl die Stadt von Anfang an vorwiegend christlich war, noch den Göttern Tempel errichtet. Während einerseits die Bischöfe am Hofe aus- und eingingen, verkehrte der Kaiser auch noch oft mit Heiden, und hatte deren in seiner nächsten Umgebung. An irgend welche gewaltsame Unterdrückung des Heidentums wurde nicht gedacht. Der Staat achtet die Religionsfreiheit seiner Bürger und sieht es nicht als seine Aufgabe an, sie zu bekehren, aber er macht der Kirche Raum und läßt ihr freie Bewegung; er meint nicht in überspanntem Eifer, alles Unchristliche seinerseits ausrotten zu können und zu müssen, aber er zieht sich zurück und wirkt nicht mehr mit. Den christlichen Gedanken wird Einfluß auf die Staatsgesetzgebung gewährt, und in der all-

gemeinen Sonntagsfeier das festeste Band zwischen dem Volksleben und dem Christentum geknüpft, aber dann bleibt es diesem überlassen, sich selbst auszuwirken.

Man hat Konstantins Verhalten namentlich in dieser ersten Zeit zweideutig genannt und hat gewiß ein Recht zu diesem Urteil. Hat doch der Kaiser selbst es anerkannt, wenn er auf seinem Totenbette die Taufe mit den Worten begehrt: „Nun schwinde alle Zweideutigkeit.“ Aber zweierlei darf man, um gegen Konstantin billig zu sein, nicht vergessen. Einmal wie schwer es war, römischer Kaiser zu sein und zugleich ein Christ. Konstantin hat das gewiß oft genug empfunden und dieser Empfindung zuletzt darin Ausdruck gegeben, daß er nach der Taufe den kaiserlichen Purpur nicht wieder anlegte. Sodann wird man auch anerkennen müssen, daß die Haltung Konstantins in seiner schwierigen Lage und der Größe seiner Aufgabe gegenüber in mancher Beziehung eine weise und besonnene war. Ohne Überstürzung näherten sich Staat und Kirche einander, Schritt um Schritt wurde das Heidentum zurückgedrängt, und wuchs der Einfluß des Christentums auf Staat und Volksleben. Noch war der Staat nicht christlich, aber er war im Begriff, es zu werden, und wurde es von Jahr zu Jahr mehr. Ohne daß das Heidentum als Staatsreligion abgeschafft, und das Christentum zur Staatsreligion erhoben wurde, kann doch darüber kein Zweifel mehr sein, daß nicht mehr die heidnischen, sondern die christlichen Gedanken die staatlichen Ordnungen in immer weiterem Kreise beeinflussen, und während man bei öffentlichen Akten, in Dokumenten, Inschriften, auf Münzen gern neutrale Formeln und Bilder wählt, z. B. den jetzt recht gebräuchlichen Ausdruck „Gottheit“, ist doch leicht zu erkennen, daß diese neutralen Formeln dazu dienen sollen, den spezifisch christlichen Bahn zu machen. Es ist eben eine Übergangszeit für Konstantin selbst wie für das Reich, und statt daraus, daß in dieser Übergangszeit noch manches dem Christentum nicht Entsprechende, noch manches

offenbar Heidnische sich neben dem Christlichen findet, Konstantin einen Vorwurf zu machen und darin den Beweis zu sehen, daß sein Christentum nur Heuchelei war, sollte man vielmehr seine staatsmännische Weisheit darin bewundern, daß er, obwohl seine Ziele damals ohne Zweifel schon feststanden, doch nicht voreilig darnach greift, sondern ruhig wartet, bis der rechte Augenblick gekommen ist, und ihm dann, was er erstrebt, als reifgewordene Frucht von selbst in den Schoß fällt.

Dieses gilt namentlich von seinem Verhalten gegen das noch immer unter der Herrschaft des Licinius stehende Morgenland. Gewiß war von Anfang an die Vereinigung des ganzen Reiches Konstantins Ziel, aber so verführerisch es war, dieses Ziel nach den glänzenden Siegen in Einem Lauf zu erjagen, mäßigt sich Konstantin und wartet die Zeit ab. Auch nachdem schon der Krieg entbrannt, und die erste Schlacht gewonnen war, schließt er noch einmal Frieden mit Licinius. Von Dauer konnte der Friede freilich nicht sein. Zweigeteilt durfte das Reich nicht bleiben, weder politisch noch religiös. In der That, wie in dieser Zeit alle politischen Fragen im tiefsten Grunde religiöse sind, und in jedem Kampfe der eigentliche Kern der Kampf zwischen Christentum und Heidentum ist, so war auch hier die Zweiteilung des Reichs zugleich eine religiöse, und wurde es in natürlicher Entwickelung der Dinge von Tage zu Tage mehr. Während Konstantin dem Christentum näher und näher kommt, treibt die Rivalität mit ihm den Licinius dem Heidentum in die Arme. Sein politischer Argwohn machte ihm das Christentum verdächtig, in jedem Christen sah er einen Anhänger, in jedem Bischofe einen versteckten Agenten seines Rivalen Konstantin. Ohne zu blutigen Maßregeln zu greifen, suchte er doch das Christentum so viel als möglich einzuengen und das Heidentum zu fördern. Zusammenkünfte der Bischöfe wurden verboten, der christliche Unterricht unter allerlei Vorwänden erschwert, hier und da die

Gottesdienste der Christen aus den Kirchen in den Städten aufs freie Feld verwiesen, und Licinius fügte dem dann noch den Spott hinzu, daß er sagte, die frische Luft sei so zahlreichen Versammlungen heilsamer. Im Pontus wurde eine Anzahl Kirchen ganz geschlossen. Man warf den Christen vor, für Konstantin statt für Licinius gebetet zu haben. Aus seiner Umgebung, aus den hohen Zivil- und Militärämtern wurden alle Christen entfernt, und die ganze Verwaltung wie die Heerführung in die Hände entschiedener Heiden gelegt. Es kam noch Schlimmeres vor, ohne daß man sieht, wie weit Licinius selbst, wie weit seine Beamten, welche die Abneigung ihres Herrn gegen das Christentum leicht zu offenbaren Verfolgungsakten reizen konnte, die Schuld tragen. Christen wurden um der Treue ihres Glaubens willen zur Konfiskation ihrer Güter verurteilt, ihres Rangs und ihres freien Standes beraubt, in die Bergwerke geschickt und sonst mißhandelt. Ja auch in dieser Zeit haben Christen ihren Glauben mit dem Tode besiegelt, namentlich Soldaten, bei denen zugleich die militärische Disziplin und die harten Kriegsgesetze in Frage kamen. So die berühmten 40 Märtyrer von Sebaste. Der Statthalter von Kleinarmenien, so wird uns erzählt, ließ 40 Soldaten, die sich weigerten, ihren Glauben zu verleugnen, völlig nackt auf dem Eise einer grimmig kalten Winternacht aussetzen. Für die, welche sich entschlossen, Christo abzusagen, war am Ufer ein warmes Bad und jede Erquickung bereitet. Aber nur Einer wurde schwach und kam ans Ufer. Für ihn trat jedoch sofort einer der wachhabenden Soldaten als Bekenner ein, so daß ihrer 40 den Tod fanden. Die Folge aller dieser Maßregeln war, daß die Christen nun wirklich anfingen, auf Konstantin als ihren Retter hinzublicken, während die Heiden ihre Hoffnung auf Licinius setzten; und als die lange Spannung endlich zum offenen Kriege führte, mußte dieser geradezu den Charakter eines Religionskrieges annehmen.

Licinius seinerseits sprach das offen aus. Vor Eröffnung

des Feldzuges versammelte er die Häupter des Heeres und die Vornehmsten des Hofes in einem heiligen Haine. Nachdem die Opfer gebracht waren, wies er auf die Statuen der Götter hin als auf die von den Vätern überkommenen, klagte Konstantin an, daß er, von den väterlichen Heiligtümern abgefallen, einen fremden Gott verehre und das Heer der Römer durch das schmachvolle Kreuzeszeichen beschimpfe. Dann forderte er ausdrücklich ein Gottesurteil heraus. „Der Ausgang dieses Krieges," erklärte er, „muß zwischen seinem Gott und unsern Göttern entscheiden. Wenn der fremde, den wir jetzt verspotten, siegreich erscheint, so müssen auch wir ihn anerkennen und verehren, und uns lossagen von den Göttern, denen wir umsonst Lichter anzünden. Wenn aber unsere Götter siegen, wie wir nicht zweifeln, so wenden wir uns nach diesem Siege zum Kriege gegen ihre Feinde." Dagegen führte Konstantin seinerseits die Kreuzesfahne ins Feld, und in mehr als Einer heißen und blutigen Schlacht glaubten er und die Seinigen dieser Fahne den Sieg zu verdanken. Licinius wurde vollständig geschlagen; Konstantin stand als alleiniger Herr des wiedervereinigten Reiches da.

Mit welcher Wucht mußte sich das von ihnen selbst provozierte Gottesurteil auf die Heiden legen! Mit Einem Schlage schien das Heidentum vernichtet, und massenhaft strömten jetzt die Heiden in die Kirche. Überall in Städten und Dörfern sah man die weißen Kleider der Getauften; die Tempel der alten Götter standen öde; die Kirchen des sieghaften Christengottes konnten die Scharen seiner Bekenner nicht fassen. Wie mußten die Ereignisse aber auch Konstantin vorwärts treiben! Ganz anders redet er jetzt, als nach dem Siege über Maxentius. Offen bekennt er den Glauben an den wahrhaften Gott und verurteilt das Heidentum als Irrtum und Sünde. Ganz bestimmt erklärt er sich jetzt dazu berufen, als Diener Gottes die Welt vom Untergang der Sonne bis zum Aufgang aus der Finsternis zum Licht, zum schuldigen Dienst des wahren

Gottes zu führen. Zwar verwahrt er sich ausdrücklich gegen die Absicht, das Heidentum mit Gewalt unterdrücken zu wollen; auch die Irrenden sollen dieselbe Ruhe genießen, wie die Gläubigen, obwohl er allen Menschen den Übergang zum Christentum raten würde. „Jeder thue, was seine Seele wünscht. Die, welche sich absondern, sollen nach ihrem Willen die Tempel der Lügen behalten; wir aber freuen uns des hellglänzenden Hauses der göttlichen Wahrheit und wünschen auch ihnen, daß sie durch den allgemeinen Frieden, durch die glückliche Weltruhe selbst auch den rechten Weg gewinnen."

In rascher Folge erscheinen jetzt eine Reihe von Gesetzen, alle darauf berechnet, das Heidentum allmählich absterben zu lassen, und dagegen das Christentum zu fördern und zur alleinigen Religion des Reiches zu machen. Alte und verfallene Tempel sollen nicht wieder hergestellt werden. Den Staatsbeamten wird die Teilnahme an Opfern verboten, wie es scheint, später auch der Versuch gemacht, sie allgemein zu unterdrücken. Hier und da ging das Volk selbst noch weiter, Habsucht mischte sich mit ein, Tempel wurden geplündert, ihrer Statuen beraubt, Säulen, Holz und Steine anderweitig verwendet. Dagegen wurde eine allgemeine Erweiterung der Kirchen angeordnet, und Konstantin selbst ließ eine Reihe von prächtigen Basiliken in den großen Städten, in Antiochien und Nikomedien erbauen. In Jerusalem erhob sich an der Stätte, wo der Herr gestorben und auferstanden war, die herrliche Kirche des hl. Grabes und der Auferstehung; auch den Ölberg und Bethlehem schmückte Helena, die Mutter des Kaisers, mit Heiligtümern. Endlich gab er dem Reiche eine neue, von Anfang an christliche Hauptstadt. Da das alte Rom zähe am heidnischen Kultus festhielt, schuf er am Bosporus ein neues Rom. Hier erhoben sich christliche Kirchen, vor allen die große und stattliche Apostelkirche aus Marmor und bunten Steinen erbaut; hier war alles voll christlicher Symbole und Bilder. Da sah man nicht mehr wie auf den Plätzen der alten Städte

die Statuen der Götter; da stand auf dem Marktplatze das Bild des guten Hirten, und zu Eingang des kaiserlichen Palastes fiel denen, die da aus- und eingingen, sofort ein großes Gemälde in die Augen, Konstantin selbst darstellend, das Labarum, die Kreuzesfahne in der Hand, und unter seinen Füßen, von Pfeilen durchbohrt, ein Drache, der Drache des Heidentums.

In der That, er war besiegt, der Drache des Heidentums, nachdem er fast dreihundert Jahre gegen das Christentum gewütet. Der Sieg war ein vollständiger und dauernder, denn auch der nachher von dem Kaiser Julian gemachte letzte Versuch, dem Heidentum die Herrschaft zurückzugeben, konnte nur dahin ausschlagen, dessen Ohnmacht völlig zu offenbaren und seinen gänzlichen Untergang zu beschleunigen. Konstantins Werk war nicht ohne große und schwere Mängel (wir werden nachher sie noch genauer kennen lernen); aus der neuen Stellung erwuchsen der Kirche auch neue Gefahren und neue Schäden; aber „eintägige Adonisgärtchen," wie sein Neffe Julian spottete, waren es nicht, die der große Kaiser gepflanzt, sondern seine Pflanzung war für Jahrhunderte bestimmt, und wir selbst genießen noch alle Tage ihre Früchte. Freilich, das römische Reich konnte auch Konstantin nicht retten. Seine Zeit lief ab, denn es hatte seine Aufgabe, für Christum zu sammeln, erfüllt. Es mußte am Christentum sterben, weil seine Hauptbestimmung war, dem Christentum seine erste Stätte in der Welt zu bereiten, dann aber sollte die christliche Zeit auch neue Gebilde des Staats- und Volkslebens bringen. Auf Konstantin d. Gr. folgt, wenn auch Jahrhunderte später, Karl d. Gr.; auf den Trümmern des christlich gewordenen Römerreiches erhebt sich das römische Reich deutscher Nation, und in ihm erst wirkt sich die That Konstantins aus. Die ganze folgende Geschichte der germanischen Völker ist durch Konstantins That bedingt und bestimmt, und ich brauche nur daran zu erinnern, was für die Reformation die „christliche

Obrigkeit" bedeutet, um zu zeigen, wie durch die Reformation hindurch der Segen dieser That des ersten christlichen Kaisers auch zu uns herüberfließt. Seit Konstantin giebt es eine christliche Obrigkeit, mit dem Einen Worte ist für jeden, der es versteht, der ganze Segen ausgesprochen.

Unsere Zeit ist die erste, die wieder ernstlich an dem Werke Konstantins zu rütteln beginnt, und viele meinen, als Vorbedingung eines weiteren Fortschritts der Kulturentwicklung fordern zu müssen, daß es geradezu rückgängig gemacht werde. Die daran arbeiten, mögen wohl bedenken, daß es der Staat gewesen ist, der in seiner Not die Verbindung mit dem Christentum gesucht hat, weil er eines neuen Gewissensbandes bedurfte für seine Bürger, nachdem der alte Glaube sich gelöst hatte, weil er eines neuen sittlichen Salzes bedurfte, sollte das Volksleben nicht völlig verfaulen. Käme es wirklich dahin, daß das Band, welches Konstantin zwischen dem Christentum und dem Staats- und Volksleben geknüpft hat, wieder zerrissen würde, so würde sich auch bald genug zeigen, daß der Staat das Christentum nicht entbehren kann, und das Volksleben ohne das Salz des Christentums in rettungslose Fäulnis geraten muß. Hinter Konstantin zurückgehend, würde man zu Diokletian kommen, man würde den Versuch abermals machen müssen, das Christentum mit Gewalt zu unterdrücken, und dabei würde entweder unser ganzes Volksleben und unser ganzes Kulturleben untergehen, wie Diokletians Schöpfung und das ganze antike Kulturleben untergegangen ist, oder man würde sich bald entschließen müssen, wenn es anders dann noch möglich ist, die That Konstantins zum zweitenmale zu thun.

Eines soll damit freilich nicht gesagt sein; es soll nicht behauptet werden, daß die Art, wie Konstantin das Band zwischen Christentum und Volksleben knüpfte, in allen Stücken die richtige war, auch nicht daß die Stellung, welche Staat und Kirche heute zu einander einnehmen, schon die ihrem beiderseitigen Wesen

und ihren Aufgaben wahrhaft entsprechende ist. Sollten, was Gott geben wolle, die heutigen Kämpfe dahin führen, daß das Band, welches Konstantin geknüpft, bewahrt würde, aber vollkommener geschlungen, daß Staat und Kirche ihren Bund aufrecht erhielten, aber ihn reiner ausgestalteten, dann würden die Segnungen der That Konstantins uns und unseren Kindern in noch reicherem Maße zu teil werden, und auf allen Lebensgebieten die dem Konstantin gegebene Verheißung sich aufs neue bewahrheiten: „In diesem Zeichen wirst du siegen!"

Drittes Kapitel.

Die letzte Reaktion des Heidentums.

Nubicula est, transibit!
Es ist nur ein Wölkchen, das wird vorübergehen.
Athanasius.

Unter Decius, so erzählt die Sage, hatten in Ephesus sieben Jünglinge ihren christlichen Glauben bei der Verfolgung bekannt, waren dann aber ihren Verfolgern entronnen und in einer Höhle, wo sie Zuflucht suchten, eingeschlafen. Als sie, ihrer Meinung nach am andern Morgen, wieder erwachten, schickten sie einen aus ihrer Mitte in die Stadt, um Speise zu holen, und wie verwundert war dieser, als er dort alles gänzlich verändert fand. Nirgend mehr Heidentum, keine Götzenbilder, keine Tempel mehr, dagegen prächtige Kirchen, und über den Stadtthoren, an den Häusern, auf den Kirchen, überall prangt siegreich das Kreuzeszeichen, um deswillen sie, gestern noch wie sie wähnten, verfolgt waren. Sie hatten 200 Jahre in der Höhle geschlafen. Diese Sage von den sogenannten Siebenschläfern spiegelt schön den Eindruck ab, welchen der großartige Umschwung, den sie erlebt hatten, auf die Zeitgenossen Konstantins machen mußte. Die Weltgeschichte hatte, wie sie es selten so plötzlich thut, einen ungeheuren Ruck vorwärts gethan. Auf dem Kaiserthrone saß ein Christ; statt von da verfolgt zu werden, wurde die Kirche von da begünstigt; die Macht des Kaisers selbst, sein persönlicher Einfluß, die Mittel,

über die er verfügte, standen ihr zu Gebote. Zum erstenmale erfuhr die Kirche, was das sagen will, die Mächtigen der Erde zu Freunden zu haben, welche Förderungsmittel, aber auch welche Gefahren darin liegen.

Und wie plötzlich war das gekommen! Zwar wenn wir den Kampf verfolgen, den das Christentum seit drei Jahrhunderten geführt hat, so erscheint uns der Sieg vollkommen begründet. Wir sehen, je mehr das Christentum innerlich die herrschende Macht wird, den Augenblick näher und näher rücken, wo es das auch äußerlich werden muß. Und doch der Augenblick, wo es durch den Entschluß eines Kaisers zur Herrschaft gelangt, mußte wie ein gewaltiger Ruck das ganze Reich durchzucken, und deutlich genug ist seine Nachwirkung auch in der Erschütterung einzelner Gemüter zu spüren.

Stellen wir uns nur ja nicht vor, als ob das ganze große Reich, das ganze Leben des Volks auf einmal damit christlich geworden wäre, daß der Kaiser das Kreuz aufpflanzte. Die Sitten und Ordnungen eines mehr als tausendjährigen Reiches kann auch der Mächtigste nicht von heute auf morgen ändern. Der Kaiser hieß noch immer Pontifex maximus, ja die folgenden Kaiser, die bereits den Kultus der alten Religion verboten, führten trotzdem noch diesen Titel. Im Senat zu Rom stand noch immer die Statue der Viktoria, und vor jeder Senatssitzung wurden ihr Libationen und Opfer gebracht. Zu derselben Zeit, als Konstantin in seinem Palaste förmliche christliche Predigten hielt, um die Heiden seiner Umgebung zu bekehren, rauchten in den Städten noch die Altäre der gens Flavia, der kaiserlichen gens, und er selbst hieß noch offiziell Divus, d. h. er war eigentlich selbst noch ein heidnischer Gott. Namentlich im Westen des Reichs waren die Heiden noch durchweg der Zahl nach in der Majorität, und wie tief wurzelte der alte Glaube noch in der Sitte, im häuslichen und öffentlichen Leben! Besiegt war das Heidentum, aber wirklich überwunden oder gar ausgerottet noch lange nicht. In seiner neuen Stadt

am Bosporus ließ sich Konstantin eine Kolossalstatue setzen. Es war eine alte Statue des Apollo; der schlug man den Kopf ab und setzte ihr den Kopf Konstantins auf. Außerdem wurde in das Innere der Statue ein Stück des von der Helena angeblich wieder aufgefundenen heiligen Kreuzes gelegt. Das ist so etwa das Bild der Zeit. Ein heidnischer Rumpf mit einem christlichen Kopfe; im Inneren christliches Leben, denn das Christentum war in Wirklichkeit die innerlich herschende Macht, aber nach außen noch überall Heidentum, das erst von innen heraus allmählich überwunden werden mußte. Diesen einzigartigen Charakter der Zeit gilt es recht zu beachten, um die in ihr handelnden Persönlichkeiten zu würdigen. Nur so kann man Konstantin auch in seinen Fehlern billig beurteilen, nur so auch verstehen, wie Julian auf den Gedanken einer Herstellung des Heidentums kommen konnte, und zugleich, warum er damit scheitern mußte.

Plötzliche und unerwartet große Siege bringen die Gefahr mit sich, daß der Sieger die Kraft des Gegners unterschätzt und, seinen Sieg zu stark ausnutzend, eine Reaktion der noch vorhandenen Kräfte gegen sich hervorruft. Auch Konstantin hat sich davon nicht freigehalten. Nach dem Siege über Licinius sah es aus, als wäre das Heidentum für immer zusammengebrochen, und lasse sich nun leicht ganz damit aufräumen. Wollte der Kaiser das Heidentum auch nicht mit Gewalt unterdrücken, so ließ er es doch geschehen, daß der Fanatismus und die Habsucht schon hie und da die Tempel verwüsteten. Wollte er die Heiden auch nicht zum Übertritt zwingen, so suchte er sie sonst doch mit allerlei Mitteln dazu zu bewegen. Reiche Geldgeschenke wurden ausgeteilt, um die Kirche in den Stand zu setzen, große Unterstützungen zu reichen, denn, meinte Konstantin, die Lehrvorträge allein genügten nicht, Andere würden dadurch gewonnen, daß man ihnen zur rechten Zeit Lebensunterhalt darreiche, Andere dadurch, daß sie Schutz und Verwendung fänden, wieder Andere durch freund-

liche Aufnahme oder Ehrengeschenke. Auch an persönlichem Werben für die Kirche ließ es der Kaiser nicht fehlen; durch förmliche Predigten suchte er seine Umgebung von der Wahrheit des Christentums zu überzeugen, und hatte eine große Freude daran, wenn dann dieser oder jener erklärte, von ihm gewonnen zu sein. Die Kirche wuchs und zwar so rasch wie nie zuvor, aber was waren das auch für Glieder, die ihr, von dem Sonnenschein der kaiserlichen Huld angezogen, jetzt zuströmten!

Schlimmer noch war es, daß der Kaiser jetzt selbst in das innere Leben der Kirche einzugreifen anfing. Die Lage war auch zu versuchlich. Er sah, welche Macht in der Kirche und ihrer Hierarchie lag. Der Gedanke der Reichseinheit, der ihn beherrschte, mußte ihm den Gedanken nahe legen, diese kompakte Einheit der Kirche der Reichseinheit dienstbar zu machen. Nachklänge heidnischer Gedanken wirkten mit. War der Kaiser das Haupt des heidnischen Kultus gewesen, konnte er, wenn das Reich christlich wurde, einer ähnlichen Stellung entbehren, ohne die Herrschaft über das Reich zu gefährden? Durfte er es ruhig mit ansehen, als im arianischen Streite die Einheit der Kirche sich aufzulösen drohte? So fängt Konstantin an, in das Innere der Kirche einzugreifen. Er beruft das Konzil von Nicäa, er nimmt dessen Beschlüsse entgegen, er sorgt für deren Durchführung auch mit staatlichen Mitteln. Der Kaiser dekretiert, welche Richtung in der Kirche herrschen soll, verbannt heute den Arius, morgen den Athanasius. Und es gab Bischöfe genug, die sich das gefallen ließen, die den Kaiser als eine Art von Pontifex maximus der Kirche (als einen „Bischof für das Auswärtige", sagte Konstantin bescheiden) anerkannten. Wurde doch die Kirche mit Gütern und Privilegien überschüttet. Der Kaiser, ein schlechter Finanzmann, machte das Reich arm, um die Kirche reich zu machen. Während die Provinzen unter dem Steuerdruck seufzten, war doch immer Geld da, um hier eine prächtige Kirche zu bauen, dort für einen Bischof kostbare Gewänder oder heilige Gefäße

und reich geschmückte Exemplare der h. Schrift anzuschaffen. Im kaiserlichen Palaste gingen die Bischöfe ein und aus, sie begleiteten den Kriegsherrn ins Lager und in die Schlacht; Gold und Ehre wurden ihnen reichlich zu teil, und wenigstens manche schämten sich nicht, dafür dem „frommen Kaiser", jetzt sein fast stehender Beiname, mit Schmeicheleien zu vergelten. Der Byzantinismus ist hier schon mächtig im Keimen. Mit der Reinheit der Kirche droht auch ihre Freiheit verloren zu gehen. Staat und Kirche fangen in bedrohlicher Weise an, sich miteinander zu vermischen. Der Staat wird eine Art Kirche und die Kirche eine Art Staat. Der Kaiser predigt und beruft Konzilien, nennt sich selbst, wenn auch halb im Scherz, einen Bischof; und die Bischöfe werden zu Staatsbeamten, die wie die hohen Reichswürdenträger mit der kaiserlichen Post reisen und in den Palästen von Konstantinopel antichambrieren. Die Macht des Staates wird ausgenutzt, um für die Kirche Propaganda zu machen, und dafür die Kirche in den Dienst des Staates gezogen. Finden wir doch jetzt schon Konzilienbeschlüsse, welche bürgerliche Vergehen mit kirchlichen Strafen bedrohen; wird doch andererseits bereits den Bischöfen ein nicht unerhebliches Stück bürgerlicher Gerichtsbarkeit beigelegt.

Es wäre, glaube ich, irrig, wollten wir um dieser Fehlgriffe willen das ganze Werk Konstantins als ein verfehltes ansehen. Es ist doch, von allem übrigen auch abgesehen, zu viel verlangt, daß Staat und Kirche in dem Augenblicke, als sie zum erstenmale miteinander in Verbindung treten, auch sogleich die rechte Stellung zu einander finden sollen. Arbeiten wir doch heute noch daran, dieses größte Problem der Weltgeschichte zu lösen. Aber die Anerkennung der That Konstantins darf uns auch nicht hindern zuzugestehen, welche Fehler dabei gemacht wurden, und welche verderbliche Folgen daraus für die Kirche erwachsen mußten. Hier bahnt sich die Reaktion an, die Julian versuchte, und was der Kirche unter dem ab-

trünnigen Kaiser widerfuhr, das, es sei gleich hier ausgesprochen, war auch eine wohlverdiente Züchtigung für sie.

Weit schlimmer wurde das alles unter den Söhnen Konstantins, die weniger seine guten Eigenschaften, namentlich seine staatsmännische Weisheit, als seine schlechten, seine Herrschsucht, Härte und Grausamkeit geerbt hatten. Alle Zeiten, in denen sich ein großer Umschwung vollzieht, bringen viel unlautere Elemente an die Oberfläche; damals war es nicht anders. An den kaiserlichen Höfen wurde es jetzt Mode, eifriger Christ zu sein. Wer es zu etwas bringen wollte, mußte sich vor allem nach dieser Seite hin als korrekt dokumentieren. Jeder Schein der Lauheit oder gar der Hinneigung zum Heidentum machte auch politisch verdächtig. Zahlreiche Neubekehrte, die gestern noch Heiden gewesen waren, glaubten den Ernst ihrer Bekehrung nicht besser beweisen zu können, als durch fanatischen Haß gegen die Religion, der sie ohne Zweifel selbst noch angehören würden, wäre ihr kaiserlicher Gebieter nicht Christ geworden. Ehrgeizige Priester drängten sich an die Herrscher heran und suchten sich hervorzuthun, um durch den Einfluß des Kaisers Rang und Geld zu gewinnen. Unbesonnener, wenn vielleicht auch gut gemeinter, Eifer glaubte der Kirche zu dienen, indem er zu Gewaltthaten gegen das Heidentum anstachelte, ohne zu begreifen, daß die weltliche Macht, welche die Kirche feindselig bekämpft, ihr nicht so viel schaden kann, als diejenigen ihr schaden, welche ihr mit weltlichen Mitteln aufhelfen wollen. Vergessen schien auf einmal, wie lange und wie dringlich die Christen Religionsfreiheit gefordert hatten. Nun sie die Herrschaft erlangt, sollte die erkämpfte Freiheit den Gegnern nicht zu gute kommen. Die eben noch Verfolgte gewesen waren, wurden zu Verfolgern. „Abgebrochen, ihr Kaiser," ruft einer ihrer Stimmführer den Söhnen Konstantins zu, „gänzlich zerstört werden müssen die Tempel, damit nicht länger der verderbliche Irrtum den römischen Erdkreis beflecke. Dazu hat der höchste Gott euch die Herrschaft übertragen,

damit durch euch jener Krebsschaden geheilt werde. Nach Zerstörung der Tempel, und wenn keine Spur des Heidentums mehr übrig ist, habt ihr die Feinde besiegt und das Reich erweitert."

Zunächst freilich hatten die drei Brüder, unter welche Konstantin das Reich geteilt, zu viel mit ihrem Bruderzwist zu thun, als aber Konstantin II. gefallen, und die beiden andern, Konstans und Konstantius, unbeschränkte Herren, jener des Abend-, dieser des Morgenlandes geworden waren, schritten sie wirklich zu Gewaltmaßregeln gegen das Heidentum. Ein im Jahre 341 erlassenes Gesetz verkündete: „Aufhören soll die heidnische Superstition, vertilgt werden der Wahnsinn der Opfer wer immer diesem Gesetz zuwider es wagt, Opfer zu bringen, soll unnachsichtlich der Strafe verfallen." Noch schärfer schritt nach Konstans' Tode Konstantius, jetzt Alleinherrscher, ein: Aller Orten sollen die Tempel geschlossen werden, um den Heiden die Gelegenheit, sich zu versündigen, zu nehmen. Wer Opfer bringt, soll durch das rächende Schwert niedergeschlagen werden, sein Vermögen verfällt dem Fiskus. Ließ sich dieses Gesetz auch nicht strenge durchführen, so wurden doch vieler Orten die Götzenbilder zerschlagen, die Tempel geschlossen, ganz abgebrochen oder in christliche Kirchen verwandelt. Niedrige Leidenschaften mischten sich auch ein. Die Tempelgüter wurden zum Teil geraubt, zum Teil fielen sie den Kirchen zu, und vielfach sah man in christlichen Gotteshäusern jetzt Gold und Edelsteine funkeln, die früher heidnische Götzen geziert hatten. Wer noch dem Heidentum anhing, mußte sich verbergen. Aller Orten spürten Polizeiagenten nach, und die Teilnahme an einem im Geheimen gebrachten Opfer oder auch nur das Tragen eines heidnischen Amulets konnte den Tod bringen.

Es ging mit diesen Maßregeln, wie es immer zu gehen pflegt, wenn im Kampfe geistiger Mächte die augenblicklich herrschende Partei zur Gewalt ihre Zuflucht nimmt. Anfangs weicht alles zurück, und es sieht aus, als würde das erstrebte Ziel

leicht und ohne Mühe erreicht werden. Aber ist bei dem Gegner wirklich noch eine Widerstandskraft vorhanden, so wird diese durch den Angriff allmählich verdichtet; die derselben Richtung Angehörenden lernen sich kennen, verbinden sich unter einander, und kommen ihnen günstige Umstände zu Hülfe, finden sie namentlich den rechten Führer, so kann es geschehen, daß die Situation plötzlich umschlägt, denen zum Gericht, die einen Kampf des Geistes mit fleischlichen Waffen ausfechten wollten.

Das Heidentum barg doch noch größere Kräfte in sich, als diejenigen meinten, die den Kaisern einredeten, es lasse sich jetzt leicht damit aufräumen. Anders stand es in dieser Beziehung im Abend-, anders im Morgenlande. Im Abendlande war es besonders die römische Aristokratie, die, mit geringen Ausnahmen, noch dem alten Glauben anhing, und neben ihr die große Masse des Volks. Im Morgenlande hatte sich das Christentum dagegen schon viel mehr der Massen bemächtigt, und eine eigentliche Aristokratie fehlte hier so gut wie ganz. Dafür gab es hier eine Aristokratie der Bildung, und deren Feindschaft war dem Christentum ungleich gefährlicher als die Abneigung der römischen Geburtsaristokratie. Noch immer strömte die Jugend den altberühmten Schulen von Milet, Ephesus, Nikomedien, Antiochien und vor allen Athen zu, und die Lehrer an diesen Schulen waren so ziemlich ausnahmslos Heiden. Dort studierte man die alten Klassiker und ergötzte sich an der Redekunst eines Libanius und der andern feingebildeten Rhetoren der Gegenwart. Dort sog man den antiken heidnischen Geist ein und zugleich die Verachtung gegen das barbarische Christentum. Man spottete über das Dogmengezänk in der christlichen Kirche und hatte leider nur zu viel Recht dazu. Galt doch je nach kaiserlicher Gunst und Laune heute diese, morgen jene Lehre als die rechtgläubige. Heute wurde dekretiert, Christus sei wesensgleich mit dem Vater, und alle, die das zu bekennen sich weigerten, wurden vertrieben und verbannt; morgen schlug die

Hoftheologie um, dekretierte, Christus sei ein Geschöpf, und nun mußten die Gegner in die Verbannung wandern. Wie hoch dünkte man sich in seiner klassischen Bildung darüber erhaben! Mit welchem inneren Grimme sah man es mit an, wie die Tempel zerstört, die Kunstwerke zerschlagen, die Erinnerungen einer großen Zeit vertilgt wurden, und das alles zu gunsten einer barbarischen Religion ohne Bildung! Zwar das alte rohe Heidentum wollte man selbst nicht mehr, aber das verfeinerte Heidentum des Neuplatonismus schien nicht bloß dem Christentum ebenbürtig, sondern ihm überlegen. Denn was das Christentum Wahres in sich trug, das glaubte man da selbst zu haben, nur in viel feinerer Gestalt, verbunden mit der Kultur, erfüllt von klassischem Geiste. So schwärmte man in Reminiscenzen an die alte Herrlichkeit von Hellas und Rom und erging sich in Hoffnungen, daß noch einmal bessere Zeiten kommen würden, daß der Sieg des Christentums nur ein vorübergehender sei, und die Adonisgärtchen, die Konstantin gepflanzt, bald wieder welken würden. Diese Kreise sind es, aus denen die Reaktion gegen das Christentum hervorgeht. Ihr Geist verkörpert sich in Julian, besteigt noch einmal den Kaiserthron und macht den letzten Versuch, den Siegesgang des Christentums aufzuhalten, ohne etwas anderes zu erreichen, als der Welt den unanfechtbaren Beweis zu liefern, daß die Herrschaft des antiken Geistes für immer gebrochen ist.

Flavius Claudius Julianus war der Sohn des Konstantius, eines Bruders Konstantins, also ein Neffe des großen Kaisers. Nachdem seine Mutter früh gestorben war, verlor er den Vater und seine ganze Familie mit Ausnahme seines Bruders Gallus in den blutigen Kämpfen, die nach dem Tode Konstantins das kaiserliche Haus verwüsteten. Ihn selbst rettete nur seine Jugend, doch war er der herrschenden Partei immer verdächtig, und um so mehr wurde er vom Hofe mit argwöhnischen Augen angesehen, als seine nach allen Seiten ausgezeichnete Begabung von früh an unverkennbar hervortrat.

Auch der Kaiser Konstantius fing an, ihn mit Argwohn zu betrachten, und die Folge davon war, daß der vierzehnjährige Julian, von Konstantinopel verbannt, nach der Burg Macella in Kappadokien gebracht und dort streng bewacht wurde. Für eine edel angelegte Natur, und die ist Julian in vollem Maße, giebt es nichts Gefährlicheres, als unter dem Drucke des Argwohns und inmitten intriguierender Parteien aufzuwachsen. Sie wird dadurch, ihrem eigenen Wesen widersprechend, zur Unwahrheit genötigt. Julian hat es von früh auf gelernt, seine wahren Gedanken zu verbergen; er ist, der schlimmste Zug seines späteren Charakters, systematisch zum Heuchler gemacht worden. Noch schlimmer war es, daß man in Konstantinopel glaubte, dem Neffen Konstantins jede politische Bedeutung am besten dadurch nehmen zu können, daß man ihn für den geistlichen Stand bestimmte. Sorgsam wurde er von jeder Berührung mit dem Heidentum abgeschnitten; seine ganze Erziehung wurde Geistlichen anvertraut und bekam einen streng religiösen Charakter. Seine Zeit war zwischen Studien und Gottesdiensten geteilt; selbst die Erholung wurde zur Andachtsübung. In seinen freien Stunden mußte Julian wie zum Spiel dem Märtyrer Mamas eine Kapelle bauen. Daß diese Erziehung das Gegenteil von dem erreichte, was sie erstrebte, wird uns nicht wundernehmen, zumal wenn wir bedenken, was das für ein Christentum war, welches dem Jünglinge sozusagen mit Gewalt eingetrichtert wurde, mehr Dogmengezänk als Herzensglaube, mehr toter Zeremoniendienst als Leben des Geistes. Das wahre Christentum hat Julian nie kennen gelernt, dazu war der kaiserliche Hof der denkbar schlechteste Ort, und die Erziehung in der Gefangenschaft das denkbar schlechteste Mittel. Im Gegenteil wurde er dem Christentum hier schon entfremdet; er mußte eine Religion hassen, deren Vertreter seine Familie gemordet hatten, und deren Priester seine Kerkermeister waren. Merken lassen durfte er sich davon freilich nichts, sondern nach außen zeigte er sich als eifrigen Christen,

brachte es auch dahin, die erste Stufe der geistlichen Würden zu betreten. Er wurde Vorleser in der Kirche und erwarb sich den Ruf besonderer Frömmigkeit.

Selbst dem Kaiser Konstantius erschien er jetzt ungefährlich. Er erhielt die Freiheit wieder und brachte eine Zeit lang in Konstantinopel zu, wo der Sophist Hecebolius, im Grunde ein indifferenter Mensch, der aber, um der Hofgunst willen ein eifriger Christ geworden war, dem Julian die Verachtung der heidnischen Götter beizubringen sich bemühte und offenbar keinen günstigen Einfluß auf ihn ausübte. Dann wurde ihm sogar erlaubt, nach Nikomedien zu gehen, um dort Philosophie und Rhetorik zu studieren. Nur mußte er seinem Lehrer Hecebolius versprechen, den Libanius, den Hauptvertreter der heidnischen Philosophen- und Rhetorenpartei, nicht zu hören. Das Verbotene reizte nur noch mehr. Zwar hielt Julian das Versprechen, den Libanius nicht zu hören, desto eifriger aber studierte er dessen Schriften, und bald stand er mit den bedeutendsten Männern jener Kreise, die ich oben beschrieb, in persönlichem oder brieflichem Verkehr. Sie zauberten ihm die ganze Herrlichkeit der antiken Welt vor die Augen, führten ihn in die Klassiker ein und gewannen den Jüngling rasch für die Ideen, in denen sie lebten. Mit welchem Eifer wurde jetzt Plato und Aristoteles studiert, mit welcher Begeisterung lauschte er den Offenbarungen der neuplatonischen Philosophie, mit welch heiliger Scheu erfüllten ihn die in diesen Kreisen mit Vorliebe getriebenen magischen Künste. Da glaubte er gefunden zu haben, wornach seine Seele lange gelechzt. Wie hatte man diese ganze Herrlichkeit preisgeben können um des barbarischen Christentums willen! Es darf als feststehend angenommen werden, daß Julian schon damals im J. 351 zum Heidentum zurückkehrte, und ist es neben den Rhetoren Nikomediens besonders der greise hochangesehene Neuplatoniker Maximus in Ephesus gewesen, der seinen Übertritt herbeigeführt hat. Was Julian bewog, war in erster Linie die Be-

geisterung für die griechische Bildung. Selbst in religiöser Beziehung erschien ihm der Polytheismus dem Monotheismus überlegen. Er ist philosophischer. Der Neuplatonismus erfüllte die ganze Seele des jugendlichen Schwärmers und schien ihm nach allen Seiten hin die Bildung der alten Welt zu einer Einheit zusammenzufassen. Aber freilich seine Eitelkeit hatte auch starken Teil daran, denn natürlich wurde er in den Kreisen der Hellenisten aufs höchste gefeiert, und an Schmeicheleien ließen es seine rhetorischen Freunde nicht fehlen. Unter den damals betriebenen Gewaltmaßregeln des Konstantius gegen den alten Glauben hatte sich die heidnische Partei enger zusammengeschlossen, und schon hegte man dort allerlei Restaurationspläne, schon sah man auf Julian, als auf den, der sie einmal verwirklichen sollte. Noch zwar mußte er sein Heidentum sorgsam verbergen, noch äußerlich als eifriger Christ sich darstellen und als Bewunderer des Konstantius, aber seine Freunde hofften auf eine Zeit, in der er offen hervortreten könne, und sie sollte rascher kommen, als auch ihre kühnsten Hoffnungen erwarten konnten. Plötzlich und ihm selbst unerwartet wurde Julian von seinen klassischen Studien abgerufen und ins praktische politische Leben hineingestellt.

Es sah bös aus im Reiche. Von Südosten drängten die Perser, von Nordosten die Germanen, die schon einen Teil Galliens überflutet hatten. Konstantius stand fast allein, so hatte Familienzwist mit Schwert und Gift in dem einst blühenden Hause Konstantins aufgeräumt. Nachdem auch sein Bruder Gallus ermordet war, blieb nur Julian übrig. Der Kaiser entschloß sich, diesen zur Hülfe zu rufen; er wurde zum Cäsar ernannt und mit dem Oberbefehl über die Truppen in Gallien bekleidet. Während der Kaiser die Ostgrenze gegen die Perser zu schützen unternahm, sollte Julian die Germanen zurückwerfen. Wunderbar rasch entfaltete jetzt der junge Cäsar seine reichen Gaben. Er, der bisher nur den Studien gelebt hatte, zeigt sich bald als tüchtigen Feldherrn und umsichtigen Regenten. Ge-

wissenhaft seine Zeit einteilend zwischen seinen auch jetzt nicht vernachlässigten Studien und seinen Regentenpflichten, musterhaft einfach in seiner Lebensweise, keusch und sittenstrenge, jede Gefahr, jede Mühe mit seinen Soldaten teilend, gelang es ihm, in einer Reihe von siegreichen Schlachten die Germanen wieder über den Rhein zurückzudrängen und Gallien zu beruhigen. Von seinen Soldaten vergöttert, war er zugleich bei den Einwohnern der Provinz hochgeehrt. In Konstantinopel weckte das den alten Argwohn von neuem, so sorgfältig auch Julian alles vermied, was den Kaiser hätte reizen können, so sorgsam er namentlich sein Heidentum versteckte. Denn während im Palaste Julians schon wieder im engeren Kreise der Vertrauten den alten Göttern gedient wurde, trat er öffentlich noch immer als Christ auf. Um ihn nicht zu mächtig werden zu lassen, rief der Kaiser gegen Ende 360 die besten Legionen, die unter Julians Befehl standen, aus Gallien ab, angeblich weil er ihrer im Kriege gegen die Perser bedurfte. Die Legionen weigerten sich, zu marschieren, und riefen Julian zum Augustus aus. Auch jetzt noch suchte dieser den Konstantius zu beschwichtigen; als das aber vergeblich war, als Julian erkannte, daß es sich für ihn um sein Leben handelte, nahm er die Kaiserwürde an und rückte an der Spitze seiner Armee vor. Schon stand er in Dacien, da traf ihn die Nachricht, daß Konstantius am 3. November 361 auf dem Feldzuge gegen die Perser gestorben sei, und ohne mehr Widerstand zu finden, im ganzen Reiche anerkannt, eilte Julian nach Konstantinopel. Seinen Einzug hielt er bereits als erklärter Heide. Während er seinen Kriegszug damit begann, daß er im geheimen der Bellona opferte, besuchte er noch in Vienne die Kirche. Aber schon auf dem Marsche wurde jeder Zweideutigkeit ein Ende gemacht und öffentlich den alten Göttern geopfert. Das römische Reich hatte wieder einen heidnischen Kaiser.

Zunächst schwamm alles in Jubel. Denn so allgemein verhaßt Konstantius gewesen war, so allgemein begrüßte man

Julian als Befreier. Selbst die Christen schlossen sich diesem Jubel an. Hatten doch auch sie unter dem Willkürregimente der letzten Jahre schwer genug zu leiden gehabt, und wenn manchem tiefer Blickenden auch Besorgnisse aufstiegen mochten, so sagte man sich auch wieder, daß selbst ein heidnischer Kaiser der Kirche nicht so viel schaden könne, als der christliche Konstantius ihr durch sein gewaltthätiges Eingreifen in ihr innerstes Leben geschadet hatte. Lieber noch ein der Kirche ganz fern stehender Kaiser, als ein christlicher, der seine Macht gebrauchte, um in den dogmatischen Kämpfen diese oder jene ihm beliebende Rechtgläubigkeit durchzusetzen. Proklamierte doch auch Julian keineswegs die Unterdrückung des Christentums, sondern nur völlige Religionsfreiheit. Er selbst wollte für seine Person Heide sein, aber kein Christ sollte in seinem Glauben gestört werden. Ohne allen Zweifel war es Julian damit völliger Ernst. Er hat an nichts weniger gedacht, als daran, ein Verfolger der Kirche zu werden. Dazu war er viel zu fest von der Unwahrheit des Christentums und von der Wahrheit des Heidentums überzeugt. Julian ist ein Schwärmer, wie der ganze Kreis von Rhetoren und Philosophen, in dem er lebte. Er betrachtet sich als von der Gottheit selbst zu dem großen Werke der Restauration des Heidentums berufen, und diese Restauration ist von Anfang an sein bewußtes Ziel. Aber er ist eben so fest überzeugt, daß sich diese Restauration ohne jede Gewaltthat ganz von selbst machen wird. Sobald man nur das Heidentum wieder freigiebt, wird es das Christentum durch seine eigene Kraft überwinden. Wenn nur die Heiden Ernst machen mit ihrer Religion, den Kultus mit Eifer betreiben, ein den Göttern wohlgefälliges Leben führen, so kann es nicht fehlen, die Christen werden sich bekehren und die Wahrheit des Heidentums anerkennen.

Er selbst, der Kaiser, machte wirklich nach allen Seiten hin Ernst mit seinem Heidentum. In diesem Punkte wenigstens war er aufrichtig und kein Heuchler. Der ungeheure bei

Hofe eingerissene Luxus wurde beseitigt, unnütze Beamte in großer Zahl entlassen. Einfach, streng, keusch sollte das Leben sein. Einen solchen Kaiser hatte man noch nicht gesehen, der so schlicht einherging, dessen Tafel so spärlich besetzt war, der nichts kannte, als angestrengte Arbeit und eifrigen Dienst der Götter. Im Palast wurde ein Tempel erbaut, dort opferte Julian täglich. Oft sah man ihn selbst bei den Opfern dienen, Holz herzutragen, dem Opfertiere eigenhändig den Stahl in den Leib stoßen. Er wußte jedes Fest, das gefeiert werden mußte, er kannte das ganze schon halbvergessene Ritual. Eben so eifrig nahm er es mit seinem Amte als Pontifex maximus. Überall regte er den abgekommenen alten Kultus wieder an. Hier wurde ein verschlossener Tempel wieder geöffnet, dort ein verfallener hergestellt, Götterbilder wieder aufgerichtet, oder bereits eingegangene Feste wieder in Gang gebracht. So, dessen war Julian gewiß, mußte das Heidentum wieder aufleben. Jede Gewalt verwarf er dabei ausdrücklich. Er schreibt zu Anfang seiner Regierung an einen Provinzialbeamten Artabius, er wolle nicht, daß die Christen ungerechterweise geschlagen und getötet würden; er verbietet noch in einem aus Antiochien, also in der späteren Zeit, geschriebenen Briefe, die Christen mit Gewalt zu den Tempeln heranzuziehen. „Schläge und körperliche Mißhandlungen," sagt er, „sind nicht das Mittel, die Überzeugung eines Menschen zu ändern." Die christliche Religion ist ihm ein Irrtum, der keinen Haß verdient, sondern Mitleid, eine Thorheit, ein Wahnsinn, den man eigentlich gegen den Willen des Kranken heilen muß. „Wenn es möglich ist," äußerte er, „leibliche Krankheiten durch gewaltsame Operationen zu heilen, die Irrtümer über die Natur Gottes kann man nicht zerstören, weder durch Feuer noch durch Eisen. Was nützt es, daß die Hand opfert, wenn der Gedanke die Hand verdammt? Das ist nur eine neue äußerlich aufgelegte Schminke, nicht ein Wechsel der Überzeugung." Wer würde darin dem Kaiser nicht beistimmen, aber eine andere

Frage ist freilich die, ob er im stande sein wird, die richtig und weise gezogene Schranke selbst inne zu halten.

Gewiß, zwingen wollte Julian keinen, aber er sah es doch gern, wenn jemand sich von der Wahrheit des Heidentums überzeugte; und wenn er jedem auch die vollste Freiheit zu lassen willens war, er hätte von der Wahrheit seiner eigenen Stellung nicht so völlig überzeugt sein müssen, wie er es war, wenn er sich nicht bemüht hätte, andere zu sich herüberzuziehen. Schon sein Benehmen bei der Beerdigung des Kaisers Konstantius war charakteristisch. Er ließ den Christen volle Freiheit, er griff nicht ein, obwohl in manchen Kirchen die Klage über den Tod des christlichen Kaisers zur Anklage gegen den heidnischen wurde, aber er selbst vollzog die Begräbniszeremonien zu Ehren des Verstorbenen nach heidnischem Ritus. Als er die Libation ausgegossen hatte, forderte er die Umstehenden auf, ihm zu folgen. Die es thaten, wurden von ihm beglückwünscht, die sich Weigernden nötigte er nicht, sie hatten ja ihre Freiheit, aber das freundliche Lächeln, mit dem er ihre Weigerung erwiderte, hatte doch etwas Verdächtiges. Natürlich dauerte es auch nicht lange, da machte dieser und jener aus seiner Umgebung, der bis dahin ein eifriger Christ gewesen war, der vielleicht noch vor kurzem für nicänische oder arianische Rechtgläubigkeit geeifert hatte, die Entdeckung, daß das Heidentum doch eigentlich dem Christentum vorzuziehen sei. Die Menschen hätten nicht Menschen sein müssen, wenn es nicht so gewesen wäre; und wirklich glaubte der Schwärmer Julian, ihre Bekehrung sei sein Werk, zumal wenn feinere Höflinge es so einzurichten wußten, daß sie erst eine Zeit lang zögerten, den Kaiser erst recht viel von der Herrlichkeit der alten Religion deklamieren ließen, ehe ihnen das neue Licht aufging. Welche Freude hatte er jedesmal, wenn wieder irgend eine bedeutendere Persönlichkeit für die alten Götter gewonnen war; und entfernte er auch keinen Christen bloß darum, weil er ein Christ war, aus seiner Umgebung, es war doch nur natürlich, daß

ihm seine Gesinnungsgenossen am nächsten standen. Nun gab es bald Bekehrungen in Menge; Statthalter, Beamte, Soldaten suchten den alten Kult wieder hervor, sogar ein Bischof, Tagasius von Neuilium, den Julian schon früher als einen heimlichen Götterfreund kennen gelernt hatte, als er ihm die klassischen Stätten von Troja zeigte, trat über und wurde aus einem christlichen Bischof ein heidnischer Oberpriester. Die längst geschlossenen Thüren der Tempel öffneten sich wieder in vielen Städten, und wo sie längst erloschen waren, rauchten die Altäre der Götter aufs neue. Julian glaubte, wirklich den Anfang einer Wiederbelebung des Heidentums vor sich zu haben, und es war zu verführerisch, nun auch mit einigen kleinen Mitteln nachzuhelfen, die schon nicht mehr so ehrlich waren. Aber nur zu leicht entschuldigt ein Mensch, ein Schwärmer zumal, die schlechten Mittel mit den guten Zwecken. So stellte man z. B. gern neben das Kaiserbild ein Götterbild. Wer nun dem Kaiser die übliche Verehrung bezeugte, dem konnte man diese leicht als eine Verehrung des Gottes auslegen, wer dagegen dem Gott die Huldigung nicht darbrachte, lud zugleich den Schein einer Mißachtung des Kaisers auf sich. Weiter ging man in der Armee. Militärische und religiöse Zeremonien ging hier von je durch einander, und die Strenge der Disziplin beschränkte von selbst die religiöse Freiheit. Der Namenszug Christi, den die Fahnen seit Konstantin trugen, verschwand wieder; an seine Stelle trat das altrömische S. P. Q. R. Als die Soldaten ihr Geldgeschenk bekamen, stand an der Seite des kaiserlichen Thrones ein portativer Altar, und daneben auf einem Tische ein Kästchen mit Weihrauch. Den Soldaten wurde der Befehl erteilt, einzeln heranzutreten und ihr Congiarium zu empfangen. Jeder Herzutretende sollte zuvor einige Körner Weihrauch aus dem Kästchen nehmen und in die Flamme des Altars werfen. Die Christen unter den Soldaten stutzten und zögerten, aber die Offiziere versicherten hoch und teuer, es sei nur eine ganz

gleichgültige Zeremonie, da ja kein Götterbild auf dem Altar stehe. Die meisten ließen sich bereden und thaten, was befohlen war; einzelne verzichteten lieber auf das Congiarium. Nachher bei der festlichen Mahlzeit bezeichneten sich die christlichen Soldaten, wie sie es gewohnt waren, mit dem Kreuz. Ihre heidnischen Kameraden lachten, und um den Grund des Lachens befragt, erwiderten sie spöttisch: „Wir lachen, daß ihr noch Jesum Christum anbetet, in dem Augenblicke, da ihr ihn eben verleugnet habt.“ Entsetzt sprangen die Christen auf, sie sahen, welche Schlinge man ihnen gelegt. Viele zerrissen ihre Kleider, liefen in die Stadt und riefen: „Wir sind Christen! Jeder mag es hören! wenn unsere Hand verleugnet hat, unser Herz ist ihr nicht gefolgt!“ Vor dem Palaste des Kaisers entstand ein Zusammenlauf. Einzelne gingen so weit, daß sie dem Kaiser das Geld, das mit Verleugnung erkauft sein sollte, vor die Füße warfen. Des Kaisers Lage war mißlich. Seine Absicht war nicht gerade gewesen, die Soldaten zu offenbarer Verleugnung zu verleiten; er hielt die Zeremonie wohl für unschuldiger Art, aber zweideutig war sie und darauf berechnet, die Soldaten allmählich an derartige Zeremonien zu gewöhnen. Strafte der Kaiser jetzt die Tumultuanten, so konnte das wie eine Verfolgung aussehen, und die wollte er ja nicht; ließ er sie ungestraft, so stand die Disziplin auf dem Spiele. Er ließ einige Soldaten verhaften und verurteilen, erklärte aber dabei ausdrücklich, es geschehe das nicht, weil sie Christen wären, sondern weil sie unter den Fahnen rebelliert hätten. Trotzdem geriet ganz Konstantinopel in Aufruhr. Große Menschenmassen begleiteten die Soldaten zum Richtplatz; schon feierte man sie als Märtyrer. Da hielt es Julian doch für das Beste, ihnen Pardon zu geben. Aber die Folgen des Ereignisses waren damit nicht beseitigt. Das Mißtrauen der Christen war jetzt erwacht und ließ sich nicht wieder beschwichtigen. Julian selbst wurde vorwärts getrieben. Was er bis jetzt nicht gewollt, geschah; alle

höheren Offiziere, die Christen waren, wurden entlassen oder entfernt, auch aus dem Hofdienst alle Christen beseitigt. Die Kluft, die den heidnischen Kaiser von seinen christlichen Unterthanen schied, war offenbar geworden.

Schlimmer noch wirkten einige Gesetze, die der Kaiser gab, um Ungerechtigkeiten seines Vorgängers wieder gut zu machen, von denen er aber ganz gut wußte, daß sie in erster Linie die Christen treffen würden. Unter dem Schein der unparteilichen Gerechtigkeit bargen diese Gesetze eine Schädigung der Kirche, und Julian freute sich im Stillen darüber, daß es so war. Unter Konstantius war vielfach Kommunaleigentum den Kommunen entfremdet und willkürlich zu andern Zwecken verwandt. Jetzt sollte alles restituiert werden und zwar ohne Entschädigung derer, die sich im Besitz befanden. Die Güter, um die es sich handelte, waren teils gebraucht, um den Aufwand des Kaisers zu bestreiten, zum großen Teile aber auch um Kirchen zu bauen. Tempel waren in Kirchen verwandelt und sollten nun wieder dem heidnischen Kult zurückgegeben werden. Zerstörte Tempel sollten auf Kosten der Kirchenkassen wieder aufgebaut, oder der Schätzungswert erstattet werden. Selbst Private, die Tempelgrundstücke in gutem Glauben gekauft, sollten sie restituieren. Gold und Edelsteine, die früher an irgend einem Götterbilde geprangt, jetzt aber Kelche, Kreuze und Evangelienbücher in den Kirchen zierten, sollten ausgebrochen und zurückgegeben werden. Und das alles wurde mit rücksichtsloser Strenge durchgeführt. Denn die Statthalter wußten recht gut, daß sie sich dadurch beim Kaiser beliebt machten. Schon kam auch hie und da der heidnische Pöbel hoch. Julian hatte daran nicht nur seine Freude und that nichts, die Härten zu mildern, er billigte sie ausdrücklich und spottete: „Nun gut! die Galiläer sollten sich freuen. Befiehlt ihnen denn nicht das Gesetz des Evangeliums, das Übel zu leiden?“ Schon loderte auch auf christlicher Seite der Fanatismus auf, schon floß das erste Blut. In

Doristera in Thracien war eine christliche Kirche in einen heidnischen Tempel zurückverwandelt; Götzenbilder standen wieder da, wo das Kreuz gestanden. Am Vorabend des Tages, an welchem der Tempel mit einem großen Heidenfeste eingeweiht werden sollte, brach ein Christ in denselben ein und zerstörte die Götzenbilder. Dann gab er sich selbst an und wurde hingerichtet. Die Christen verehrten ihn als einen neuen Märtyrer.

Der Traum einer Restauration des Heidentums fing bei alledem bald genug an, sich als Traum zu erweisen. Jetzt nur noch von Heiden umgeben, konnte sich Julian dennoch dem Gefühl nicht entziehen, daß er unter diesen eigentlich isoliert stand. Er selbst war eine mystische Natur, die in Idealen lebte. Sein Heidentum war ein poetisch verklärtes. Davon war aber in der Wirklichkeit wenig oder nichts zu finden. Seine heidnischen Freunde waren Höflinge, die ihm zustimmten ohne innere Überzeugung, eitle Rhetoren, denen es nur um den Ruhm der Schönrednerei zu thun war, blasierte Menschen ohne jede Religion, oder lustige Gesellen, die sich vor allem amüsieren wollten, und denen es schon recht war, von den Schranken des Christentums loszukommen, aber doch nicht um den Preis, daß ihnen das Heidentum ihres Gebieters noch engere zog. Der Kaiser war mit ihnen durchaus nicht zufrieden. Oft hielt er ihnen Strafpredigten, warf ihnen Kälte und Lauheit vor und rügte ihr freies Wesen. Ebensowenig waren sie mit ihm zufrieden. Er war ihnen viel zu ernst und zu sittenstrenge. Sie gingen lieber ins Theater als in den Tempel, sie amüsierten sich lieber, und fanden den täglichen Tempelbesuch, die eintönigen Zeremonien und Opfer herzlich langweilig. Ihnen wäre ein einigermaßen toleranter christlicher Kaiser ohne Frage viel lieber gewesen als dieser schwärmerisch fromme Heide. So rosig Julian alles ansah, *der* Erkenntnis konnte er sich bald nicht mehr entziehen, daß es so nicht ging. Das Heidentum mußte, sollte es wieder

aufkommen, innerlich belebt werden. Die Restauration mußte zugleich Reformation sein.

Aber seltsam, die Mittel und Kräfte für eine solche Reformation weiß Julian nur dem Christentum selbst zu entlehnen. Wie die christlichen Priester sollen auch die heidnischen das Volk belehren und auf ein heiliges Leben bringen. Wie die Christen sollen auch die Heiden sich der Armen annehmen. „Wenn unsere Religion," schreibt er an einen Oberpriester in Galatien, „nicht so, wie wir wünschen, fortschreitet, so liegt die Schuld an denen, die sie bekennen. Die Götter haben für uns große Dinge gethan über unser Bitten und Hoffen. Aber ist es recht, daß wir uns an ihren Gutthaten genügen lassen, und nicht an das denken, was die Gottlosigkeit der Christen hat wachsen lassen, ihre Humanität gegen Fremde, ihre Sorge für die Gräber, die Heiligkeit ihres Lebens? Alle diese Dinge müssen uns am Herzen liegen." So erhält denn der Oberpriester Anweisungen, er soll das Volk belehren, er soll die Priesterschaft von unwürdigen Gliedern säubern, er soll nicht dulden, daß die Priester das Theater besuchen und in den Kneipen liegen. Ganz besonders aber soll er dafür Sorge tragen, daß auch unter den Heiden Liebesthätigkeit geübt werde, wie unter den Christen. Armen- und Krankenhäuser sollen erbaut und die Bedürftigen unterstützt werden. Der Kaiser selbst weist dafür reiche Mittel an, aber auch die Dorfschaften sollen zu Beisteuern aufgefordert werden. „Wir dürfen es doch nicht leiden," schließt der Kaiser, „daß Andere sich unserer Tugenden bemächtigen, und uns die Schande der Trägheit treffe. Das hieße den Kult der Götter verachten."

Sollten damit dem Heidentum neue Kräfte zugeführt, so sollten dagegen dem Christentum die seinen entzogen werden. Ein kaiserliches Edikt vom 17. Juni 362 verbot den Christen, ferner als Lehrer der Nationallitteratur, der alten Klassiker aufzutreten. Es sei, führt der Kaiser aus, ein Widerspruch, wenn die Christen den Homer, den Thukydides oder Demosthenes

auslegten, und doch diese Männer als Gottlose und Feinde behandelten. Er wolle sie nicht zwingen, ihre Überzeugung zu ändern, aber er könne es auch nicht dulden, daß die alten Schriftsteller von Menschen ausgelegt würden, die sie der Gottlosigkeit bezüchtigten. „Wenn ihr," fährt er fort, „bei den Alten irgend welche Weisheit anerkennt, so beweist das dadurch, daß ihr ihre Frömmigkeit gegen die Götter nachahmt. Wenn ihr aber im Gegenteil denkt, daß alle ihre Meinungen falsch sind, dann geht doch in die Kirchen der Galiläer und interpretiert Matthäus und Lukas." Allerdings verbot das Edikt den Christen nur, als Lehrer der Nationallitteratur aufzutreten, nicht auch als Schüler die heidnischen Lehrer zu hören. Aber dieses mußte die unmittelbare Folge sein. Denn indem die Christen vom Lehren zurückgehalten wurden, kam der Unterricht ganz in die Hände der Heiden und gewann dadurch einen so spezifisch heidnischen Charakter, trat dadurch so bewußt in Gegensatz gegen das Christentum, daß nun die Christen auch nicht mehr Zuhörer bei solchen Vorlesungen sein konnten. So griff denn das Edikt in seinen Folgen viel weiter. Die Christen wurden dadurch von aller Bildung abgeschnitten. Das Edikt wurde für sie geradezu ein Verbot der Bildung. Damit wurde ihnen aber zugleich auch der Zugang zu allen höheren Ämtern, die Bildung erforderten, verwehrt; sie wurden aus der Gemeinschaft der gebildeten Menschen ausgestoßen. Gerade das wollte Julian. Auf die erhobenen Klagen erwiderte er: „Behaltet ihr eure Ignoranz; die Beredtsamkeit ist unser. Eure Lehre hat nur das eine Wort: Glaubt! so seid denn mit dem Glauben zufrieden." Er erklärte geradezu, die Anbeter des Zimmermanns, die Schüler der Fischer hätten kein Recht auf Bildung.

Eine Verfolgung war das nun freilich nicht, wenn man unter Verfolgung nur die Anwendung von Gewalt versteht, und doch war es eine Verfolgung und in gewissem Sinne eine schlimmere als alle früheren. Julian suchte den Christen

zu nehmen, was doch allen Menschen gemein sein soll, die Bildung, er machte ihnen die geistigen Güter ihres Volkes streitig. Sie sollten im Grunde nicht mehr als Menschen behandelt werden. So weit war Julian also schon gekommen. Und bei alledem mußte er sich gestehen, daß die Restauration keine nennenswerten Fortschritte machte, daß im Gegenteil die Mißstimmung gegen ihn in stetem Wachsen war. Nun war er zwar stolz genug, darauf nicht viel zu geben, aber seine eigene Stimmung wurde doch dabei von Tage zu Tage bitterer und gereizter. Er fand sich mehr und mehr isoliert in einer Welt, der er doch das Beste geben wollte, was er kannte, das klassische Griechentum, und die dafür keinen Sinn hatte. Er mühte sich ab, er opferte sich selbst auf, er lebte nur für das Reich, über das ihn die Vorsehung zum Herrn gesetzt, und fand sich doch mit seinem Streben vereinsamt. Ja selbst seine heidnischen Freunde, die Philosophen und Rhetoren, hielten sich fern. Er hatte sie zu sich geladen; die wenigsten kamen; die meisten, die bedeutendsten entschuldigten sich. Hatten die auch kein Herz mehr für die Sache, für die er einst in Nikomedien und Athen mit ihnen geschwärmt? oder verzagten sie schon daran, daß sein Werk gelingen werde?

In solcher Stimmung machte Julian sich auf nach Antiochien in Syrien, um in dieser Stadt die Vorbereitungen zu dem beabsichtigten großen Feldzuge gegen die Perser zu treffen. Dort warteten seiner neue Enttäuschungen. Die Heiligtümer seiner Götter fand er verlassen und verödet. Der Hain der Daphne in der Nähe der Stadt, einst ein berühmtes Heiligtum des Apollo, wo an einer heiligen Quelle Orakel erteilt wurden, war in einem traurigen Zustande. Die Quelle war verschüttet, der Tempel verfallen. In dem Haine selbst erhob sich eine christliche Kapelle, in der die Gebeine des Märtyrers Babylas ruhten. Julian befahl, den Tempel sofort herzustellen; die Gebeine des Märtyrers mußten ausgegraben werden. Die Christen gehorchten, aber als sie in feierlichem Zuge den

Leichnam in eine andere Kirche übertrugen, mußte Julian es mit anhören, wie sie in lautem Chore die Worte des Psalms sangen: „Schämen müssen sich alle, die den Bildern dienen, die sich der Götzen rühmen.“ Aufbrausend im Zorn ließ der Kaiser die Prozession von Soldaten angreifen und einige Personen verhaften. Er wollte sie hinrichten lassen, besann sich dann aber wieder und ließ sie frei. Seine edle Natur schlug noch einmal wieder durch; er wollte keine Verfolgung.

Der Tempel des Apollo war aufs prächtigste restauriert; Julian ging, dem Gotte zu opfern. Er hoffte eine feiernde Menge zu finden, aber keiner brachte Öl, dem Gotte eine Lampe anzuzünden, keiner Weihrauch. Nur ein alter Mann kam, eine Gans zu opfern. Was half es, daß Julian den Antiochenern über diese Nachlässigkeit eine lange Strafpredigt hielt. Er selbst verfiel nur um so mehr ihrem beißenden Spotte. Sie nannten ihn seines langen Bartes wegen „den Bären“, sie spotteten mit Anspielung auf sein vieles Opfern: „Es sei kein Wunder, daß das Fleisch teuer werde, wenn der Kaiser selbst Schlachter sei.“ Kurz nachher brannte der eben restaurierte Tempel des Apollo in der Nacht nieder. Nun kannte des Kaisers Zorn keine Grenzen mehr. Er schob die Schuld auf die Christen, und obwohl der Tempel, wie sehr wahrscheinlich ist, durch die Schuld eines heidnischen Philosophen, der unvorsichtig mit einer Weihelampe umging, in Brand geraten war, wurden doch viele Christen eingezogen und gefoltert. Die Kirche hatte wieder Märtyrer; und Julian, mit sich selbst und mit der ganzen Welt unzufrieden, ging nun noch weiter. Die Kathedrale von Antiochien wurde geschlossen, ihre Güter wurden konfisziert. Julian dekretierte, daß den Christen, denen Gott ja verboten habe, zu töten, kein Amt anvertraut werden dürfe, mit dem richterliche Funktionen verbunden wären. Er erklärte, man solle die Galiläer zwar nicht verfolgen, aber man müsse ihnen fromme Menschen vorziehen. Das genügte, um die Christen von allen Ämtern auszuschließen. Tag und Nacht rauchten die Opfer, das

Opferfleisch wurde an die Soldaten ausgeteilt. Einzelne von diesen murrten darüber. Julian ließ sie verhaften und hinrichten. Vor der großen Fontäne auf dem Markte von Antiochien wurde ein Altar errichtet, und die Quelle feierlich allen Göttern geweiht. Mit dem Wasser besprengte man dann den Markt, die Lebensmittel, die auf den Markt kamen, das Gemüse, das Fleisch, und Julian weidete sich an dem Gedanken, daß die Christen nun nichts essen und trinken könnten, ohne sich mit dem den Götzen geweihten Wasser zu beflecken. Die Zeiten des Galerius schienen wiedergekehrt zu sein. Schlimmeres noch geschah in den Provinzen. An manchen Orten erhoben sich die Heiden, plünderten und erschlugen die Christen. Julian stellte sich überall auf die Seite der Heiden. „Was thut das," war seine Antwort, „ist es denn ein Verbrechen, wenn ein Grieche zehn Galiläer tötet?" Natürlich war ein solches kaiserliches Wort das Signal zu neuen Verfolgungen; und Julian ließ das gewähren.

Immer drückender wurde die Luft in Antiochien. Was geschah, wurde durch das Gerücht noch vergrößert. Jede Nacht erzählte man sich, lasse der Kaiser Christen hinrichten, und am Morgen schwämmen die Leichen den Orontes hinab. Julian selbst wurde immer unruhiger. Er lief von Tempel zu Tempel brachte Opfer über Opfer; stundenlang kniete er vor seinen Göttern und bedeckte ihre Statuen mit Küssen. Dann nachts in der Stille saß er an seinem Schreibtisch und ließ seiner Bitterkeit, seinem Unmut über alles freien Lauf. Da schrieb er seine Schriften voll glänzenden Witzes, mit griechischer Feinheit gedacht und ausgeführt, aber voll bitteren Hasses, vor allem gegen die Galiläer und ihren Zimmermannssohn. Innerlich ruhiger wurde er dadurch nicht, sondern nur noch unruhiger, noch bitterer.

Endlich waren die großartigen Rüstungen zum Feldzuge gegen die Perser beendet. Julian brach auf, nachdem er zuletzt noch den verhaßten Antiochenern einen elenden Menschen zum

Statthalter gesetzt hatte mit der Bemerkung, der Mensch verdiene es nicht, Statthalter zu werden, aber sie verdienten es, von einem solchen Menschen regiert zu werden. Der Feldzug sollte ein zweiter Alexanderszug werden. Auf immer gedachte Julian das Reich von seinem gefährlichsten Feinde zu befreien. Die Heiden setzten auf diesen Feldzug alle ihre Hoffnungen. Kehrte der Kaiser als Sieger zurück, so war auch der Sieg des Heidentums entschieden. Die Christen waren still; es ging etwas wie die Ahnung eines Gottesurteils durch die Welt. Als der Rhetor Libanius einem christlichen Priester höhnisch zurief: „Was macht denn euer Zimmermannssohn?“ antwortete dieser: „Er zimmert eben einen Sarg für deinen Kaiser.“ Auch durch Julians Geist zogen trübe Ahnungen. Sein stetig zunehmender Aberglaube forschte nach Zeichen und glaubte überall Zeichen zu sehen. Bald ängstigten ihn allerlei Mißbildungen an den geopferten Tieren, bald scheute sein Pferd, bald fand er irgend ein anderes böses Omen.

Das ging vorüber, als er erst an der Spitze des Heeres stand. Der Feldherr wachte wieder auf. Er hatte einen kühnen Plan entworfen, und alles ging anfangs nach Wunsch. Siegreich drangen die Legionen nach Osten vor bis an den Tigris; Ktesiphon wurde nach einer glänzenden Waffenthat erobert. Besonnene Männer in der Umgebung des Kaisers mahnten jetzt, sich mit diesen Erfolgen zu begnügen; aber Julians unruhiger Geist drängte vorwärts. Wie er, ganz in Reminiszenzen an die Vergangenheit lebend, in den alten Helden seine Vorbilder sah so wollte er es jetzt auch dem großen Alexander nachthun. Um jeden Gedanken an Umkehr abzuschneiden, ließ er die Flotte auf dem Tigris verbrennen. Nun mußte das Heer vorwärts. Immer weiter ging es in die unabsehbaren Ebenen hinein. Vom Feinde war nichts zu sehen; die Perser mit ihren leichten Reiterscharen zogen sich fort und fort zurück. Täglich wurde dadurch die Lage der Römer bedenklicher; sie entfernten sich weiter von ihren Hülfsquellen; die Soldaten fingen an zu murren. Vergeblich stellte

ihnen Julian in glänzenden Reden vor, der Rückzug sei ungleich gefährlicher als der Vormarsch, vergeblich wies er auf den nahen Sieg hin. Ja, wenn der Feind vor ihnen gestanden hätte, sie wären ihm gefolgt, die alten Legionen, mit denen er am Rheine gesiegt, aber hier in den heißen, sandigen Ebenen sich täglich vorwärts zu schleppen, ohne einen Feind zu sehen, das ertrugen sie nicht. Gebrochenen Herzens mußte Julian den Befehl zum Rückzug geben. Auf diesen Augenblick hatten die Perser gewartet. Von allen Seiten fielen ihre leichten Reiterscharen über die Römer her. In täglichen Gefechten, nachts ohne Ruhe, dabei schlecht verproviantiert, so mußten sich diese ihren Rückzug bahnen.

Julian konnte sich nicht verhehlen, daß seine Lage eine äußerst kritische war. Wie mochte ihm zu Mute sein, wenn er nach den Anstrengungen des Tages schlaflos in seinem Zelte lag. Was war aus seinen Träumen von der Herstellung der alten Herrlichkeit Roms und Griechenlands geworden! Eines Morgens ließ er die Priester rufen und teilte ihnen mit, in der Nacht sei ihm der Genius Roms erschienen, ganz so wie einst in Gallien in der Nacht vor dem Tage, da ihn die Soldaten zum Augustus ausriefen, nur nicht wie damals mit emporgehobenem, sondern mit gesenktem Füllhorn. Er sei aufgesprungen, ihn zu halten, aber aus dem Zelte hinausschreitend, sei der Genius rasch verschwunden. Die Priester opferten, suchten nach Zeichen, wußten aber zuletzt nur den Rat zu erteilen, eine Schlacht möglichst zu vermeiden. Wie war das aber möglich, wo man vom Feinde umringt war? Eben ertönte wieder das Schlachtgeschrei der Perser. Julian stellte sich an die Spitze der Legionen, und noch einmal bewährte sich die römische Tapferkeit, noch einmal lächelte ihm das Glück. Todesmutig drangen die Legionen vor und erfochten einen vollständigen Sieg. Jubelnd geleiteten sie den Kaiser nach seinem Zelte. Kaum aber hatte dieser zur Erholung die Rüstung abgelegt, da wurde schon wieder ein Angriff der Perser von einer andern Seite gemeldet. Ohne erst die Rüstung anzulegen, eilte Julian auf den Kampf-

platz. Vergebens suchten ihn die Seinigen zurückzuhalten; allen voran stürzte er auf den Feind. Schon war dieser am Weichen, da traf den Kaiser ein Geschoß in die Hüfte. Mit einem lauten Schrei sank er zu Boden. In sein Zelt getragen, lebte er noch einige Stunden, dann verschied er in der Nacht vom 26. auf den 27. Juni 363.

Eins war ihm wenigstens geworden, ein Heldentod, eines alten Römers würdig. Ist es doch, als sollte in ihm noch einmal die alte Welt in einer Heldengestalt erstehen, um dann für immer zu sterben. Julians Schicksal ist im tiefsten Grunde tragisch. Reich begabt, kühn und tapfer, ein geborener Feldherr, gewandt in der Rede, voll Geist, eine edel angelegte Natur, sich selbst beherrschend und bereit, alles für sein Vaterland zu opfern, was hätte er werden, was dem Reiche sein können! Aber alle diese reichen Gaben schlagen zum Verderben aus, zu seinem und zu des Reiches Verderben, weil er die Wege nicht erkannte, welche Gott die Völker geführt hatte, und den Versuch machte, den Lauf der Geschichte rückwärts zu wenden; weil er, im Wahn des Heidentums befangen, dieses dem Reiche wieder aufdrängen wollte, nachdem die Welt schon das Höhere, das Christentum erlangt hatte. Der Ruf, mit dem Julian fiel, wird verschieden berichtet. Die einen sagen, er habe gelautet: „Nazarener! du hast gesiegt!“ die anderen: „Sonne (Julian verehrte besonders den Sonnengott), du hast mich betrogen!“ Die einen wie die anderen legen ihm einen Ruf der Enttäuschung in den Mund, und mag das Wort gelautet haben wie es will, seine Gedanken können keine anderen gewesen sein. Fortgehende Enttäuschung, das ist die Strafe, die Julian zu tragen hat für seine Schuld. War denn das nicht seine eigentliche Schuld, daß er getäuscht, sich selbst und andere getäuscht hatte? Voll jugendlicher Begeisterung hofft er die Herrlichkeit der alten Welt erstehen zu sehen, und aller seiner Arbeit, all seinem Eifer gelingt es nicht, auch nur einen Funken wahren Lebens in der ausgebrannten Asche wieder

zu entzünden. Eine Täuschung war es, wenn er die antike Welt, für die er schwärmte, noch für lebensfähig hielt. Er will nicht verfolgen, er will nur die Freiheit, und muß zuletzt zum Tyrannen und zum Verfolger der Kirche werden. Eine Täuschung war es, wenn er meinte, die Welt wieder umkehren zu können ohne Gewaltthat. Nachdem das Christentum einmal gesiegt hat, muß jeder Gegensatz gegen dasselbe in seiner Konsequenz antichristlich werden. Julian will anfangs bloß Nichtchrist, Heide sein, aber wider seinen Willen wird er mehr und mehr in den antichristlichen Gegensatz hineingedrängt. Sein Leben spitzt sich zu zu einem Kampfe zwischen ihm und dem Nazarener. Das fühlt er, das ist die Ursache seiner Unruhe, seiner Verbitterung, seiner innerlichen Angst. Er fordert ein Gottesurteil heraus, und in den Ebenen jenseits des Tigris ist es gefällt.

Auch wenn ihn der tödliche Pfeil dort nicht getroffen hätte, seine Rolle war doch ausgespielt. Mit einem geschlagenen Heere zurückkehrend, hätte er nicht nur allen Restaurationsgedanken entsagen müssen, er hätte schwerlich auch nur den Thron behauptet. Athanasius hätte so wie so Recht behalten. Als während der Regierung Julians die Freunde des großen Lehrers ängstlich klagten, antwortete er bloß: „Nubicula est, transibit!“ „Es ist nur eine kleine Wolke, die geht vorüber!“ Das Heidentum sollte selbst den Beweis liefern, daß sein Leben erschöpft war. Der Beweis ist jetzt geliefert. Die Reaktion unter Julian ist die letzte geblieben; nun sinkt es desto rascher in sich zusammen. In Julian ist das antike Heidentum selbst gefallen mit dem Rufe: Nazarener, du hast gesiegt! Der Sieg des Christentums über das Heidentum ist entschieden.

Ist der Sieg ein reiner und vollkommener? Gewiß, den ganzen Kampf überblickend, dürfen wir sagen, dieser Sieg ist der reinste, der je errungen ist; denn er ist errungen durch Bekennen und Dulden, durch Lieben und Leiden, durch unschul-

dig vergossenes Blut. Aber was ist rein auf dieser sündigen Erde?! Auch die Entwickelung der Kirche ist keine fehllose, auch da greift die Sünde ein, obwohl über seiner Kirche der Herr waltet und sie trotz der Menschen Sünde dem Ziel ihrer Vollendung entgegenführt. Es ist wehmütig zu sehen, daß schon jetzt die ersten Keime der Irrtümer sich angesetzt haben, die im Laufe der Zeit wachsen und neue nur anders geartete Kämpfe hervorrufen werden. Während des Kampfes mit dem Heidentum hat in der Kirche schon ein gesetzliches Wesen Raum gewonnen; das wird mit der Zeit die Gnadenanstalt Christi mehr und mehr in eine Rechtsanstalt verkehren. Schon sind die Grundlagen einer Hierarchie gelegt, die im Lauf der Jahrhunderte zwar die Kirche mächtig und herrlich machen, aber auch den Herrn Christum selbst in Schatten stellen wird. Schon ist ein Stück Welt in die Kirche eingedrungen; in der Friedenszeit, die jetzt beginnt, wird mehr und mehr davon eindringen, und die Kirche selbst wird verweltlichen. Haben auch Staat und Kirche durch Konstantins weltgeschichtliche That sich einander die Hände gereicht zu gemeinsamer Arbeit, welche Reihe von Kämpfen wird es noch geben zwischen diesen beiden Mächten, Kämpfe, die Jahrhunderte in Atem halten. Der Kampf mit dem Heidentum draußen ist zu Ende, der Kampf mit dem Heidentum inmitten der Kirche wird an seine Stelle treten. Denn wenn auch äußerlich, so ist das Heidentum doch noch nicht innerlich völlig überwunden, sondern wie in uns selbst der alte Mensch beständig gegen den neuen, so reagiert auch in der Christenheit, aus der Tiefe des natürlichen Menschen heraus, das alte Heidentum noch beständig gegen das neue Leben des Christentums. Dieser Kampf ist ein unausgesetzter, die Geschichte der Kirche ist nur die Geschichte dieses Kampfes. Also der Friede, den die Kirche gewonnen, ist noch kein voller Friede, er bezeichnet nur eine Epoche in dem Kampfe, der auch heute noch nicht ausgekämpft ist. Ja, wir stehen heute wieder so recht mitten darin, denn stärker fast als je

reagiert der heidnische Sinn in modernem Gewande gegen die christlichen Gedanken und das christliche Leben, und fast scheint es, als sollten die Fragen der Zeit sich zu der Frage zuspitzen, ob wir Christen bleiben oder wieder Heiden werden wollen?

Möchten uns denn die Bilder aus den vergangenen Heldenzeiten der Kirche zu Spiegelbildern für die Gegenwart werden. Möchten wir vor allem daraus lernen, daß in dem Kampfe, der uns verordnet ist, nur Eines siegt, der Glaube, der lebendige Glaube, das ist der freudig bekennende, in Liebe dienende, in Hoffnung duldende. In diesem Glauben schauen wir mit den Bekennern und Märtyrern noch nach einem anderen Siege aus, als den sie errungen haben, nach dem Siege, den der Herr bringen wird an seinem großen Tage. Der Sieg wird ganz rein sein, ganz vollkommen. Auf den Sieg folgt kein Kampf mehr, sondern ewiger Friede.

Inhalts-Verzeichnis.

Erstes Buch: Die kämpfenden Mächte.

Erstes Kapitel: Der religiöse Zustand der Heidenwelt.

Seite

1. Die Völkermischung im Römischen Reiche 7
2. Verfall der Religion 22
3. Fremdkulte und Erlösungssehnsucht 55
4. Das Judentum 72

Zweites Kapitel: Der sittliche Zustand der Heidenwelt.

1. Glaube und Moral 83
2. Ehe und Familienleben 87
3. Arbeit und Luxus 94
4. Spiele 108
5. Sklaverei 120
6. Das Bedürfnis einer sittlichen Erneuerung 129

Drittes Kapitel: Die Christen.

1. Die Predigt des Evangeliums 137
2. Kultus und Gemeindeleben 146
3. Wandel der Christen 152
4. Liebesthätigkeit 174
5. Märtyrertum 188

Zweites Buch: Der Kampf.

Erstes Kapitel: Der erste Zusammenstoß.

Seite
1. Übersicht 199
2. Die Neronische Verfolgung 221

Zweites Kapitel: Die Christen vor Gericht.

1. Der Trajanische Christenprozeß 229
2. Der wachsende Einfluß des Christentums 241
3. Die Verfolgung unter Marc Aurel 256
4. Erste Siegesahnungen 270

Drittes Kapitel: Der Umschwung.

1. Der Umschwung innerhalb des Heidentums 281
2. Der Umschwung innerhalb des Christentums 307

Viertes Kapitel: Die allgemeinen Verfolgungen.

1. Von Marc Aurel bis Decius 325
2. Von Decius bis Gallienus 334

Drittes Buch: Der Sieg.

Erstes Kapitel: Der Entscheidungskampf.

1. Die Arbeit der Kirche an den Heiden 351
2. Die Restauration des Reichs 358
3. Die Diokletianische Verfolgung 371
Zweites Kapitel: Der Sieg 383
Drittes Kapitel: Die letzte Reaktion des Heidentums 406

Im Verlag von W. Gundert in Stuttgart sind

von demselben Verfasser

erschienen:

Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit
in 3 Bänden.

Band I. Die christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche. 425 Seiten gr. 8°. 2. Auflage. Broschiert Mk. 6.—, in Leinwand Mk. 7.—.

Band II. Die christliche Liebesthätigkeit im Mittelalter. 540 Seiten. Broschiert Mk. 7.—, in Leinwand Mk. 8.—.

Band III, die christliche Liebesthätigkeit seit der Reformation behandelnd, soll, so Gott will, in einigen Jahren erscheinen.

Vorträge in billigen Einzelausgaben:

I. **Thomas a Kempis und das Buch von der Nachfolge Christi.** 40 Pf.

II. **Aus der Reformationsgeschichte:** 1. Luther und Rom. 2. Luther und die Schwärmer. 3. Luther und die Schweizer. 4. Die Reformation der Stadt Hannover. 5. Die Wiedertäufer in Münster. Fünf Vorträge. Mk. 1. 40.

III. **Das vatikanische Concil:** 1. Die ökumenischen Concilien bis zur Reformation. 2. Vom tridentinischen bis zum vatikanischen Concil. 3. Der Verlauf des vatikanischen Concils. 4. Die Unfehlbarkeit des Papstes. Vier Vorträge. Mk. 1.—.

IV. **Zur socialen Frage:** 1. Socialismus und Christentum. 2. Von der christlichen Barmherzigkeitsübung. Zwei Vorträge. 60 Pf.

V. **Die modernen Darstellungen des Lebens Jesu:** I. Renan's Leben Jesu. II. Schenkel's Charakterbild Jesu. — Strauß' Leben Jesu. III. Die Evangelien. IV. Die Wunder. Vier Vorträge. Dritte Auflage. Mk. 1. 20.

Gnade und Wahrheit.
Predigten über alle Episteln und Evangelien des Kirchenjahrs.

Band I. Evangelien-Predigten. Band II. Epistel-Predigten.

Jeder Band broschiert Mk. 9.—, elegant gebunden Mk. 10.—.

Predigten
auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs.

2. Auflage. Broschiert Mk. 8.—, gebunden Mk. 9.—.

Im Verlag von J. Gundert in Stuttgart ſind von

Chriſtoph Schmid

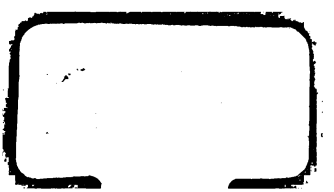
in neuen Ausgaben erſchienen:

Die Oſtereier. — Der Weihnachtsabend. — Das Lämmchen. — Heinrich von Eichenfels. — Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen. — Das Täubchen. — Die Hopfenblüten. — Das hölzerne Kreuz. Der Wunderarzt. — Das alte Raubſchloß. Waldomir. — Die Waſſerflut. Die Feuersbrunſt.	Zehn Bändchen hübſch broſchiert je 20 Pfg.
Roſa v. Tannenburg. — Das Blumenkörbchen. — Ludwig, der kleine Auswanderer. Blüten. — Genovefa.	Vier Bändchen hübſch kartonn. je 50 Pfg.
Der gute Fridolin und der böſe Dietrich. — 150 kurze Erzählungen für die Jugend.	Zwei Bändchen hübſch kartonn. je 75 Pfg.

Chr. Schmid's ausgewählte Kinderſchriften

in acht eleganten Leinwandbänden à M. 1.—.

Bd. I. Die Oſtereier. Roſa von Tannenburg.
„ II. Weihnachtsabend. Lämmchen. Heinrich v. Eichenfels.
„ III. Blumenkörbchen. Kanarienvogel. Johanniskäferchen.
„ IV. Genovefa. Das Täubchen.
„ V. Der gute Fridolin und der böſe Dietrich.
„ VI. 150 kurze Erzählungen.
„ VII. Hölzerne Kreuz. Wunderarzt. Ludwig. Blüten.
„ VIII. Das alte Raubſchloß. Waldomir. Waſſerflut. Feuersbrunſt. Hopfenblüten.

Jeder Band mit Titelbild elegant in Leinwand gebunden M. 1.—.

AUG 2 8 1931